

Seilbrücke über den Hunzafluß bei Gulmit

Aufn.: Döbste 1954 (G. Klamert)



Jahrbuch
des
Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 79)

1954

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck
1954

10.901/
79

1. Exptl.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



17.1.1955: (Vol. - 79 (1954)) : P. 10

16i

Inhaltsverzeichnis

Text:

	Seite	Tafel
1. A. Jennewein: Vom Prinzip der Auslese	5—12	
2. A. Gedler †: Als Geodät im Karakorum (Aus dem Tagebuch)	13—21	Titelbild, 1, 2
3. F. März, G. Steinmeß und J. Wellenkamp: Deutsche Korbilleren- Rundfahrt 1953	22—36	3, 4
4. G. Bögel und F. Henkel: Bergfahrten im Zentral- und Ostanatolischen Taurus	37—44	
5. R. Finsterwalder: Über Namen und Geschichte von Raubers und seinen Bergen	45—51	
6. S. Lechner: Als Skiläufer in den Rauberer Bergen	52—62	5, 6, 7
7. D. Stolz: Zur Verkehrsgeschichte des Brenner- und Reschenpasses . .	63—73	
8. W. Herberg und B. Altamura: Die Nesterschließung der Karnischen Voralpen	74—92	8, 9, 10
9. R. Hausmann: Die modernen Felsfahrten im Wetterstein	93—103	11, 12
10. F. Königer: Die „Hohe Route“ im Winter	104—116	13, 14
11. H. Gatti: Die Laupfäz im Pulverschnee	117—125	16
12. E. Rutte: Sommer- und Winterbergfahrten in der Sabiniggruppe . .	126—129	15
13. R. Leibl: Über den Höhengwindel	130—139	
14. G. Innerebner: Vorgeschichtliche Höheniedlungen in Südtirol . . .	140—149	
15. E. Schwarz: Die Alpenfage, ihre Grundmotive und Gestalten	150—160	

Bilder:

- Titelbild:** Seilbrücke über den Hunzafluß bei Gulmit. Aufn. Döhlke 1954 (G. Klamet)
- Tafel 1.** 7300 m hoher Gipfel am Batura-Gletscher, erstiegen am 5. 8. 1954. Aufn. Döhlke 1954 (Dr. P. Bernett)
- Tafel 2.** Im Gletscherbruch zwischen Lager I und II. Aufn. Döhlke 1954 (M. Schliefler)
- Tafel 3.** Pucacocha mit Ausgangs- und Westgipfel. Aufn. Deutsche Nordilleren-Kundsfahrt 1953
- Tafel 4.** Cayanagata-IV von Nordwesten. Aufn. Deutsche Nordilleren-Kundsfahrt 1953
- Tafel 5.** Oben: Schloß Nauders gegen Biz Mondin. Aufn. R. Mathis
Unten: Nauders gegen Südosten, im Hintergrund Ebene (2509 m) und Pienger-Kopf (2792 m). Aufn. R. Mathis
- Tafel 6.** Oben: Hütten im Saleztal. Aufn. Dr. G. Lechner
Unten: Aufstieg von der Nauderer Schishütte zum Tschey-Joch. Aufn. Dr. G. Lechner
- Tafel 7.** Oben: Vom Großen Schafkopf gegen den Glockturm. Aufn. Dr. G. Lechner
Unten: Saleztal gegen Salezjoch (ganz rechts) und Großer Schafkopf (Mitte). Aufn. Dr. G. Lechner
- Tafel 8.** Oben: Scala Grande in den Karnischen Voralpen. Aufn. B. Utamura
Unten: Monfalconi di Cimoliana. Aufn. B. Utamura
- Tafel 9.** Oben: Redorcia-Alm und Gadinspitzen. Aufn. Dr. W. Herberg
Unten: Castellato und Cima Talagona von Westen. Aufn. Dr. W. Herberg
- Tafel 10.** Oben: Punta Roegel von Nordwesten. Aufn. Dr. W. Herberg
Unten: Monfalcon di Montanai von Südwesten. Aufn. Dr. W. Herberg
- Tafel 11.** Oben: Unterer Schüsselfakturm-Nordwand (Schoberweg)
Unten: Höllentorlopf-Westkante, Höllentorlopf-Südwestwand. Aufn. G. Pfanzelt
- Tafel 12.** Hochblaffen, direkte Südwand. Aufn. G. Pfanzelt
Hochblaffen-Südpfeiler. Aufn. R. Simon
Unten: Riffelkopf-Südostwand. Aufn. G. Pfanzelt
Riffelkopf-Ostwand. Aufn. L. Schmaderer
- Tafel 13.** Oben: Auf dem Damma-Gletscher. Blick gegen italienischen Grenzflam. Aufn. F. Königer
Unten: Am Grand Combin. Aufn. F. Königer
- Tafel 14.** Am Gipfelgrat der Dent d'Hérens. Aufn. F. Königer
- Tafel 15.** Oben: Sadnig. Aufn. Dr. E. Rutte
Unten: Schobertörl und Mageringsspiße vom Älner Boden. Aufn. Dr. E. Rutte
- Tafel 16.** Oben: Traweng vom Steinsee
Laminenstein von Osten. Aufn. Dr. R. Gatti
Unten: Im Toten Gebirge. Blick auf Weiße Wand. Aufn. Dr. R. Gatti

Kartenbeilage:

Blatt „Nauderer Berge“ 1:25.000 der neuen Östaler NB-Karte, Herstellung und Druck: Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria, Wien

Vom Prinzip der Auslese

Gedanken über das Wirken des Alpenvereins

Von Alfred Jennewein, 1. Vorsitzender des DVV.

Über die Tätigkeit des Alpenvereins ist schon vieles gesagt und geschrieben worden. Die lange Reihe von Veröffentlichungen, insbesondere die Jahrbücher, früher Zeitschriften, des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins spiegelt diese Tätigkeit wider. Viele sogar bedeutungsvolle Kleinarbeit, wie sie auch in den Sektionen geleistet wird, kommt in diesen Veröffentlichungen kaum zum Ausdruck. Das ist auch nicht notwendig, nicht einmal erwünscht; denn manches würde seinen tiefen Sinn verlieren, wenn der Versuch gemacht würde, es in irgendeiner publizistischen Form der Nachwelt zu überliefern. Dazu gehört etwa die opfervolle Tätigkeit eines Jugendleiters in einer Sektion genau so wie die Arbeit der Erkundung eines neuen Steiges im Hochgebirge. Wenn eine Variante in einer schweren Wand begangen wurde, hat deren Veröffentlichung in einer Zeitschrift nur dann ihre Berechtigung, wenn sie, losgelöst von Namen und Persönlichkeiten, der Wegweisung dient. Es entspricht der Idee des Alpenvereins, um der Sache willen für ihn tätig zu sein, noch mehr aber vielleicht, um dem Menschen zu helfen.

Das Wirken des Alpenvereins, von dem hier die Rede sein soll, ist nicht seiner Tätigkeit gleichzusetzen. Dieses Wirken geht tiefer. Der Gedanke, der hier ausgesprochen und abgehandelt werden soll, berührt uns nicht nur als Mitglieder des Alpenvereins. Er greift weit hinein in die geistige Situation unserer Zeit.

Und mir will scheinen, daß dieser Gedanke am Beispiel des Alpenvereins mit innerer Berechtigung entwickelt werden kann.

Es handelt sich um die Beantwortung der Frage, wie es kommt, daß im Alpenverein trotz der beruflichen und soziologischen Vielschichtigkeit seiner Mitglieder eine nahezu eindeutige Homogenität festgestellt werden kann in ihrer Haltung und Auffassung vom Leben und seinem Inhalt in einem entscheidenden geistigen Bereich.

Es läge nahe, in diesem Zusammenhang von Elite zu sprechen; doch diesen Begriff möchte ich grundsätzlich vermeiden; denn er bietet Ansatzpunkte für Mißdeutungen gerade dort, wo vom Standpunkt des Alpenvereins aus völlige Klarheit besteht, wenn auch manchmal sich Andeutungen abzeichnen, daß eine gewisse Überheblichkeit, die nur zu leicht mit dem Begriff der Elite verbunden ist, auch bei uns ihren Einzug halten möchte. Es ist nämlich eine Verkennung der mit dem echten und unantastbaren Sinn des Begriffs der Elite verbundenen geistigen Verantwortung, zu glauben, daß ein lediglich aus düffelhaftem Selbstgefühl erhobener Anspruch etwa ein Vorrecht darauf gewähre, zur Elite gerechnet zu werden. Wenn Eichendorff behauptet, daß nur die völlige Barbarei ohne Adel bestehen könne, so meinte er damit den wahren und eindeutigen edlen Elitebegriff, der sich ohne weiteres auf die soziologische Struktur unserer heutigen Zeit anwenden läßt. Ortega y Gasset klagt in seinem Buch „Zustand der Massen“: „Jedermann kann beobachten, wie töricht heute in Politik, Kunst, Religion und in allgemeinen Lebens- und Weltproblemen die Gelehrten und in ihrem Gefolge die Ärzte, Ingenieure, Finanzleute denken, urteilen und handeln. Die Taubheit, die Untotmäßigkeit, die ich immer wieder als Merkmale des Massenmenschen bezeichnet habe, erreichen gerade in diesen teilweise qualifizierten Menschen ihren Gipfel. Sie sind das Symbol und in nicht unbeträchtlichem

Ausmaß die Träger der gegenwärtigen Herrschaft der Massen, und ihre Barbarei ist der unmittelbare Grund zur Demoralisierung Europas."

Der Schweizer Denker Hans Zbinden hat sich in einem seiner vier kulturkritischen Essays, die er unter dem Titel „Welt im Zwielicht“ zusammengefaßt hat, sehr eingehend mit dem Problem der Elite beschäftigt. Er sieht nur zwei Wege für eine zukünftige kulturelle Entwicklung Europas. Der eine führt zur kulturellen Barbarei, indem sich die allgemeine Tendenz der letzten Jahrzehnte dahingehend verstärkt, daß „die Anpassung an ein menschlich immer dürftigeres Niveau“ breiteste Kreise erfaßt und auch die letzten Reste einer geistigen Auslese mit in die Tiefe reißt, jeden Widerstand bricht und damit auf Jahrhunderte das Schicksal abendländischer Kultur besiegelt. Er ist der Auffassung, daß „ein Mindestmaß an wirtschaftlicher Wohlfahrt ohne geistige Elite nicht bestehen kann“. Somit wäre dann auch der materielle Verfall unausweichlich.

Der andere Weg, den er für gangbar hält, müßte sich aus der Krise, aus der Not, aus dem Ernst der Bedrohung entwickeln. Die Beispiele, die ihm Hoffnung geben, dieser Weg werde gangbar sein, könnte ich mit meinen beruflichen Erfahrungen im Bucheriewesen bestätigen. Aber — hören wir weiter Zbinden — die „geistige Integration“ breiter Massen „wird von den Umständen abhängen, die von der geistig tragenden Schicht ausgehen“. In der Aktivierung dieser Umschule sieht Zbinden die Aufgabe der Elite in der Krise der Gegenwart, derjenigen Elite, die, soweit sie überhaupt noch vorhanden ist nach den Stürmen der Vergangenheit, sich vorläufig noch in Skepsis, Gleichgültigkeit und Verantwortungsfurcht abgesondert und zurückgezogen hat.

Es scheint nur so, als ob dieser kleine Umweg unnötig gewesen wäre. Solche Abstecker sind aber manchmal nicht zu vermeiden, um den Weiterweg genauer zu erkennen oder Einblick zu nehmen in ein Dickicht oder ein Spaltengewirr, das wir irgendwie durchschreiten müssen.

Wenn ich vom Prinzip der Auslese in meiner Betrachtung über den Alpenverein sprechen will, dann möchte ich den Begriff der Elite möglichst vermeiden. Nach dem vorher Gesagten würde dies eine Annäherung und zugleich eine Einengung sein. Es wäre überheblich zu sagen, ja sogar unrichtig, der Alpenverein stelle eine Elite in diesem Fall dar. Und es wäre eine Einengung, von diesem Begriff her die auslesende Wirkung des Alpenvereins betrachten zu wollen.

Darüber hinaus aber möchte ich betonen, daß es mir nicht auf die Darstellung eines bestimmten Personenkreises ankommt, den man als Elite bezeichnen kann, sondern ich möchte ausdrücklich feststellen, daß der Alpenverein durch seine sachungsgemäß festgelegte Aufgabe, durch seine Zielbestimmung auslesend wirkt. Man kann mir hier entgegenhalten, daß dies ja jede Gemeinschaft tue. Nun aber zeigt sich, daß wir den kleinen Umweg nicht umsonst gemacht haben, denn in dem Gefühl der kulturellen Verantwortung in der Bewegtheit der jüngst vergangenen Zeit, wie der Jahrzehnte vorher, ist es durchaus nicht gleichgültig, ob die Auslese Menschen zu einem Kollektiv-Egoismus zusammenschließt oder ob sich hier Menschen zusammenfinden, die ein ideales Streben ahnen und erleben. Der Kollektiv-Egoismus kann uns nicht aus unserer geistigen Krise herausführen, wohl aber vermag das eine den Menschen formende und gestaltende Idee. Es erübrigt sich, zu untersuchen und festzustellen, wo der Alpenverein einzuordnen ist. Es scheint aber notwendig, zu betonen, daß der Alpenverein diese Auslese keineswegs grundsätzlich beabsichtigt. Man darf hier von einer „natürlichen“ Auslese sprechen in Anlehnung an klassisch gewordene Formulierungen. Sie zwangloser die Gestaltung der Persönlichkeit erfolgt, besonders wenn es sich um Menschen handelt, die der Schule entwachsen sind, umso größer ist ihre Bereitschaft; je größer aber die Bereitschaft, desto tiefer die Wirkung.

Im erschöpft sich bei uns die Auslese nicht etwa lediglich darin, daß die Bereitwilligen sich bei uns anmelden. Das Prinzip der Auslese wirkt weiter. Ja, die Qualität der Auslese bei uns beginnt erst dann, wenn der Mensch allein, besser aber mit Gleichgesinnten in die Berge geht. Damit hebt ja erst der Formungsprozeß an, der sich entzündet im Erleben der Berge, der möglichst unberührten Natur, im Zusammensein mit den Menschen der Berge.

Und dieser Formungsprozeß geht erst zu Ende, wenn auch die Erinnerung an dieses Erleben, losgelöst vom totalen Arbeitseinsatz, allmählich verblaßt und erlischt. So ist der mit dem Eintritt begonnene Auslese-Prozeß eine ununterbrochen weiterwirkende Erscheinung, die eine kaum bemerkbare, aber ständig sich verfeinernde Sublimierung der Erlebnisfähigkeit zu bewirken vermag.

Der Tatbestand der Auslese wird also erst richtig erkennbar, wenn man sozusagen vom Ende zum Anfang blickt. Und damit scheint mir eindeutig erwiesen, daß am Anfang keinesfalls die bewußte Absicht steht, grundsätzlich auszuwählen, und daß ebensowenig beabsichtigt ist, das Endergebnis durch bewußte oder vielleicht sogar erzwungene Maßnahmen zu erreichen. Die ungeschriebenen Auslese-Gesichtspunkte sind so selbstverständlich, und der Selektionsvorgang ist so natürlich und im Grunde ungewollt, daß die Kameradschaft, daß der immerhin doch zu beweisende Mut, daß der Wille zu einem einfachen und naturverkundenen Lebensstil, daß die Natürlichkeit der menschlichen Haltung nicht nur in der unbeschwertten Ferienzeit, sondern auch im Alltag, daß alle diese geistigen und menschlichen Lebensäußerungen als charakterbildende Elemente einfach wirksam werden, bei den einen sie anziehend, bei den anderen sie indifferent lassend.

Freilich, und damit will ich von der allgemeinen Betrachtung fortschreiten zu einer Untersuchung über einzelne Probleme der Auslesewirkung, die anziehende Kraft der Idee des Alpenvereins muß auf eine Antenne treffen, die, um im Bilde zu bleiben, der Wellenlänge dieser Idee entspricht, weil sonst der Empfänger nicht mitschwingen kann, weil er sich sonst nicht angesprochen fühlt. Nur zu oft ist die Antenne auf Empfang anderer Wellenlängen abgestimmt, und so verhallt der Ruf wirkungslos. Und so kommt es, daß bei der grundsätzlich geringen Senderstärke des Alpenvereins — gering nicht etwa deshalb, weil ihn seine Leistung nicht zu einem lauterem Anruf berechtigen würde, sondern weil es ihm seine Ideale verbieten, sich auf eine Stufe mit geräuschvollen Geschäftemachern zu stellen — so kommt es also oft auf den Zufall an, vielleicht ist es auch Fügung, ob jemand zu uns findet oder nicht. Von hier her betrachtet, kann man also wiederum nicht von einer planvollen Auslese sprechen. Gewiß, im allgemeinen können und wollen wir hier also nicht bewußt steuern. Und doch erschien es mir richtig, besonders dort eine Vorarbeit für eine planvolle Auslese zu leisten, wo die Anschauung der Berge, die Kenntnis unseres großen Arbeitsgebietes nicht vorausgesetzt werden kann, wenigstens in den Kreisen der Jugend, indem wir in Vorträgen, in Bildern, Ausprägungen und Schriftumsvermittlung das darstellen, was uns bewegt. Erst wenn den jungen Menschen der Sinn unserer Gemeinschaft deutlich geworden ist, können sie sich entscheiden; fehlt ihnen die Anschauung davon, wird ihr Entschluß lediglich durch zufällige Faktoren bestimmt oder erfolgt zunächst auf Treu und Glauben. Bei einem solch planvollen Ausleseprinzip muß allerdings mancherlei Leerlauf nachher in Kauf genommen werden, weil ja dann erst die Auslese beginnt.

Mit dieser letzten Bemerkung habe ich eine sehr heikle Frage berührt: Die Jugendfrage. Es ließe sich darüber ein langes Referat halten, in dem viel Schönes, Erfreuliches und Hoffnungsvolles festgestellt werden dürfte. Ich würde mich freuen, wenn dies einmal gehalten würde; denn die Alpenvereinsjugend liegt mir sehr am Herzen, und sie und ihre Haltung im ganzen ist es vor allem, um die uns viele beneiden. Bei dem Thema aber, das ich mir gestellt habe, sei mir trotzdem erlaubt, gerade hier einige kritische Bemerkungen zu machen.

Die fortschreitende Technik hat als Hilfsmittel beim Bergsteigen nicht gerade eine völlige Wandlung verursacht — dazu sind die beharrenden Kräfte der Älteren unter uns zu stark — aber durch sie ist eine Verlagerung des Schwerpunktes eingetreten. Bergsteiger, die noch so wie vor 30 Jahren ohne Zuhilfenahme neuerer Hilfsmittel und Techniken in den Bergen ihre Erfüllung finden, kommen in den Verdacht, zu den Wenigstamen gezählt zu werden: Sie seien als allzu Bescheidene leicht mit sich und ihrer Leistung zufrieden. Die modernen Alpinisten dagegen, für die es infolge ihrer eigenen Geschicklichkeit, ihres Mutes und ihrer Kräfte, aber auch durch die von der modernen Technik gebotenen

Sicherungsmöglichkeiten keine Unmöglichkeiten mehr gibt, seien die einzigen Bergsteiger, die diesen Namen noch mit Recht verdienen. Es ist, so glaube ich, richtig, im Rahmen einer Untersuchung über das Kusleseprinzip im Alpenverein etwas zu dieser Erscheinung zu sagen. Ich habe mich über dieses Problem schon mehrfach auch in Zeitschriftenaufsätzen geäußert, die nicht nur keinerlei Widerspruch, sondern gerade aus den Kreisen der Extremen lebhafteste Zustimmung erfahren haben.

Das Bergsteigen ist eine individuelle Betätigung. Wenn es nichts mit Sport zu tun hat, was zu behaupten ich nicht müde werde, so gibt es dabei außer dem inneren Gewinn nichts zu messen und zu stoppen. Der Köhner im Bergsteigen ist der, der, auf welche Weise und wo auch immer, von einer Bergfahrt beglückt und innerlich reicher zurückkehrt, als er ausgezogen ist. Dies scheint mir der einzig gültige Maßstab für den Erfolg einer Bergfahrt zu sein. Dabei spielen die Namen der bestiegenen Berge nicht die geringste Rolle, ja nicht einmal, ob es gelungen ist, jeweils den Gipfel zu erreichen. Ich könnte mir sogar denken, daß gerade die Umkehr aus irgendwelchen Gründen eine höhere Bewertung erfahren kann, als das Bewußtsein, einen Gipfel mit den allerlehten Aufwendungen an Kraft und — Gottvertrauen bezwungen zu haben. Als ich als 41jähriger vom Matterhorn zurückkam, habe ich ernsthaft die Frage geprüft, ob dieses Erleben mir einen größeren Gewinn gebracht habe als etwa eine zehntägige Wanderung in den Lechtaler Alpen. Ja, die Namen der Gipfel, die ich da erstiegen habe, besitzen keineswegs denselben Klang wie der des Matterhorns. Das ist ja auch ein Viertausender und erfordert deshalb mehr an Können und Ausdauer. Aber ist es nicht doch der Name und der Viertausender, so habe ich mich gefragt, der dir das größere Erlebnis vorspiegelt? Wenn ich an die überfüllte Hörnlhütte denke, wenn ich mich an die ganze unerfreuliche Atmosphäre zurückerinnere, wenn ich mir vorstelle, daß jede meiner Bewegungen durch das Fernrohr bei der Hütte und durch solche in Zermatt von Hotelgästen gruselig beobachtet und womöglich noch bewertet würde: wie leuchtend klar stehen dann meine Lechtaler Wanderungen vor mir. Gewiß, ich habe das Matterhorn „gemacht“ und kann damit stauende Bewunderung, besonders in Nicht-Bergsteigerkreisen erregen. Ich habe keinen Anlaß, darauf stolz zu sein, weil dies ja nur auf Kosten derer ginge, die nicht die Möglichkeit haben, eine solche Fahrt durchzuführen. Dies wäre eine eitle und völlig unberechtigte Selbstbespiegelung. Es ist ein Irrtum, zu glauben, der innere Reichtum sei abhängig von der Anerkennung des anderen oder gar der Welt. Ein Irrtum, der allenfalls dem reichlich problematischen Tellheim in Lessings „Minna von Barnhelm“ verziehen werden kann.

Von diesem persönlichen Erlebnis, das ich lediglich zur Illustration dessen erwähnt habe, um was es hier geht, möchte ich nun zur Frage der Kuslese zurückkehren. Der Grad des Erlebens verschiedener Menschen in den Bergen läßt sich nicht vergleichen. Es läßt sich auch nicht darüber reden; denn der Erlebnisgehalt ist so vielfältig und so verschieden, wie die Menschen verschieden sind. Er ist im einzelnen selbst nicht einmal eindeutig. Deshalb ist es sinnlos, hier nach Maßstäben zu suchen. Am wenigsten aber ist es berechtigt, die Intensität des Erlebens eines anderen in Frage zu stellen, wenn dieser nicht mit denselben Ansprüchen dem Berg gegenübertritt.

Es ist verständlich, daß die Jugend mit anderen Impulsen ausgestattet ist, und es ist ihr gutes Recht, sich ein eigenes Verhältnis zur Welt zu erkämpfen. Sie soll auch ihr Tun mit dem der vorhergegangenen Generation vergleichen. Sie hat diese Verpflichtung sogar auch dann, wenn sie in der Lage ist, andere und vielleicht bessere Methoden zu entwickeln. Es wäre falsch, wenn sie darauf verzichtete. Handelt es sich aber um innere Vorgänge, die sie mit äußerlichen Maßstäben messen zu können glaubt, dann ist die Gefahr von Fehlleistungen gegeben, die ihr selbst zum Verhängnis werden können und die außerdem eine Verschielung der Werteskala befürchten läßt. Im Zuge der Veräußerlichung aller Lebenswerte, gegen die wir alle anzukämpfen verpflichtet sind, soweit wir darin eine Gefahr unserer Zeit erblicken, ist es nicht verwunderlich, wenn unsere Alpenvereinsjugend diese Reiterscheimung auch auf ihr Tun anzuwenden trachtet. Wir müssen

entdecken, daß hier ähnliche Tendenzen auftauchen wie beim allgemeinen Reiseverkehr. Wie wenn man Sorge haben müßte, daß man morgen die fernsten Ziele nicht mehr erreichen könnte und man deshalb vorzugsweise sie sich heute schon vornimmt, so beobachten wir bei unserer Jugend die unverstündliche und aus ihr heraus nicht begründbare Sucht, in kürzester Frist, also in wenigen Jahren, zum mindesten alle berühmten Gipfel, Grate und Wände gemacht zu haben. Bei solcher Unerfättlichkeit, die in vollkommenem Gegensatz steht zum wahren Sinn des Bergsteigens, ist eine frühzeitige Übersättigung die unausbleibliche Folge. Diese Entwicklung wird noch entscheidend gefördert durch die Motorisierung, die es ermöglicht, heute hier die berühmte Si-dost-Ver Schneidung, übermorgen nach einer Nachtfahrt von 100 Kilometern dort die berühmte Nordwand und in wiederum drei Tagen in einem weit entfernten Gebiet die zehnte Begehung des Westgrates des Soundso im Alleingang zu bewerkstelligen. Ganz abgesehen davon, daß dieses Tun nichts mehr mit den Idealen des Bergsteigens gemein hat, ganz abgesehen auch davon, daß die Triebfeder dazu neben anderen nicht gerade positiven Beweggründen nur noch ein unbändiger Ehrgeiz sein kann, muß ein solches Verhalten zwangsläufig dazu führen, daß für diese Menschen in einem Alter, in dem das Erlebnis der Berge erst zu seinem Höhepunkt kommen kann, alles Große bereits abgetan ist und die Blasiertheit sich einstellen muß. Bald werden sie auch den Himalaya schon hinter sich gebracht haben.

Es ist falsch gehandelt, wenn ältere Bergsteiger die Jugend bei diesem Tun durch ihre Bewunderung zu weiterer Unerfättlichkeit anstacheln und zeugt keineswegs für ein besonderes Verdienst der Jugend: falsch um der Jugend willen.

Die Überheblichkeit, die sich bei dieser Entwicklung bemerkbar macht, ist ein Problem des Ausleseprinzips, das nicht übersehen werden darf. Immer wieder müssen wir erkennen, daß diese jungen Menschen ernsthaft der Überzeugung sind, sie seien die Elite der Bergsteigerschaft, zum mindesten seien sie auf dem Weg dorthin und dazu berufen.

Nichts gegen eine systematische Einführung und eine vom Leichten zum Schwierigeren fortschreitende Übung, nichts gegen eine methodisch durchdachte und planmäßig zum meisteherhaften Können, wenigstens formal, hinführende Schulung, die sich von einem gewissen Zeitpunkt ab naturnotwendig vom Lehrenden losgelöst ist und zu selbstständigen, von eigenen Ideen getragenen Leistungen entwickelt. Nichts sei gegen diese erfreuliche Bewegung gesagt. Der Jugend dies nehmen zu wollen, wäre gleichbedeutend mit einer tödlich wirkenden Dämpfung ihres Schwunges und ihrer Begeisterungsfähigkeit.

Wir alle wissen, daß jede Bergfahrt schwierig werden kann — die Tragödie die am Dachstein hat dies wieder einmal in schmerzlichster Form bewiesen — und daß die Verantwortung vor allem für andere nur von einer Persönlichkeit übernommen werden kann, die aus einem vollen Erfahrungsschatz schöpft, und, wenn es hart zugeht, noch eine Menge an Kraft, Haltung, Ruhe, Entschlußfähigkeit und Initiative übrig haben muß. Es ist uns auch bekannt, daß das Bergsteigen über die körperliche Leistung hinaus nicht nur charakterliche Fähigkeiten erfordert, wie Mut, Gemeinsinn, kameradschaftliches Verhalten, Opferinn, Uneigennützigkeit und Ehrfurcht, sondern daß bei einer vollgültigen Bergfahrt zur Tiefe des Erlebnisses und zur Dauerhaftigkeit der Erinnerung Kenntnisse praktischer Art und Erkenntnisse aus allen Gebieten des menschlichen Geisteslebens Entscheidendes beitragen.

Wenn ich also vorhin von Meisterschaft gesprochen habe, so ist es selbstverständlich, daß neben dem praktischen Können die Eigenschaften des Charakters, die Persönlichkeitswerte, die Kenntnisse praktischer Art und die vielseitigen geistigen Erkenntnisse erst diese Meisterschaft ausmachen. Das Vernachlässigen vor allem der Persönlichkeitswerte führt höchstens zum Akrobatentum und zum Vagabundieren, nicht aber zum Bergsteigen, keinesfalls zur Meisterschaft oder gar zur Elite.

In unseren Bemühungen um die Jugend müssen wir zwar vom Auslesegedanken ausgehen; denn jede Bemühung um den Menschen ist Auslese. Wenn es uns aber nicht gelingt, durch die eben entwickelten Ideen ein Gefühl für die umfassende Weite der Erlebnisinhalte des Bergsteigens zu wecken, dann weiß ich nicht, ob die kommende Berg-

steigergeneration den alpinen Gedanken in seiner totalen Erfassung des psychischen und physischen Menschen, in seiner regenerierenden Kraft gegen die Gefahr der Verflachung unseres Lebens erfolgreich zu verteidigen vermag. Indem ich dies hier im Bewußtsein ernstester Verantwortung für unseren Alpenverein und für den Menschen schlechthin ausspreche, rufe ich alle auf zum Kampf um die Erhaltung unserer Ideale.

Wie sehr diese Ideale gefährdet sind, dafür sind erschreckende Anzeichen vorhanden. Wir alle, die wir noch durch den natürlichen und unbeabsichtigten Ausleseprozeß zu unserem Alpenverein gelommen sind, müssen uns entsetzen, wenn wir in der Zeitung lesen, daß italienische Bergsteiger an den Mauern des Kolosseums in Rom ein öffentliches Schaullettern veranstaltet haben, um angeblich für den alpinen Gedanken in breiter Öffentlichkeit zu werben. Und ist es nicht ein Verrat an der Sache des Bergsteigens, wenn bald kein Berg mehr da sein wird, dessen Besteigung nicht durch die Anlage einer Seilbahn auch in Halbschuhen und Badeanzug möglich sein wird? Eine Kapitalgesellschaft will nun eine Seilbahn bauen von der Miquille du Midi zum Col du Géant über den Teufelsgrat. Das Erschütterndste an dieser sowieso schon betrüblichen und nur von schnöder Profitgier her begreifbaren Erscheinung ist die Tatsache, daß diese Seilbahnen sich rentieren und deshalb wohl auch eifrig benützt werden, daß also die Gefinnung der Niederungen unmittelbar mit Hilfe der Technik ohne den Läuterungsprozeß des Aufstieges hinaufgeführt wird in die reinen und erhabenen Höhen der Berge.

Nach all diesen Gedanken über das Prinzip der natürlichen Auslese, das durch den Alpenverein wirkend wird und auch in Zukunft wirksam bleiben soll, sind noch einige Überlegungen zum Problem der Himalaya-Kundfahrten notwendig. Daß hier das Prinzip der Auslese seinen Kulminationspunkt erreicht, ist für jeden verst. ndlich, der das bisher Gesagte anerkennt.

Die Erschließung der Alpen erfolgte, in der Hauptsache wenigstens, ebenfalls in einer Zeit des geistigen Umbruchs, wie wir eine solche auch heute erleben. Es war damals die Zeit unseres sogenannten „Aufschwunges“ nach dem gewonnenen Krieg 1870/71. Dieser Aufschwung brachte uns, kulturell gesehen, auf dem Gebiete der Kunst und Architektur, der Literatur und der Philosophie recht zweifelhafte Errungenschaften. Und es mag sein, daß die Besten damals den Drang fühlten, all dieser Zweifelhastigkeit im Lebensgetriebe zu entfliehen, zu entfliehen in eine Welt, wohin diese Segnungen ihren Einzug noch nicht gehalten hatten, wo noch die Reinheit des Herzens zusammentlang mit der frohen und befreienden Tat zu einem beglückenden Akt. Erst viel später erfuhr eine Gemeinschaft Gleichgesinnter von den Leistungen dieser Bergsteiger. Die Erschließung der Alpen erfolgte mit wenigen Ausnahmen unter Ausschluß der Öffentlichkeit, wenngleich die Fahrten damals des öfteren ebenfalls Expeditionen ähnlich unseren heutigen Himalaya-Kundfahrten, wenigstens nach Umfang und Aufwand, gewesen waren.

Wohl gab es damals keinen Rundfunk, keinen Bildreporter und keine so sensationshungrige Presse wie heute. Aber ich glaube, die Erschließer von damals hätten auch kaum Material zur Verfügung gestellt, aus dem diese Diener der Publizität hätten eine Sensation machen können. Das wäre ihrer innersten Haltung zuwider gewesen, und sie hätten sich in ihrem Tun verraten gefühlt.

Die Erschließung des Himalayas, die sich trotz der ungeheuren Entfernungen von den Heimatquartieren der Bergsteignationen nicht mehr aufhalten läßt, vollzieht sich heutzutage vor den Augen der Welt. Die Weltpresse verfolgt jeden Schritt dieser Erschließer, wie die Hotelgäste von Zermatt durch die Fernrohre die Matterhornbesteiger beobachten. Es münd zu einem Weltproblem, ob Hillary oder Tensing zuerst den Fuß auf den Gipfel des Everest gesetzt habe. Es wurde beinahe zu einem internationalen Konflikt, ob Wuhl die österreichische oder nur die deutsche oder gar nur die palistanische Flagge auf dem Nanga Parbat gehißt habe.

Aus der Parallele mit der Erschließungsgeschichte der Alpen darf man mit Recht vermuten, daß der innerste Antrieb damals ein völlig anderer gewesen ist als der jetzige

Zug der Bergsteiger in den Himalaya. Letzten Endes scheint mir die Presse die geringste Schuld an diesen Erscheinungen zu tragen. Gewiß, sie sucht nach Sensationen, wenn sie aber nicht mit Material versorgt wird, kann ihr dieses das größte Fernrohr nicht aus eigener Findigkeit verschaffen. Die Menschen sind anders geworden. Es mag kraß klingen, ich möchte aber doch meiner, auf einen sehr vereinfachten Kenner gebrachten Meinung Ausdruck geben: Damals entflohen die Menschen der Fülle. Sie suchten die Einsamkeit und mieden die Begleitmusik. Heute ist es ein Entfliehen der Leere. Die Begleitmusik scheint ebenso unentbehrlich geworden zu sein wie das Scheinwerferlicht der breitesten Öffentlichkeit. Ja, es haben sich — noch nicht so kraß bei uns — schon Kapitalgesellschaften aufgetan, die solche Expeditionen finanzieren und ausrüsten von der Schneibrille bis zum Ferkonzert, die sich aber gleichzeitig als Gegenleistung den ganzen finanziellen Ertrag dieser Unternehmungen vertraglich zu sichern wissen. Die Träger dieser Gesellschaften brauchen keinerlei alpines Interesse zu haben; die Organisation liegt auch hinsichtlich der Einreiseformalitäten in Händen von nüchternen Kaufleuten und Sekretären. Man kann es sich so vorstellen, daß auch ein Reisebegleiter bestellt wird, der die Expedition bis zum Hauptlager begleitet und von dort aus die mehr oder weniger gewinnbringenden Chancen beurteilt. Man braucht nicht viel Phantasie, um die kommende Entwicklung dieses Geschäfts sich auszumalen, das seine moralische Berechtigung mit dem Hinweis darauf nachweist, es werde auf solche Weise Idealisten die Möglichkeit gegeben, in den Himalaya zu kommen. Man braucht dazu um so weniger Phantasie, je klarer man sich ist über die Tendenzen unserer heute leider so fragwürdigen Zeit.

Daß auf solche Weise das Bergsteigen seines tiefen Sinnes beraubt wird, braucht hier nicht ausgesprochen zu werden. Daß aber diese Profanierung angeht des Himalayas, des „Thrones der Götter“, erfolgen soll, das muß unseren äußersten Widerstand wachrufen, wenigstens was uns deutsche Bergsteiger betrifft. Verliert das bergsteigerische Tun im Himalaya seinen ethischen Wert, was wollen wir dann noch von bergsteigerischer Betätigung in unseren längst erschlossenen Alpen erwarten?

Das Ausleseprinzip des Alpenvereins erreicht tatsächlich hier seinen Kulminationspunkt und zwar, auf Generationen gesehen, in doppelter Hinsicht. Zwangsläufig sollte der Ausleseprozeß dahin wirken, daß — ich glaube nicht mißverstanden zu werden, wenn ich dies sage — daß nur die Elite, in des Wortes umfassender Bedeutung, für den Himalaya berufen ist, wobei das Können, so merkwürdig es auch klingen mag, wohl vorhanden sein muß, aber in der Skala der Eliteeigenschaften nicht die höchste Bewertung finden darf. Denn die größeren Gefahren für den Himalayabergsteiger, sofern er überhaupt Bergsteiger ist, liegen — das ist eine Folge der geistigen Krisis unserer Zeit — im Menschlichen. Der Nur-Könnler hat keine Empfindung für diese größere Gefahr. Er kann sogar den Gipfel erreichen und trotzdem in seiner menschlichen Unzulänglichkeit als Persönlichkeit tödlich abstürzen. Das wahre und echte Elitebewußtsein wird von sich aus schon all das vermeiden, was wir in erschreckender Weise und mit tiefer Betrübnis im letzten Jahr an menschlichen Unzulänglichkeiten erleben mußten.

Der Kulminationspunkt läßt sich aber auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten. Wenn wir uns, und da vor allem die Himalayabergsteiger, in dieser entscheidenden Situation nicht bewähren, dann geht es von da an unaufhaltsam abwärts, und es gibt nichts mehr, das die dann folgende zwangsläufige Aushöhlung des alpinen Gedankens und die Vernichtung der gerade heute so bitter notwendigen Regenerationsverpflichtung des Alpenvereins aufhalten könnte.

Ich glaube, daß wir trotz der sehr ernsthaften, drohenden und im letzten Jahr tatsächlich erfolgten Einbrüche in die von mir hier an Hand der Leitidee der Auslese geschilderten Haltung immer noch vor der Bewährungsprobe stehen. Noch bin ich der Überzeugung, daß, wenn wir auf der Hut sind, dieses Ausleseprinzip auch so auf die nachkommende Generation wirkt, wie es für die künftige Entwicklung unseres Alpenvereins unentbehrlich und für die Tradition verpflichtend ist. Noch bin ich der Hoffnung,

daß das Bergsteigen, im Sinne des Alpenvereins betrieben, eine Potenz und eine Kraft darstellt, die berufen ist, weit über unseren Kreis hinaus zu wirken und daß es die Menschen, wie Albert Schweizer sagt, wieder zum Dentendwerden über sich selbst zwingt.

Noch möchte ich sicher sein, daß jeder ernsthafte Bergsteiger, jedes begeisterte Mitglied des Alpenvereins durch die alpine Tat und durch seine Haltung diese Leistung und die regenerierende Kraft gegen alle zivilisatorischen Einbrüche verteidigt. Wer die Zeit richtig zu deuten versteht, wird an die kommende Generation denken und bereit sein, ein Opfer zu bringen, wenn es schon für ihn ein Opfer sein sollte.

Anschrift des Verfassers: Büchereidirektor Alfred Jennewein, Stuttgart-Bohmang, Bauernwaldstr. 105

Als Geodät im Karakorum

Aus dem Tagebuch von Karl Hedler †

Dipl.-Ing. Karl Hedler, in Schramberg im Schwarzwald als Sohn eines Verwaltungsbeamten am 20. Dezember 1911 geboren, studierte von 1930 ab Geodäsie an der Technischen Hochschule in Stuttgart, mit Abschluß der Diplom-Hauptprüfung und der großen Staatsprüfung. Zeitweilig war er als Assistent an den Technischen Hochschulen Hannover und Berlin tätig. In dieser Zeit trat er Ende 1934 in den Kreis des Akademischen Skiklubs Stuttgart (AKS), der schon seit 20 Jahren beste Bergsteiger und Skiläufer um seine Devise „Empor“ sammelte, wo ihn bald mit den Jung-Bergsteigern Hermann Hoerlin, Hans Schweizer, Walter Brecht und Erwin Schneider eine unzertrennliche Freundschaft verband, die sie bei schweren Touren im Gletscher- und Felsgebiet der Ötztal, am Ortler, in der Dauphinée, am Gran Paradiso und anderen Westalpengruppen zu treuesten Seilgefährten werden ließ. Mit diesen Freunden fand er 1935 zur Sektion Schwaben des DAV, wo ihn 1939 Professor G. Ainzl zu seiner 3. Anden-Kundfahrt des DAV in die Cordillera Blanca als Geodäten und Kartographen holte.

Seine hervorragende, unermüdlige Tätigkeit in Peru ermöglichte die Schaffung der großen Alpenvereinskarte 1 : 100 000 der Cordillera Blanca, die an erster Stelle Karl Hedlers Namen trägt und ihn damit in den beachteten Kreis der internationalen wissenschaftlichen Bergsteiger einreichte. Dieser Umstand und seine auch nach dem zweiten Weltkrieg noch ungebrochene Liebe zur fernen und hohen Bergwelt waren es, die Fias Rebittsch und den Deutschen Alpenverein veranlaßten, ihn zur größeren und schwereren Aufgabe im Karakorum zu rufen.

Seit 1953 war er durch seine Aufgeschlossenheit und berufliche Regsamkeit als Oberregierungs- und Vermessungsrat mit der Leitung der Katasterabteilung in Baden-Württemberg beauftragt und erfüllte daneben noch einen wichtigen Lehrauftrag an der L. H. Stuttgart. Es ist ein tragisches Geschick, ihn in dem Zeitpunkt, als er zu weiteren größeren Aufgaben berufen schien, zu verlieren!

Karl Hedler war in seinem vorbildlichen Alpinismus, dessen Wesen für ihn die Wurzel im geistigen Streben hatte und das ihn immer die Stimme des Erhabenen hören ließ, durch sein stets heiteres Wesen, seine Bescheidenheit und Selbstlosigkeit, vor allem aber durch seine stete Hilfsbereitschaft und absolute Treue ein seltener Mensch und zuverlässiger Bergkamerad.

Seine Berichte und Briefe aus dem Karakorum legen erschütterndes Zeugnis davon ab und lassen die Schwere seines Verlustes für den Alpinismus, für seine leidgeprüfte Familie, für seinen Berufsstand und seine Behörde im hellen Lichte höchster Achtung und dankbaren Gedenkens deutlich werden.

Eugen Koller.

Die Hoffnung Karl Hedlers, daß die Bergsteigergruppe der Deutsch-Osterreichischen Himalaya-Karakorum-Expedition einen Siebentausender im Batura-Kamm ersteigen möge, wurde am 5. August 1954 verwirklicht. Dolf Meyer und Martin Schliepfer erreichten an diesem Tage, von einem Lager in 6100 m ausgehend, einen etwa 7300 m hohen namenlosen Gipfel. Karl Hedler war inzwischen, beim Rückmarsch aus dem Baturagebiet, am 26. Juli in der Nähe von Saret in den Hunzajluß gestürzt und fortgerissen worden. Ende Oktober wurde aus Pakistan gemeldet, daß die Leiche gefunden und in Hunza beerdigt worden sei.

Dr. Billewizer, der Leiter der Wissenschaftlergruppe, widmete seinem verunglückten Mitarbeiter u. a. folgende ehrenden Worte: „Hedler war sicherlich der beste Mann, den wir in Deutschland für Vermessungsarbeiten auf Expeditionen hatten. Ein Meister auf seinem Fachgebiet, unerhört leistungsfähig, in der Ausdauer allen überlegen und menschlich ein hervorragender Charakter.“

Batura-Gletscher, Lager am olivgrünen See (3100 Meter)

Es ist 17 Uhr nachmittags. Ein herrlicher Tag, mild und schön. Ich sitze vor meinem Zelt neben einem großen blühenden Rosenstrauch, etwa 20 Kilometer innerhalb des Batura-Gletschers an einem olivgrünen See, der sich zwischen der Seitenmoräne und

den Felswänden in einem sogenannten Ablationstal gebildet hat. Gestern mittag gab es einen Trägerstreik. Es begann damit, daß Shafon auch Hochträger-Ausrüstung erbat. Dabei stellte ich fest, daß Schneider die ganze Reservelleidung ausgegeben hatte. Sein Träger besaß für oberhalb des Gürtels ein Unterhemd, ein Hemd, einen dicken Pulllover, eine Damenjacke und einen Anorak, während drei meiner Leute noch gar nichts hatten. Also neu verteilen! Es war wie beim Kommiß: Wer in der Etappe war, hatte alles gehamflert. Sie wollten nicht abgeben und legen die Arbeit nieder! Nach kurzer Zeit haben sie sich's aber anders überlegt. Dann streifen diejenigen, die nicht so viel haben, und wollen gehen. Dann wollen alle gehen. Wir lächeln in uns hinein wegen dieses Theaters, und wirklich, nach einer Stunde löst sich alles in Wohlgefallen auf und jeder ist froh, daß er bleiben kann.

Heute wollen wir alle zum Batura-Gletscher ziehen. Ich stehe mit Wolfgang um 5 Uhr auf und packe. Die Yaks sind schon da und ebenso meine beiden neuen Träger aus Pasu. Wir ziehen mit zehn Tragtieren und zehn Trägern los. Als Tragtiere verwenden wir Yaks, kleine Büffel mit weiten Hörnern, einem gedrungenen Leib und langen Haaren. „Sie sind die Jeeps für unsere Berge“, sagte uns der Bruder des Wir, und er hat wohl recht. Die Yaks sind sehr nützlich, denn sie liefern Milch, Fleisch und Wolle und sie tragen 120 bis 160 Pfund schwere Lasten auf den unmöglichsten Wegen. Ich gehe mit vier Trägern um 7 Uhr weg und will nach Khaibar. Aber der Weg führt wegen der schlechten Beschaffenheit der Gletscherzunge seit den letzten Jahren nicht mehr ins Tal, sondern hoch oben über den Batura-Gletscher und über den Shanos-Kamm, auf dem ich beobachten will. So kann ich mir den Umweg sparen und direkt zum Batura-Gletscher gehen. Es ist ein herrlicher Morgen. Wir ziehen wieder das Rosental hinauf und dann durch das weite Trogtal, durch das der „Batura“ früher einmal zum Pasu-Gletscher abgeflossen sein muß. Um 10.30 Uhr sind wir an der Schafhütte am Rande des mächtigen Eisstromes, den wir besuchen wollen. Auf einem Moränenkamm kommen wir überraschend zu Hütten mit vier Frauen mit Kindern, die hier oben sechs Monate lang die Schafe hüten. Sie tragen bunte Mützen und viele Ketten, sind aber sonst sehr schmutzig. Um 13.30 Uhr beginnen wir den breiten Eisstrom zu queren. Es ist einfacher, als ich gedacht habe; ich gehe sogar wie üblich in Turnschuhen. Jeder Alpengletscher ist schwieriger. Es ist sonderbar, daß die Hitze verhältnismäßig gering ist. Noch nie habe ich einen Sonnenbrand oder andere Hitzebeschwerden gehabt. Wahrscheinlich ist die Strahlung doch geringer als in den Alpen oder in Peru. Um 16 Uhr steht unser schönes Lager; wir essen und sind vergnügt. Dann kommen gegen 17 Uhr wider alles Erwarten die Yaks, schraubende, harmlose Ungetüme, und bald werden auch die Sahibs da sein. Ich gehe um 19 Uhr schlafen.

Lager Kufhil (Schaffarm), 10. Juli 1954

Gestern abend war ich so deprimiert, daß ich nicht wagte, mein Tagebuch zu schreiben. Und das war gut so, denn der heutige Tag hat alles gut, ja sogar besser gemacht. So sind Sorge und Freude auch bei mir gerecht verteilt. Um 4.20 Uhr haben wir das Lager verlassen. Während die zwei letzten Tage — die wir im Tal verbrachten — klar waren, hängen heute die Nebel bis ins Tal. Trotzdem ziehen wir los. In drei Stunden haben wir den steilen felsigen Gang hinter uns. Das Wetter ist klar geworden; ich beginne mit meiner Arbeit. Shab, der Unglücksrabe, signalisiert einen Punkt falsch, was mich sehr aufhält. Als ich auf meinem zweiten Standpunkt bin, sind schon wieder fast alle Berge in den Wolken. Um 10 Uhr beginnt das Warten. Es ist kalt geworden. Wind, ab und zu Schnee! Von 13 bis 14 Uhr gelingt mir eine kleine Triangulation, aber sie befriedigt nicht. Wieder warten wir bei heftigem kaltem Wind bis 16.30 Uhr, dann verlassen wir unseren Punkt und lassen die Instrumente zurück. Als wir um 18 Uhr im Lager sind, ist es wolkenlos und alle Gipfel sind klar. Es ist zum Verzweifeln! Bis Sonnenuntergang wäre ich fertig geworden. Aber noch um 17 Uhr war ja aussichtsloses Wetter. In allen Richtungen Wolken bis ins Tal. Ich esse und gehe sofort schlafen.

Es hat die ganze Nacht geregnet. Um 4.30 Uhr klart es auf und um 5 Uhr ziehe ich los. Die Träger Shafon und Akbar gehen ohne Lasten wunderbar. Shah bleibt im Lager; es ist mir recht. In zwei Stunden sind wir 1000 Meter gestiegen und an unserem Arbeitsplatz angekommen. Das ist wirklich das Äußerste, was man in diesem Gelände machen kann. Es ist wundervoll klar. Zum erstenmal sind alle Gipfel zu sehen. Um 11 Uhr bin ich fertig. Ich habe alle Beobachtungen von gestern wiederholt. Alles ist gelungen. Um 12.15 Uhr wieder im Lager. Um 18 Uhr treffen wir bei Billewiken ein. Sie haben mit ihren Tieren zwei volle Tage für diese Strecke gebraucht. Von dem schönen Weg morgen mehr, heute muß ich noch Matten einlegen.

Ruph Akhorka, Lager am inneren Batura-Gletscher (4200 Meter), 13. Juli 1954

Gestern und vorgestern hat es nicht mehr zum Schreiben gereicht, weil ich immer sehr spät ins Lager kam. Heute ist es erst 18 Uhr und ich bin schon satt und zufrieden im Zelt. Es war ein leichter Tag. Wir — Shafon, Akbar und ich — sind sieben Stunden lang auf dem Batura-Gletscher hineingewandert — und davon bin ich natürlich nicht müde. Wie das klingt! Immerhin war es haushohes Blodwerk und aufgeweichter Firn! Wenn ich in Stuttgart eine Stunde das Pflaster trete, bin ich müde. Aber ich weiß ja, jede 1000 Höhenmeter machen mich fünf Jahre jünger! Jetzt in 4000 Meter Höhe fühle ich mich wie ein Zwanzigjähriger. Das Wetter will und will nicht gut werden. Zwar hat jeder Tag ein paar Sonnenstunden, aber auch jeder sein Gewitter und seinen Sturm. Aber es läßt sich nicht voraussagen, wann diese schönen Stunden kommen.

Vorgestern um 6 Uhr mit Shah und drei Trägern bei gutem Wetter losgezogen. Um 9 Uhr sind wir auf dem Gipfel. Mit uns der Nebel und das schlechte Wetter! Ich kann aber notdürftig triangulieren. Dann steige ich ein Stück ab und baue noch eine Standlinie in Richtung Pasu, also talaus. Ich kann keine Aufnahmen machen, weil die Wolken zu tief hängen. Schließlich steige ich mit Akbar ab, zuerst über steile Schutthänge, dann über böse, aber griffige Felsen. Nur ein kurzes Stück ist schwierig. Endlich um 14 Uhr sind wir im Tal und eine halbe Stunde später im Lager. Shah fehlt noch; obwohl er mindestens eine Stunde vor uns aufgestiegen ist, kommt er erst um 3.30 Uhr an. Er ist auch in dieses Rinnensystem geraten und hat sich böse verstriegen. Um 15.30 Uhr gehe ich mit Shafon weiter. Heute ist das Nachmittagsgewitter besonders übel. Sturm schlägt uns Regen und Schnee ins Gesicht und wir sind bald bis auf die Haut durchnäßt. Unsere Berlonanoraks sind im Nu klatschnaß. Sie trodnen zwar ebenso rasch; aber das nützt zunächst gar nichts. Zum Glück scheint schon nach einer Stunde die Sonne wieder und trodnet uns rasch. Um 18 Uhr sind wir schon im Hauptlager, das sehr schön neben einem kleinen See liegt.

Am Morgen sieht es aus, als ob das Wetter schön würde. Ich gehe mit Wolfgang, der die photogeometrische Standlinie festlegen will. Bald zieht es jedoch zu, es fängt an zu schneien, und um 9 Uhr sitzen wir im dichten Nebel und warten zwei Stunden. Während des Aufklarens sitzen wir noch eine Stunde über einen steilen Schiefergrat hoch. Unser Arbeitsplatz liegt 4800 Meter hoch, sehr schön über der Mündung zweier Gletscher. Ganz allmählich klart es auf; doch die höchsten Gipfel, die ich heute so dringend brauche — werden nicht frei. Wolfgang ist um 16.30 Uhr fertig und steigt ab. Mir gelingt bis 18.30 Uhr noch so viel, daß ich zufrieden bin, und dann eile ich mit Shafon in einer Stunde die 1000 Meter ins Hauptlager hinunter. Als wir ankommen, fängt es gerade an zu dunkeln. Es gibt herrlichen Steinbockbraten, denn wir haben am Morgen den Jägern zwei Steinböcke um 30 Rupies (30 DM) abgekauft.

Gut geschlafen! Ich ziehe um 9.30 Uhr mit Shafon und Akbar hinein auf den inneren Batura-Gletscher. Wolfgang begleitet mich eine Stunde, dann sind wir wieder allein. Zuerst geht es über looses Blodwerk, dann über weite Firnfelder. Der Firn ist nicht so stark aufgeweicht wie unter ähnlichen Verhältnissen bei uns in den Alpen. Während die Träger im Schutt und Blodwerk ausgezeichnet gehen, sind sie im Fels und vor allem im Firn noch sehr unsicher, und ich muß an allen schwierigen Stellen voraussteigen. Wir erreichen den ersten Eisbruch des „Batura“, queren ihn und sind um 16.15 Uhr im Lager. Die

Landschaft ist großartig. Uns gegenüber eine hohe, gewaltige Mauer aus Eis, von der dauernd Lawinen niederkrachen; talaus der weitgeschwungene Eisstrom, der von den himmelhohen Zacken des Lughar-Kammes, eines dolomitenähnlichen Kalkgebirges, getrönt wird.

Hauptlager, 16. Juli 1954

Immer wenn ich mein Tagebuch nicht regelmäßig führe, ist etwas Besonderes los. Dieses Mal ist es wohl der Monsun, der uns, entgegen den Voraussetzungen von Karakorumkennern und sonstigen Fachleuten mit voller Kraft überfallen hat. Seit drei Tagen regnet und schneit es mit kurzen Unterbrechungen. Und unserer Arbeit wird vielleicht in den letzten Tagen der volle Erfolg versagt bleiben. Aber ich bin nicht mutlos. Wir brauchen ja nur noch einige Schönwettertage, 12—15 Arbeitsstunden, und wir haben dieses großartige Gebiet bearbeitet.

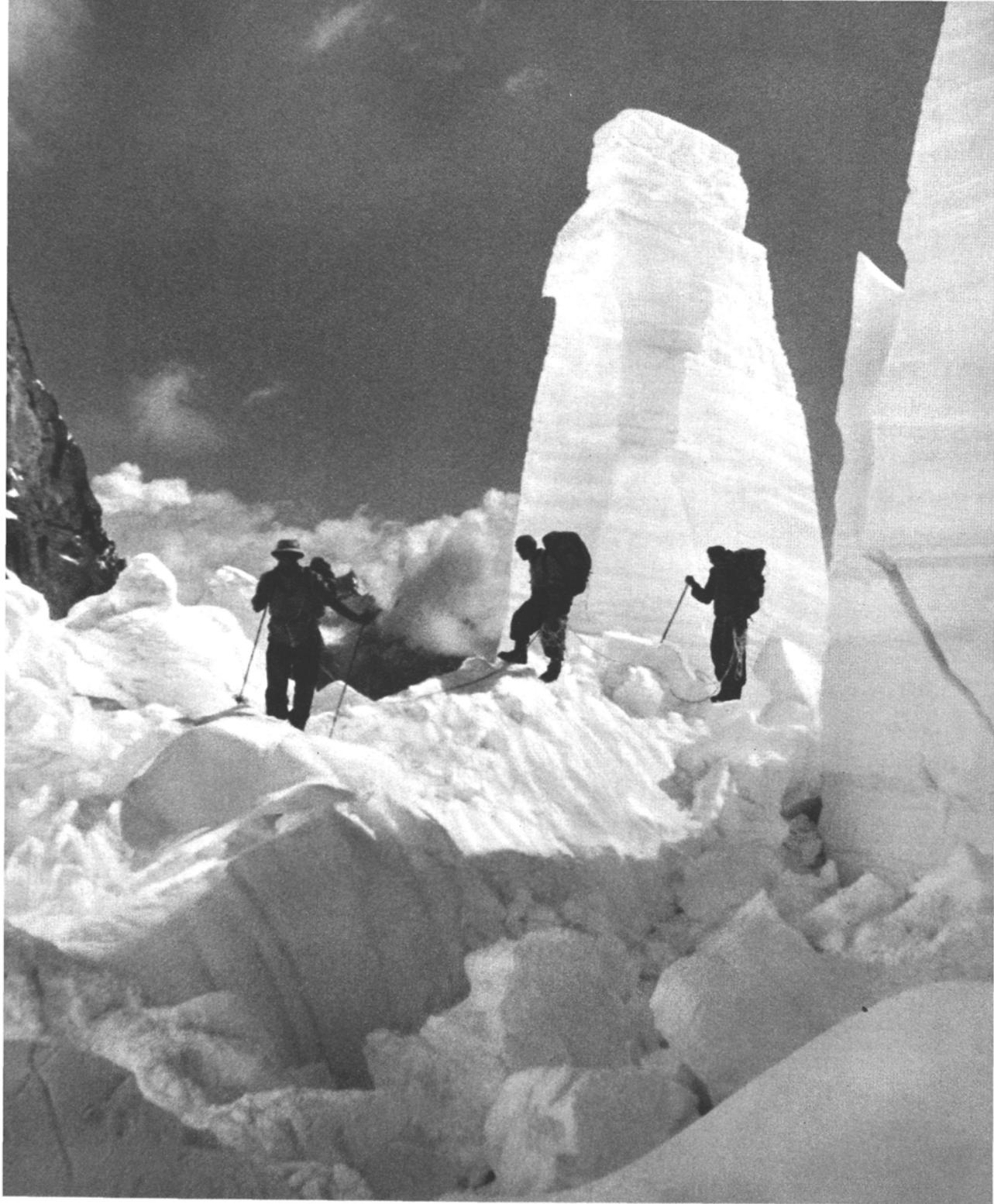
Am diese drei Tage im innersten Natur-Kessel, allein mit meinen zwei treuen Trägern, werde ich wohl lange zurückdenken. Sie waren ohne Schuld und ohne Leichtsinnsanstrengend, gefährlich und wenig erfolgreich. Am 14. Juli war ich beinahe einmal daran, mutlos zu werden, aber ich habe natürlich wieder meinen vollen „Auftrieb“ erlangt. Als ich am 13. Juli abends ins Lager kam, schmerzte mich plötzlich mein linkes Knie. Ich muß es mir wohl bei einem Sturz in eine schmale Spalte angeschlagen haben. Am Morgen war das Bein fast steif und ich konnte nur mit Mühe und unter großen Schmerzen gehen. Als wir am Vorabend das Zelt aufgebaut hatten, fing es gerade an zu regnen, und die ganze Nacht trommelte es aufs Zeltbaldach. Es gab nur Tee und eine warme Fleischkonserve, weil das Benzin sehr knapp ist. Die Träger haben bei uns im Zelt geschlafen. Ich habe alles mit ihnen geteilt; sie haben mir von ihren Tschapatits und dem kalten Steinbockfleisch angeboten. Wir sind in diesen drei Tagen fast so etwas wie Kameraden geworden.

Wegen des Regens sind wir erst kurz vor 7 Uhr aufgebrochen. Es ist warm und der Schnee ist unangenehm weich. Zuerst queren wir außerordentlich lockeres, wasserhaltiges Geröll. Schafon geht wie ein Artift, balanciert von Tritt zu Tritt und führt uns in das Firnfeld zwischen Moräne und Gletscherbruch. Wir brauchen vier Stunden, bis wir am zweiten Bruch vorbeigequert sind und in den innersten Natur-Kessel gelangt sind. Hier erst sieht man, wie ausgedehnt und wie verzweigt das Einzugsgebiet dieses Riesengletschers ist. Nach West n, Norden und Nordosten öffnen sich neue Täler, getrönt von übersteilen Siebentausendern. Die Eismassen strömen über wildzerklüftete Brüche zu unserem Sammelpunkt ab. Von hier aus sehe ich auch zum erstenmal den Kufan-Sattel, den ich vor sechs Wochen von Doltar aus erkundet habe. Aber der Abbruch ist keine 2000 Meter hoch, wie Kappeler schreibt, sondern höchstens 500—600 Meter; denn ich bin ja selbst schon fast 5000 Meter hoch. Ich bin sehr müde. Das Bein schmerzt mich und ich nehme zum erstenmal eine halbe Tablette Cardiazol-Coffein. Dann richte ich eine Standlinie ein. Aber als ich fertig bin, schäme ich mich meiner Vfuscherei. Ich muß doch hinauf auf die Gipfel und Grate. Die Droge beginnt zu wirken und wir steigen weiter. Der Wind schwillt zum Sturm an, es schneit und graupelt. Es ist oft unangenehm auf dem steilen ausgefexzten Mattengrat. Um 12 Uhr bin ich oben. Ein schöner fast waagrechtter Grat schwingt sich hinunter zu meinem zweiten Standpunkt, aber als ich hinuntersteigen will, erleide ich meine erste Niederlage. Der Grat löst sich in eine Reihe von Türmen auf, die man nicht überklettern kann. Die seitliche Querung über glatte Platten und steile Firnfelder gelingt zunächst, aber dann muß ich kapitulieren. Unmöglich, ohne die Hilfe eines erfahrenen zweiten Mannes. Die Träger schauen mich dankbar an, als ich das Zeichen zum Rückzug gebe. Nun muß ich unten weitermachen. Zum Glück reißt es gegen 15 Uhr zwischen Graupelfürmen ab und zu etwas auf, und ich bringe bis 17.45 Uhr mühselig zwei Standlinien fertig, durch die einige der wichtigsten Gipfel vielleicht erkast sein werden. Dann gehen wir in eineinhalb Stunden den fünfständigen Weg ins Lager zurück. Die Träger sind dabei außerordentlich rasch und stark. Kein Wort der Klage über den gefährlichen und anstrengenden Weg! Als wir das Zelt erreicht haben, setzt der Regen wieder



Aufn.: Döbke 1954 (Dr. F. Bennett)

7300 m hoher Gipfel am Satara-Gletscher, erstiegen am 5. 8. 1954



Aufn.: Döbte 1954 (M. Schießler)

Zim Gletscherbruch zwischen Lager I und II

mit voller Wucht ein und hält die ganze Nacht an. Doch wir sitzen um den schnurrenden Benzinkocher in unserem warmen Zelt, lassen uns den heißen Tee schmecken und fühlen uns nach diesem erfolglosen Tag doch recht behaglich. Wie rasch der Mensch doch die Mühe vergißt, wenn es ihm wieder gut geht.



Karl Hekler †

Zeichnung: G. Danco

Gut geschlafen! Bis 7 Uhr regnet es, dann klart es etwas auf und ich beginne mit der Arbeit, aber ich muß wieder sechs Stunden warten, bis mir zwei unbefriedigende Meßbilder talaus gelingen.

Gerade war eine zweistündige Unterbrechung. Post aus Deutschland in den hintersten Winkel des Batura-Gletschers! 13 Briefe und Karten! Die wichtigsten Botschaften zwei lange und gute Briefe von meiner Frau! Wie so ein Regentag und eine Landschaft plötzlich schön werden können!

Sechs Stunden Warten im Schneetreiben auf einen winzigen Lichtblick! Aber es tut mir gut, mich in Geduld zu üben. Dann geht es vier Stunden talaus, und um 17.30 Uhr begrüße ich Wolfgang im Lager. Wir genießen Shafs Steinbockbraten. Die ganze Nacht gießt es und hört erst gegen Mittag auf. Ich liege bis 12.20 Uhr im Zelt, wasche mich und will den Tag genießen. Und dann kam die Post! Herrlich!

Morgen mit Wolfgang drei Tage zum Nordarm des „Batura“, dann talaus.

Basu, 24. Juli 1954

Am 17. Juli, also vor genau acht Tagen, bin ich morgens gegen 7 Uhr mit Wolfgang und vier Trägern im den nördlichen Seitenarm des Batura-Gletschers, in das sogenannte Lupdur, gezogen. Unser Auftrieb war wegen des schlechten Wetters der letzten Tage nicht gerade groß. Zwar hatte mich am vergangenen Nachmittag, während ich die Heimatbriefe las, der erste Sonnenstrahl getroffen, und in der Nacht hatte es nicht geregnet. Doch die Gipfel waren bis heute verdeckt und die Nebelflecken hingen tief in den langen Schläuch des Bataru-Tales.

Doch wir ziehen los, und wir werden dabei immer fröhlicher, denn von Stunde zu Stunde steigen die Nebel höher, die Sonne bricht durch und gegen 11 Uhr ist der Tag strahlend und die Gipfel sind fast frei. Rasch handeln wir, denn erfahrungsgemäß kommt gegen 14 Uhr Quellschwärzung auf und verdeckt sie wieder. Wir machen etwas ganz Neues. Da meine beiden photogrammetrischen Standpunkte durch ein tiefes Tal — also stundenweit — voneinander getrennt sind, will Wolfgang mit seinem Instrument auf dem einen und ich auf dem andern Gipfel arbeiten. Da meine Träger leistungsfähiger sind, und ich außerdem noch triangulieren will, nehme ich den höheren und weiter entfernten Gipfel. Es klappt gut. Um 13 Uhr kommen wir fast gleichzeitig auf unseren Arbeitsplätze an. Es ist inzwischen wundervoll klar geworden und ein herrliches Panorama liegt vor uns. Im Süden, 10 bis 15 Kilometer entfernt, weiße Batura-Mauern, im Westen die tiefen Talschluchten, die vielen Granitwände und die Eisgipfel der fast 7000 Meter hohen Kuf-Sar-Gruppe, im Norden und Nordosten eine völlig andere Landschaft: weiche, flache Schieferberge, rot bis schwarz gefärbt, mit einer Schneedecke auf den Gipfeln, die zum Skilaufen einladen. Im Osten die vertrauten Faden der Luppghar-Gruppe. Wir können herrlich ungestört und ohne jede Hast arbeiten. Keine verdächtige Wolke treibt uns an oder beunruhigt uns. Ein herrliches, kaum gekanntes Gefühl! Wolfgang ist gegen 16 Uhr fertig und steigt ab, um das Lager einzurichten (wir sehen alle unsere Bewegungen durch das Glas), während ich noch sehr intensiv arbeite und erst nach 18 Uhr dort eintreffe. Das Lager liegt zwar in einer Steinwüste, aber doch sehr schön an einem lauten Gletscherbach und inmitten wundervoll gefärbter Gesteine, vom tiefsten Schwarz über Rotbraun bis zu fast weißem Schieferfalk. Außerdem werden wir noch durch einen wundervoll milden Abend belohnt. Rot leuchtet die nach Nordwesten gerichtete Eismauer des Batura-Kammes auf, und wenig später strahlt der Abendstern hell dort auf, wo die Heimat liegt.

Eine kalte Nacht, aber in warmen Zelten! Ein klarer Morgen sieht uns schon um 5.30 Uhr auf dem Weg weiter nach Norden. Wir überqueren den Bach, steigen über lose Moränen und betreten bald harten Firn. Shafon führt wie immer. Alle andern Träger anerkennen ihn stillschweigend an, und sogar Akbar hat sein anfängliches Grollen aufgegeben und begrüßt sich damit, der zweite Mann zu sein. Dabei drängt Shafon sich in feiner Weise vor, im Gegenteil. Der Weg führt — orographisch links, einen Seitengletscher hinauf über steile Stalhhänge, dann queren wir den Gletscher nach rechts, haben ein wenig in einem Eistrichter herum und sind mit der Sonne um 9 Uhr im obersten Firnbeden. Unser Ziel: der Endkamm des „Batura“ scheint ganz nahe, aber noch sind es über eineinhalb ermüdende Stunden in dem immer weicher werdenden Schnee und in der heißen Sonne, bis wir den Kamm erreichen. Das Licht ist so gleißend, daß meine Sonnenbrille nicht mehr ausreicht. Wolfgang kann aushelfen. Er spürt die Höhe etwas, während ich keinerlei Höhenbeschwerden habe. Nun noch wenige Meter. Sie sind voll

Spannung! Was werden wir sehen? Werden wir einen Übergang finden. Und dann ist es erreicht und wir blicken hinaus nach Nordwesten, in unbekanntes Land. Unter uns ein weites nach Norden offenes Gletscherbecken, begrenzt von zadigen Bergen, niedriger als unsere, aber fast ebenso wild und schön. Ein Übergang in dieses Tal, das den Weg Afghaniſtan-Rußland vermittelt, ist wohl möglich, aber nur für geübte Bergsteiger bei guten Verhältnissen. Vor uns stürzt eine 300 bis 400 Meter hohe steile Firnflanke zum Nordgletscher ab. Wir rasten. Es ist schwer, unsere Gefühle zu schildern. So ist wohl Glück! Wir sind am Ziel eines langen anstrengenden Weges. Das Wetter ist strahlend und wolkenlos, und die Berge — vor drei Tagen noch so drohend und so feindlich — leuchten über uns und sie sind wie unsere vertrautesten Freunde. Müssen wir nach dem Warum fragen? Wir müssen eben zu ihnen, und es ist zwar schön, aber eigentlich unbedeutend, daß wir die ersten Menschen hier sind und daß wir Landschaften sehen dürfen, die noch nie ein Mensch zuvor gesehen hat. Aber daß Gott uns geholfen hat, hierdurch unsere Aufgabe zu vollenden, dafür bin ich aus tiefstem Herzen dankbar. Ich steige rasch noch eine Stunde höher auf einen 5333 Meter hohen Grenzgipfel und arbeite wieder mit Wolfgang, der unten geblieben ist, zusammen. Auch die Träger sind glücklich und spüren die Bedeutung. Als wir über einen ausgefegten und recht schwierigen Firngrat den Gipfel erreichen, umarmt mich Akbar sogar. Um 12.30 Uhr sind wir fertig. Rasch noch ein Brief an Maria. Wie tief bin ich hier mit ihr, mit den Kindern und mit den Freunden — vor allen mit Hans und Walthar und mit Mutter Brecht — verbunden. Es sind die tiefsten Erlebnisse dieser Reise.

Nun steigen wir ab, denn ich habe noch viel vor. Es ist heiß, der Firn ist weich und gefährlich. Mühsam ziehen wir Stunde um Stunde talaus. Wir müssen unser ganzes Können aufbieten, um die unerfahrenen Träger sicher an den Randspalten vorbei zurückzuführen, und als wir um 15.30 Uhr das Lager erreichen, sind wir alle recht schafften müde. Vorher haut es mich noch zur Erhöhung der Gemütlichkeit der Länge nach in den Lagerbach. Ich bin an meinem Unglück selbst schuld, aber es kann meine frohe Stimmung nicht trüben. Nur der Verlust des Pickels schmerzt mich etwas. Ich will das gute Wetter nützen und unbedingt heute noch das Hauptlager erreichen. Während Wolfgang hierbleibt, ziehe ich um 16.30 Uhr mit Schafon und vom Sturz schmerzenden Knochen talaus. Der Träger weiß, um was es geht. Er hat 50 Pfund auf dem Rücken, läuft aber über Geröll, Moränen, Firn und losen Schutt wie ein Uhrwerk, und wenn ich ihn nach zwei Stunden nicht zu einer kurzen Rast gezwungen hätte, wäre er wohl den Weg bis zum Hauptlager (beim Kusmarsch fünf lange Stunden) in einem Zug durchgegangen. Ich bin allmählich eine richtige Gehmaschine geworden. Schritt für Schritt, unaufhörlich, unermüdlich von Block zu Block im Geröll, mit feinsten Gewichtsvorlagerung arbeitend, mit äußerster Sicherheit und geringstem Kraftaufwand zu gehen, das ist nun schon Selbstverständlichkeit geworden. Der optische Eindruck wird sofort auf die Beine übertragen, und man braucht nicht mehr wie am Anfang das Gehirn dazu. Die Gedanken können deshalb bequem weit wegwandern zu all dem, was mich bewegt. Und Schafons Führung kann ich mich im Fels und Geröll ganz ruhig anvertrauen.

Als wir um 19.30 Uhr fröhlich im Lager ankommen, ist die Freude bei Schaf sehr groß, und bald sind wir gut gestärkt. Ein schöner glücklicher Sonntag, ein Sonnentag ist zu Ende.

Schon um 6 Uhr bin ich wieder auf den Beinen und fast ohne Müdigkeit. Um 7 Uhr ziehen wir los. Wieder hinauf zu dem Berg, den wir vor acht Tagen im Schnee, Regen und Sonne erlebt hatten, und der unmittelbar hinter dem Lager liegt. Noch ist es klar, aber schon verraten einige Quellwolken, daß ich recht hatte mit meiner Eile. Auch Schafon spürt wohl, um was es geht, und er rennt in zweieinhalb Stunden die 1000 Höhenmeter zu meinem Triangulationspunkt hinauf. Ich habe großes Glück und kann bis 12 Uhr all die Messungen nachholen, die ich das letztemal nicht machen konnte. Schon um 13 Uhr sind wir wieder im Lager. Da wird gewaschen, gebadet und geschwommen (fünf Züge), und ich erhole mich herrlich. Was man doch alles leisten kann, wenn das Wetter gut ist.

Dann trifft gegen 17 Uhr Wolfgang ein. Auch er ist sehr befriedigt und hat alle seine Messungen gut abgeschlossen.

Am Dienstagmorgen ist allgemeiner Ausbruch. Die Paks kommen sehr früh. Ich arbeite ab 6 Uhr in Lagernähe und verabschiede mich mit meinen zwei Trägern um 7 Uhr, um den Gletscher zu queren und auf der anderen, uns unbekanntem Seite, talaus zu ziehen. Dabei möchte ich das Hauptlager und den Weg für die Bergsteiger erkunden, die morgen kommen müssen. Für die Querung brauchen wir über zwei Stunden. Der Gletscher besteht hier aus mindestens vier unabhängigen Strömen, die kaum ineinander übergehen. Wir erkennen den Schutt des Lupten-Stromes, den Granit des Kut-Sar-Kammes, das blanke weiße Eis des Hauptgletschers, der uns vor einer Woche so übel mitgespielt hat, und den Schutt der Seitengletscher des Batura-Kammes. Dann geht es auf hohen Seitenmoränen und durch kleine Ablationstäler zunächst noch bequem talaus. Gegen 12 Uhr werden wir auf das Eis abgedrängt. Zuvor habe ich noch die 50. und 51. Standlinie gemessen. Über bloßbedecktes Eis mit vielen schönen Gletschertischen erreichen wir gegen 14.30 Uhr den möglichen Platz für das Bergsteigerlager. Ein alter Seeboden im Schutze der Moränen am Zusammenfluß des Kampire-Dior- mit dem Batura-Gletscher. Von Süden her ragt ein steiler Schuttfelsen herein. Ein kleiner See liegt dort. Sonst ist der Platz wenig reizvoll, aber er liegt günstig. Holz kann, wenn auch schwierig, beschafft werden. Die Bergsteiger müssen hier ihr Lager haben! Nach halbstündiger Pause ziehen wir weiter und queren zunächst fast zwei Stunden das weiße Eis des rechten Seitengletschers. Es ist eine schöne, fast fröhliche Wanderung in einer ungemein vielfältigen und formenreichen Eislandschaft. Ein kleines Spitzbergen! Eistäler mit Bächen, Seen, Schluchten und Wasserfällen. Jeder Schritt bringt Überraschungen, an jeder Ecke ein neues schönes Landschaftsbild. Auch die Träger werden hier lustig und fast übermütig. Wir freuen uns und lachen, springen von Spalte zu Spalte, rutschen auf den Hosenböden in die Eistäler, suchen Brücken über reißende Bäche und klettern schmale Miniaturgrate hoch. Als wir das andere Ufer erreichen, kommt aber die Reaktion. Unvorstellbar lojes und unangenehmes Blodwerk empfängt uns zur übelsten Wanderung, die wir je gemacht haben.

Sie ermüdet uns in zwei Stunden so sehr, daß wir völlig erschöpft im Lager Maidun, einer kleinen Hirtensiedlung, ankommen. Als ich um 18 Uhr wirklich äußerst müde bin und das Lager machen lassen will, queren wir plötzlich über einem kleinen Lawinensee einen herrlichen Blumenhang, den schönsten, den ich je gesehen habe. Eine richtige Frühjahrsalpenwiese, mitten zwischen dem öbsten Blodwerk zweier Seitengletscher. Und das gibt mir so viel Freude und Auftrieb, daß ich meine Aufgabe erlebigen und mein Tagesziel Maidun erreichen kann. Inzwischen war mir längst klar geworden, daß dies kein Annarschweg für die Bergsteiger ist. Also habe ich, wie sich am nächsten Tag zeigt, wenigstens zwei wichtige Aufgaben für sie gelöst.

Das strahlende Wetter der letzten drei Tage halte sich im Laufe des Tages wieder etwas verschlechtert. Ich hatte, um die Träger zu schonen, kein Zelt dabei, sondern schlief mit Luftmatratze und Schlaffad im Freien. Es war herrlich! Aber gegen 10 Uhr begann es zu regnen, und es regnete nun wieder unaufhörlich die ganze Nacht. Ich zog, da mir die Hirtenhütten zu schmutzig sind, einfach eine Zeltplane über den Kopf, die ich auf einer Seite, um Luft zu haben, am Fickel befestigte, und habe die ganze Nacht gut geschlafen. Zwar war am Morgen der Schlaffad tropfnass, aber er trocknet ja sehr rasch wieder. Um 7 Uhr starten wir. Ich muß die Bergsteiger erreichen. Aber eine Standlinie hält mich nochmals vier Stunden auf, bis die Gipfel halbwegs frei sind. Dann finde ich wieder einen schönen Blumenhang, an dem ein ganzer Film verknüpft wird. Nochmals eine vierstündige Moränenwanderung, aber zum Glück auf einem sichtbaren Pfad, und wir erreichen gegen 15 Uhr den warmen See bei Malungin, in dem ich auf dem Herweg gebadet habe. Dort ist ein ganzes Heerlager der Bergsteiger. 20 Pferde, einige Paks und eine Anzahl seltsam kostümierter Träger. Herzliche Begrüßung durch die Kameraden! Alle sind da, nur Kebitsch ist voraus und Heckmar liegt noch mit hohem Fieber in Aliabad.

Das tut mir besonders leid. Mir zuliebe bleiben sie hier, und wir erleben einen wirklich netten Abend miteinander. Das Wetter hat ihnen bis jetzt jeden Erfolg versagt, und sie sind nur 200 oder 300 Meter höher gekommen als ich.

Meine Absicht, früh um 4 Uhr über einen 1000 Meter höheren Kamm zum Pasu-Gletscher zu gehen, wird durch das schlechte Wetter zunichte gemacht. Es hatte in der Nacht oft geregnet, aber die Bergsteiger haben mir und Wolfgang ein Zelt aufgebaut. Nun hängen die Nebel wieder tief im Tal, und ich ziehe mit Wolfgang talaus, nachdem wir uns herzlich von den Bergsteigern verabschiedet haben. Es wäre sehr schön, wenn sie einen der beiden hohen Siebentausender besteigen könnten. Eine bergsteigerische Ergänzung unserer Arbeit!

Für mich wird es heute leicht; ich brauche nur zu trocknen, und um 14 Uhr sind wir wieder im Kasthaus von Pasu. Post! Ein Brief von Maria, einer von Sig und von Sibille. Nun beginnt wieder die unangenehme Baderei, die Gafferei der Leute, die Fliegen und so vieles, was oben eben nicht da ist. Zunächst ruhe ich mich nur aus, als aber in der Nacht das Wetter klar wird, ziehe ich nochmals mit den Trägern los. Zum drittenmal steigen wir durch das Rosental hinauf auf den 1000 Meter über dem Tal liegenden Umlaufberg Sarf. Und wieder ist es wie vor einer Woche. Von Stunde zu Stunde klart es mehr auf, ich kann ungestört arbeiten und habe um 14.30 Uhr meine Beobachtungen soweit vervollständigt, wie das überhaupt möglich ist. Nun kann ich beruhigt talaus ziehen.

Morgen ist wieder Sonntag. Ich werde allein hier sein — weil ich auf Schuhmacher und zum Filmen warten muß — und den Tag genießen. Zuerst schreibe ich Briefe, dann kommt ein Photobummel durch die Dase. Seit acht Tagen ist es nun ein ständiges Abschiednehmen, seit wir vom Batura-Paß zurückwandern. Ein letzter Blick auf einen besonders schönen Berg, eine Blume, die nur in dieser Höhe und in dieser Zeit blüht, dieser kleine See, der alte Lagerplatz, die Hirten. . . Die Hänge neben dem Batura-Gletscher haben als Festkleid Rosenjchmuck angelegt. Nun eilt die Zeit wieder sehr fühlbar, und man fängt schon wieder die europäische Unsitte an, ein Programm zu machen. Für mich ist im Karakorum die wichtigste Arbeit abgeschlossen, und den Rest, auch wenn er mich noch 14 Tage in Anspruch nimmt, kann man getrost als „Abstauben“ bezeichnen. Dann geht es noch zum Nanga Parbat!

Deutsche Kordilleren-Rundfahrt 1953

Von Fritz März, Heinz Steinmeh und Jürgen Wellenkamp

Der Plan

Es war eine unserer schnellen Wochenend-Skifahrten in die Zentralalpen. Durch eine kalte, sternklare Nacht stiegen wir von St. Sigmund zur Pforzheimer Hütte hinauf. Unsere Gedanken flogen weit, und es kam ein Gespräch auf von fernen Ländern und Bergen. Es fiel das Wort Südamerika — einer sagte: Anden! Jürgen, Fritz und ich. Damals ahnten wir noch nicht, daß wir auch zusammen fahren würden. Wir ahnten auch noch nicht, daß schon am nächsten Morgen ein mächtiges Schneebrett, das uns in die Tiefe riß, um ein Haar all unseren jungen Plänen ein Ende gesetzt hätte. Wir kamen davon. Mit einem blauen Auge, wie man so zu sagen pflegt. Und dann wurden die schnellen Wochenend-Skifahrten weniger, und die Arbeit und der Papierkrieg mehr und immer mehr.

Wir steckten wieder in einer Lawine. Diesmal in einer aus Formularen und Briefen. Bis wir endlich reisen konnten. (S).

Die Überfahrt

Am 10. Juni 1943 fuhr das Motorschiff „Marco Polo“ mit samt uns dreien aus Genua fort. Vor uns lag — mit einem Male greifbar und wahr — das Erlebnis Anden. Neapel, dann Barcelona und nach einer nebelhorntönenden Nacht in der Straße von Gibraltar, Tenerifa. „Marco Polo“ steuerte durch die Silhouetten der Kanarischen Inseln dem freien Atlantik zu. Seine Decks waren vollgepfropft mit Auswanderern, und sieben Tage und Nächte hindurch dröhnte im Schiffsleib tief unten der mächtige Dieselmotor und erklangen an Deck die Kanzenen und das Geschrei der Südländer. Eine Woche lang schaukelten die Masten um die im Zenith stehende Sonne, eine Woche war nur tiefblaues Wasser mit blendendweißen Wellenkämmen und dem Spiel der Delfine um uns.

In Venezuela wurde unser Schiff leer. Einen Tag später lagen wir in Curaçao, über den Palmen von Cartagena stieg ein blutroter Abend herauf, und letztlich mußte es sich unser Schiff noch gefallen lassen, daß man es in Christobal-Colon 27 Meter in die Höhe hob und durch einen echten Süßwassersee schwimmen ließ. Nach achtsündiger Fahrt durch den Urwald von Gatun wurde „Marco Polo“ wieder hinabgesenkt und zog hinaus in die weite Dünung des Pazifik.

Buenaventura und Puná sind die feuchtschwülen Westküstenplätze, die wir noch anliefen, ehe wir in die Breiten des Humboldtstromes und damit wieder in kältere Gegenden gerieten. Mit einem Schlag wird dort die Küste öde und felsig, und über dem Meer bauen sich beinahe unvermittelt die Anden auf. Am Abend des 4. Juli liefen wir in den Hafen von Callao ein. Perudeutsche und die Limaer Deutsche Botschaft empfingen uns herzlich.

In Lima traf Heini Harrer zu uns. Wir hatten schon in München vereinbart, daß er mit dem Flugzeug nachkommen werde und sich für einen Teil der Reise anschließen werde. Nach der Erstbesteigung des Ausangate unternahm er eine etwa 1000 Kilometer lange abenteuerliche Kamufahrt durch den Urwald Perus und reiste dann nach Bolivien. Im September trafen wir wieder in Lima zusammen. (S).

Lima

Der Zauber einer fremden Stadt umfängt uns. Einer schönen, fremden Stadt in den Tropen. Wir wohnen draußen im Villenvorort Miraflores, 12 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, 12 Kilometer Villen links und rechts der Avenida Arequipa. Man rast auf der Avenida Arequipa. Wie überall im Lande. Nicht weil man es eilig hätte. O nein, wer hätte es je eilig in Peru, im Lande des „Mañana“, des „Morgen“. Man rast um der Freude an der Geschwindigkeit willen, und die Peruanos haben viel Sinn für Sport und nicht einen Funken Gefühl für einen Motor. Man rast unter Palmen und Edelkannen, die wie all der verschwenderisch reiche Blumenschmuck der Stadt künstlicher Bewässerung ihr Dasein verdanken. Die Limeñer verstehen zu wohnen. Draußen in Miraflores, oder Barranco oder San Isidro stehen ihre Villen. Der Reichtum des Landes offenbart sich nirgends deutlicher als in diesen Vororten.

Die Altstadt atmet spanische Kolonialkultur. 1535 wurde sie von Pizarro gegründet, in die Küstenwüste gesetzt. Sie besitzt die älteste Universität des amerikanischen Kontinents. Prunkvolle Paläste fassen die alten Plazas ein, und in den übersichtlichen Cuadras der Straßen findet sich der Fremde erstaunlich schnell zurecht.

Lima ist Peru! Dieser Satz ist nicht ganz von der Hand zu weisen, wenn man auch vieles dagegen sagen könnte. Ein Achtel der Bevölkerung des viermal so großen Landes wie Deutschland lebt in der bezaubernden Hauptstadt. Und man hätte Peru nicht erlebt, klinge einem nicht noch das „Comercio“ — „La Prensa“ — „Ultima Hora“ der Zeitungsungen aus den Straßen Limas in den Ohren und hätte man nicht das Bild des Palacio Torre Tagle in der Erinnerung bewahrt. Und wir hätten Peru nicht erlebt, ohne seine Gastfreundschaft kennenzulernen vom ersten Tag an; ohne die Gastfreundschaft der Deutschen und Peruaner, der Tidow, Bollinger, Briegleb, Spann, des deutschen Konsul in Cuzco Dannenberg, de Vary, der dort oben im Hochland eine Hacienda betreibt, Don Carlos Lommellini, Arambar-Saldivar und wie sie alle heißen. Vielleicht ist es gerade die Begegnung mit den Menschen in Peru, mit Deutschen und Peruanern, die das Land, seine Berge, Steppen und Urwälder, seine Straßen, Ruinen, Dörfer und Städte in so herrlichem Licht erscheinen lassen, die Begegnung mit dem Menschen, die den Wert einer solchen Fahrt über das Bergsteigerische hinausheben und allgemein wertvoll machen. (S. M.)

Hinauf in die Sierra

Aus dem zu dieser Jahreszeit täglich über der Küste lastenden Nebel tauchte die DC 4 in die Lichtfülle des Hochlandes. Über dem Wolkenmeer der Küste zog der Pilot die Maschine auf 6000 Meter, unter uns dehnte sich die braune Weite des Hochlandes, bis wir, immer erst in Gipfelhöhe, an den gewaltigen Eislöcher der Cordillera de Bilcabamba vorbeizogen. Cañonartig durchreißt das Tal des Apurimac das Hochland, und darüber baut sich breit und eisgepanzert der Salcantay auf. Wenige Minuten noch und das Flugzeug senkt sich in den Talkessel von Cuzco, über dem weit im Hintergrund die mächtige Gestalt des Kusfange leuchtet.

Da wir am Sonntagvormittag in Cuzco keinen Lastwagen aufreiben konnten, luden wir unser Gepäck, 250 Kilogramm für vier Mann, in und auf ein Taxi und quetschten uns selbst dazu. (Bedenkt man den Gepäckaufwand früherer Anden-Expeditionen, freilich unter Berücksichtigung des oft erheblichen wissenschaftlichen Gerätes, so erkennt man doch einige Fortschritte in bezug auf die Leichtausrüstung.)

Drei Tage hielten wir uns in Cuzco auf, der alten Inkahauptstadt, die uns den ersten Eindruck gab von der menschlichen und landschaftlichen Umgebung, in der wir in den folgenden Monaten leben sollten. Zum erstenmal hörten wir aus dem Munde der buntfarbigen Indios und Cholos die Laute in der Ursprache, in Quechua, zum erstenmal blickten wir in die vom Chicha- und Cocagenuß, man möchte sagen, fast wesenlos gewor-

benen Augen, und im bunten Trubel des Marktes lernten wir die Kunst, geduldig zu feilschen und die Arbeit des Indios mit fast nichts zu entlohnen. (S).

Das Arbeitsgebiet

Von Cuzco gelangten wir über die kleine Sierrastadt Urcos, wo wir den Rio Vilcanota nach Osten überschritten, in die eigentliche Hochsteppe, aus der die Nevados der Cordillera de Vilcanota aufsteigen. Das Landschaftsbild ist vollkommen anders als in den Alpen, es unterscheidet sich schon erheblich von den weiter nördlich gelegenen Gebirgszügen der Cordillera de Vilcabamba oder gar der Cordillera Blanca. Dort führen tief eingeschnittene Täler aus den großen Senken des Apurimac oder des Rio Santa an die Berge heran. Ihre Unzugänglichkeit bietet beim Anmarsch oft erhebliche Schwierigkeiten. In der Cordillera de Vilcanota ragen die relativ kurzen Ketten unvermittelt aus einer sich gegen Norden zum Baucartambotal flach absenkenden Hochsteppe auf. Die von den Gletschern abfließenden Wasser haben die Ebene durch nach Norden verlaufende Talfurchen zersägt, die sich nur hart am Fuß der Berge als flache Trogtäler ausgebildet haben. Moränenwülfte, die heute prachtvollen, alle Farben spielenden Seen als natürliche Staudämme dienen, lassen das Ausmaß früherer Vergletscherung erkennen. Mit steilen, von Millensfirn und äußerst zerrissenen Hängegletschern durchsetzten Felsflanken fallen die Gebirge nach Norden, teilweise auch nach Westen und Osten ab, während die Südfanken, der Sonne abgekehrt (14 Grad südl. Breite) zumeist starke Vergletscherung und tiefen Schneebelag aufweisen. Die für die Alpen oder den Himalaja typischen langen Gletscherströme sind in der Cordillera Vilcanota selten. Das Eis liegt dünn auf der steilen Unterlage und ist infolgedessen erheblich zerrissener, als man es in den Alpen gewohnt ist. Die Schneegrenze ist bei etwa 4800 Meter. Ein besonders bemerkenswerter Umstand ist die außerordentliche Trockenheit der Atmosphäre, die zusammen mit dem hohen Sonnenstand das Eis durch direkte Verdunstung zu dem stalagmitenartigen Büßerschnee, einem Charakteristikum der Anden, ausbildet.

Hacienda Lauramarca

Dieser Gutshof, der 80 000 Hektar Land umfaßt, ist eine alte Anlage aus der Conquistadorezeit. Neben den Ställen und Lagergebäuden besitzt die Hacienda eine stattliche Kirche mit zwei Türmen. Das Schönste an ihr aber sind die drei hohen, schlanken Eukalyptusbäume im Hof. Sie sind die einzigen Bäume im Umkreis von Tausenden von Hektaren. Sie waren uns immer wieder Richtpunkt bei unseren Heimritten, und von den Graten des Aufangate und Cahangate sahen wir sie weit draußen in der Puna liegen.

Wir waren die Herren auf Lauramarca. Denn Don Carlos Bommellini aus Cuzco hatte uns seine Gäste genannt. Und in Peru sagt man dazu: „Su casa“ — „Es ist Ihr Haus“. Und in Peru meint man es auch so. (S).

Erfundung

Der Aufangate steht beherrschend über den Hügeln und Tälern um die Hacienda Lauramarca, Hintergrund und Inhalt zugleich im Bild der Hochfläche. Wir sind nicht die ersten Bergsteiger, die sich an ihm versuchen wollen. Der Berg war bereits 1932 von der Österreichisch-Schwedisch-Italienischen Anden-Expedition angegriffen worden. Hias Rebitsch erstieg dabei mit dem Italiener Ghiglione und dem Schweden Bolinder eine Grat-erhebung, die sie als Westgipfel bezeichneten, sie drangen über den Westgrat gegen den Hauptgipfel vor, mußten aber wegen widriger Umstände umkehren. Wir hatten die Erfahrungen Rebitschs vom Westgrat: Eine ziemlich sichere Möglichkeit, auf den Aufangate zu gelangen, aber ein rechter Schlauch. Nach Osten fällt vom Aufangate ein

kurzer, steiler Grat ins Pachantatal ab. Dieser Grat war zumindest eine Erkundungsfahrt in das Tal wert. Am Tage nach unserer Ankunft auf Lauramarca reiten Heinz und ich dem Ausgang des Pachantatales zu. Am Abend schicken wir die beiden Arrieros, die uns mit dem Lastpferd begleitet haben, zurück, und schlagen am Nordostfuß des Aufangate unser erstes Lager in den Cordilleren auf: ein Zelt, Luftmatrassen und Damen-schlaffläcke. Wir haben auch in Zukunft fast nie auf diesen „Schlafomfort“ verzichtet; man darf einfach nicht darauf verzichten, wenn man leistungsfähig bleiben will. Man kann nicht Tag um Tag packen und reiten, Lasten schleppen und huren, sich durch Eisbrüche haden und über Wächtergrate balanzieren, wenn man in den Nächten erbärmlich friert und wachend den Morgen ersehnt.

Wir wandern am nächsten Tag taleinwärts auf den sanft ansteigenden Pfaden, die die Lamas und Alpaccas ausgetreten haben. Der Pfad führt uns am schlängelnden Pachantabach entlang, leitet neben den vielen Seen des Tales vorbei. Wie bunt die Seen sind! In klarem Grün oder Blau leuchten die einen, andere sind milchig trüb vom aufgeschwemmten Gesteinsmehl, oder sie sind von tonigen Beimengungen gerötet.

Wilde Berge ragen zu beiden Seiten des Tales auf zu Höhen von etwa 5800 Metern. Verführerische, herausfordernde Formen von geschwungenen Eisgraten, von feinziseliertem Nistensitzen. Aber wir dürfen von diesen Spitzen nur träumen, dürfen sie nicht zu Zielen unserer Unternehmungen machen. Denn was sind wenige Sonnenwochen, wie sie uns vergönnt sind, in der sich weit dehrenden, unerforschten Bergwelt der Cordillera de Vilcanota? Da reicht die Zeit nur für einen Bruchteil der Wünsche und Träume.

Im Talgrund steigen wir höher, die Pfade der Lamas werden undeutlicher, verlaufen sich im Geröll. Die Vegetation klingt langsam aus, das Gras wird schütter und spärlich, dann nur noch Blöcke, Steine, lose zusammengebacken, eine bröcklige Moräne. Moränen scheinen auf der ganzen Welt gleich unangenehm zu sein, ein übles Fegfeuer zwischen den Matten, dem Paradies des Faulenzens, und den Firnen und Gletschern, die Himmel oder Hölle sein können.

Allein steige ich von der Moräne weiter. Auf dem Gletscher muß ich die Beine hoch anheben, um über die scharfen Eiszacken der „niebe penitente“, des Bückerchneez, zu steigen. Die Mittagssonne brennt in das Gletscherbecken, lähmt die Entschlußkraft. Doch droben am schmalen Grat bin ich wieder frischer, als Wächten zu überlisten und Felsaufschwünge zu erklettern sind. Ein senkrechtes Felswandl aus schönem Granit bietet schwierige Kletterei, ich bin rasch oben, möchte weitergehen... aber die Beine mögen nicht, ich bringe nicht mehr einen Fuß vor den anderen. In der Lodung und Anspannung des Felskletterns habe ich ganz vergessen, daß wir vor fünf Tagen noch in Lima auf Meeresspiegelhöhe gewesen sind, daß in dieser Höhe hier nur halb soviel Sauerstoff in die Lungen kommt wie drunten. Eine Rast beruhigt die keuchenden Lungen, dann gehe ich weiter, andin, zwei Atemzüge auf einen Schritt, wenn es sehr steil und schwierig wird, auch drei oder vier.

Auf dem Gipfel blicke ich auf den Höhenmesser: 5400 Meter. Der Campa I — so haben wir den Berg später benannt — ist kein Gipfel erster Ordnung in den Bergen der Vilcanota. Aber welch eine Aussicht! Zum erstenmal zeigen die Berge etwas von ihrer Lage, von der Art, wie sie zusammenhängen, von Anmarsch- und Aufstiegsmöglichkeiten. Und vom Gipfel des Campa I kann ich den Zweck unserer Erkundung ins Pachantatal erfüllen, die Ostflanke des Aufangate liegt offen vor mir. Der Ostgrat: senkrechte Felsaufschwünge, steile Eischneiden, Gendarmen, Wächten. Es ist vielleicht keine unmögliche Stelle darin, aber es sind auf 1600 Meter Höhenunterschied ununterbrochen große Schwierigkeiten. Und das hinauf bis in eine Höhe von 6400 Metern, und das mit unerfahrenen Indios als Trägern, und das mit noch unvollkommener Akklimatisation der Bergsteiger!

Als Heinz und ich am Abend das Tal wieder hinauswandern, da steht der nächste Plan fest: Wir werden nun doch wie Nebittsch, versuchen, den Aufangate von Westen her zu ersteigen. (23).

Amarisch zum Aufangate und Surimani (5450 Meter)

Nun steht es also fest, daß wir den Aufangate über seinen Westgrat angehen werden. Ein weiter Weg. . . Am 19. Juli windet sich eine stattliche Karawane den Biegungen des Baches entlang, der vom Aufangate her kommt. Wir vier Caballeros (wenigstens halten wir uns für solche) hoch zu Ross, dazu acht Packpferde (später beschränkten wir uns auf drei oder vier), sogar der Proviant läuft mit: Zwei Hammel, die nichtsahnend ihrer schicksalsgemäßen Bestimmung zuwandern. Im Hochtal Chillupampa schlagen wir in einem Krat unsere Zelte auf und steigen am kommenden Morgen über eine Felsstufe dem Hochtal zu, in dem wir unser Standlager aufschlagen wollen, dem Tal der Tucacocha. In Quetschua, der Sprache der Indios, heißt Tucacocha der Rote See — obwohl er wunderschön blau ist und in herrlichem Kontrast steht zu den gleißenden Gletschern des Aufangate und dem roten Fels eines weiter im Süden liegenden Bergzuges. Der Aufangate dominiert im Nordosten des Kotschetales. Massig, ungegliedert ist er, eine einzige zerrissene Gletscherflanke. Ganz verschieden ist die andere Talseite: eine hohe feine Felsspitze ragt dort auf, so steil, daß nur ganz kleine Eisfelder am Fuß ihrer Felsen kümmerlich die Trockenzeit überdauern. „La Guglia de la Wilcanota“, das wäre ein schöner Name dafür; die Indios sagen Surimani. Im Schein der Morgensonne sitze ich vor den Zelten, allein mit einigen langvölligen und grenzenlos dumm schauenden Apacas und ein paar bösen, halbwilden Hunden. Die Freunde sind schon früh mit drei Indioträgern aufgebrochen, dem Aufangate zu. Mich haben sie hier gelassen zur Erholung; ja, gestern bin ich krank gewesen, teilnahmslos bin ich hinter den anderen hergeritten. Daran war wohl die Hammelleber schuld, die Heini Harter uns auf „tibetisch“ bereitet hatte: auf ein Teil Leber zwei Teile trockenen, roten Kaprika.

Aber heute ist das schon fast überwunden, heute ist ein klarer Tag, und dort drüben ragt diese Guglia tausend Meter über dem Talgrund auf, so groß und bizarr, daß sie auch über die Dolomiten hervorragen würde. Da ist es nicht schwer, einen Entschluß zu fassen.

Ein paar Würfel Traubenzucker, etwas Reservelieferung in den leichten Rucksack, die Kamera hänge ich um. Seil, Hammer, Haken und Karabiner, das alles bleibt im Lager. Wenn ich auf den Surimani allein nicht ohne diese Hilfsmittel hinaufkomme, dann mag er unerstiegen bleiben — das wäre doch eine edle Motivierung. In Wirklichkeit war ich nur zu faul, das Zeug alles mitzutragen. In völlig unandinem Tempo renne ich los, mir zu beweisen, daß ich nicht mehr krank bin.

Bald stehe ich in dem kleinen Büßerschneefeld am Fuß der hohen, fast senkrechten Nordwand, durch die kein Weg führt, wenigstens nicht für mich allein. Über Platten und steile brüchige Felsen muß ich den Ostgrat erreichen und dann hoffen, daß sich seine unerfletterbaren Aufschwünge in den Flanken umgehen lassen. Mit Schwung gehe ich die Sache an. Brüchigen Fels bin ich von Haus aus gewohnt, eigentlich mag ich ihn recht gern. Er bildet so einen wohlthuenden Gegenjatz zu den eisenfesten Klettergartentraversen, in denen zirkustreife Akrobaten sich plötzlich als Bergsteiger fühlen. Rücksichtslos zerstöre ich die Ursprünglichkeit der brüchigen Wand, unter mir poltert, klirrt und raucht es. Am Ostgrat wechselt das Gestein, es wird fester, griffarmer Granit. Wenn der Grat selbst unmöglich wird, dann finde ich immer noch einen Ausweg, einmal in der hellen Nordseite, dann wieder in der vereisten, schattigen Südseite. Die schwersten Stellen sind vom vierten Schwierigkeitsgrad; weil sie übersichtlich sind, kann ich die Frage „kommst du da auch wieder hinunter?“ immer positiv entscheiden. Die hübscheste Stelle ist kurz unter dem Gipfel, an ganz kleinen Griffen geht es hinaus in die mehrere hundert Meter abstürzende Nordwand.

Dann ist der Horizont nach allen Seiten frei. Ich bin glücklich, als erster auf dem schönsten Felsgipfel der Wilcanitaberger stehen zu dürfen. Und später bin ich froh, wieder heil unten zu sein, gilt doch jetzt unser ganzes Sinnen dem Aufangate (W).

Ausangate, 6384 Meter

Am 21. Juli waren wir endlich soweit, daß wir unsere Träger aufspaden konnten, und dann buckelten wir unsere Rucksäcke die große, sichelförmige Moräne im Talhintergrund hinauf bis zum Beginn des Eises. Unter einer sehr gefährlichen Seraczone querend wurde steiles, mit tiefem Schwimmschnee bedecktes Gelände erreicht. Mühsam wühlten wir unsere Spur da hinauf. Alle 20 Höhenmeter, oft noch eher, wurde eine Schnaupause eingelegt. Eine Eiswand sperrte den Weg; zum Erstaunen der Träger wurde sie mit einer Stufengalerie und einem fixen Seil gangbar gemacht. Auf etwa 5100 Meter, mitten im Eisbruch, aber auf einem eisschlagfächeren Sporn, schlugen wir Lager I auf. Ich führte die Träger dann wieder hinunter ins Hauptlager. Es machte ihnen einen Riesenspaß, steile Schneehänge auf dem Hosenboden hinunterzurutschen. Am nächsten Tag brachte ich mit Jürgen und zwei Trägern die restlichen Lasten zum Lager I hinauf, während die beiden anderen durch eine großflächige Spaltenzone bis auf etwa 5800 Meter, hundert Meter unter den Westgrat, spurten und dort ein Hochzelt deponierten. Abends saßen wir dann vereint im Lager I um einen riesigen, dampfenden Suppentopf herum. Tags darauf, der 23. Juli war es, spurten Heinz und Jürgen voraus zum Grat hinauf, und noch ein Stück weiter auf ihm. Dabei passierte es, daß Heinz ganz plötzlich einige Meter tief in eine vorher verdeckte Spalte plumpte. Jürgen lachte zunächst laut, schallend und schadenfroh. Als er aber auf die hierfür obligate Frage „Bist hin?“ ein deutliches „Na“ hörte, beruhigte er sich schnell wieder und zog den Freund aus der Unterwelt des Ausangate wieder heraus. Passiert war dem nichts, bloß der Schnee war ihm zum Hals hineingefallen und rann jetzt in kleinen Bächlein tiefer. Die Folge sollte eine Erkältung sein, die unsern Heinz um den Gipfel brachte. Heini und ich hatten inzwischen mit den Trägern den Platz erreicht, wo wir Lager II aufschlagen wollten. Jürgen brachte die Träger gleich wieder hinunter ins Lager I und schärfte ihnen ein, schön brav zu sein. Wir anderen errichteten während eines durchaus nicht saisongemäßen Schneesturmes Lager II. Als Jürgens wieder eintraf, standen schon die Zelte, etwas eingegraben im Schnee, und furrten die Stocker recht gemüßlich. Über uns vierten lag die Spannung, was wohl der kommende Tag bringen werde. Sollten wir doch versuchen, den Gipfel in einem Zug von hier aus zu ersteigen, ohne weiteres Zwischenlager.

Man schläft auf Expeditionen gerne so lange, bis die Sonne aufs Zelt scheint. Doch wir entrißen uns schon vor der Dämmerung den ach so warmen Schlafsäcken und standen um 1/27 Uhr schon droben am Grat in der ersten Morgensonne. Zweieinhalb Kilometer stieg vor uns langsam der Westgrat des Ausangate an. Würde er besondere Überraschungen für uns bereit halten? Die Schneeverhältnisse waren wechselhaft. Bedingt durch die Sonneneinstrahlung bot die Nordseite des Grates meist harten Firn oder Eis. Die starke Überwächtung und die ungeheuere Steilheit zwangen uns jedoch häufig zum Vortreten der tiefverschneiten Südflanke. Die vielen längeren und kürzeren Abstiege in Gratsscharten sahen wir mit recht gemischten Gefühlen, bedeuteten sie doch beim Rückweg, wenn man sich's also ehrlich verdient hat, daß es nur noch abwärts geht, Wiederanstiege. Eine riesige Querspalte zwang uns in das unheimlich steile und spröde Eis der Nordflanke, eine andere überwandten wir auf labiler Brücke. Heinz fühlte sich nicht recht wohl. Auf einem kleinen Plateau versuchten wir Tee zu kochen. Doch der heftige Wind zerrte am Zeltfack und blies den Stocker immer wieder aus. Wir gaben es auf und stapften langsam dem Vorgipfel, den wir vor Lautamarca aus die „Schwarze Wand“ nannten, zu. Nur wenig ist er niedriger als der Gipfel, aber noch etwa 700 Meter davon entfernt. Heinz hatte sich doch bei seinem gestrigen Spaltenabenteuer und dem anschließenden Schneesturm eine Erkältung geholt. Es war kein leichter Entschluß für ihn, unter dem Gipfel der Schwarzen Wand umzukehren. Unser Angebot, daß ihn einer begleiten würde, lehnte er ab. Nein, es sollte keiner wegen ihm auf den Gipfel verzichten müssen. Bald sahen wir ihn als kleines Pünktchen unten am Grat. Ausgesetzt spurend erreichten wir drei den Gipfel der Schwarzen Wand, der nach Osten kirchbachtsteil etwa 70 Meter ab-

bricht. Wir raminten einen Pickel in den Firn und ließen ein Seil daran hängen, um uns den Rückzug zu sichern. Der Anstieg aus der Scharte hinauf zum Gipfel war noch einmal anstrengendste Spurarbeit. Den breiten Budel eines weiteren Borgipfels ließen wir links liegen, dann häumte sich aus der letzten Gratsharte der Gipfel empor. Ein kurzer scharfer Grat noch, wenige Meter in der rechten Flanke. Wir standen auf dem Aufangate, standen auf dem vermutlich höchsten Berg in Südperu. Viel redeten wir nicht. An einem Pickel hißten wir drei Wimpel mit den Farben Perus, Deutschlands und Österreichs. Weit ging der Blick hinaus ins Hochland von Südperu, im Norden reckte sich die Eispyramide des Saccantay aus der Cordillera Wilcabamba empor, im Osten lastete unbeweglich das Nebelmeer über der Tiefebene des Amazonas, im Süden konnten wir die Schneeberge um den Titicacajee und La Paz erkennen, und im Westen streckten sich die schneebedeckten Vulkane der Küstencordillere. Nach kurzer Rast, nach 16 Uhr, traten wir den Abstieg an. Um das Seil an der Gegensteigung zur Schwarzen Wand waren wir nun herzlich froh. Bald danach brach die frühe Tropennacht herein. Doch bot der Vollmond, den wir in unserer Plan einkalkuliert hatten, noch genügend Licht, um den Abstieg fortzusetzen. Die Wiederanstiege kosteten uns den letzten „Schnauer“. Spät nachts lagen wir drunten in den Zelten und schlürften gierig den Tee, den Heinz für uns bereitet hatte. Jürgen ließ es sich nicht nehmen, noch in der Nacht hinunterzugehen ins Lager I, um bei den Trägern nach dem Rechten zu sehen. Den Gang hätte er sich sparen können, denn die Träger hatten ihre einzige selbständige Handlung der ganzen Fahrt vorgenommen: sie waren auf und davon! War es eine nette India oder sonst ein Grund, jedenfalls erschienen unsere Helben erst ein paar Tage später. Da allerdings wie geprügelte Hunde. Uns blieb nichts anderes übrig, die Lager ohne Hilfe von Trägern zu räumen. Ein schweres Stück Arbeit, zudem Heinz kaum sich selbst schleppen konnte. Nach zwei Tagen aber hatten wir alle Lasten im Hauptlager.

Wir reiten zurück. Und schauen uns um nach dem Aufangate. Oft. Und wir schauen ihn jetzt anders an. Nicht mehr wägend und prüfend, denn nun kennen wir seinen buckligen Grat, wissen wir, was sich hinter diesem Abbruch verbirgt. Er ist ein guter Bekannter geworden, ein Freund fast, der Aufangate. . . (M).

Quahna Aufangate (5700 Meter)

Eineinhalb Tage sind wir geritten von unserem Standquartier auf der Hacienda Lauramarca über die gewellte Hochfläche, die gelbbraun ist vom trockenen Panagras, geritten durch flache Täler und über lange Hügelzüge. Schwermütig ist dieses Land, und es wird uns Alpenbergsteigern immer etwas fremd bleiben. Uns sind die Alpen Täler vertraut, mit klaren Bächen und lichtem Wald, mit saftiggrünen Wiesen und bunten Blumen darin. Hier erleben wir die Sierra Südperus, wir sehen die gedämpften Farben und die ausgeglichenen Formen einer alten, müden Landschaft. Wir empfinden dann erst recht die Vödung unseres Zieles, der Cordillera de Wilcanota. Mit leuchtend weißen Bergketten, mit zerrissenen Gletschern und tiefgescharteten Graten ragt sie aus der Puna auf in den tiefblauen Himmel. Wir müssen steil hinabblicken auf das Wasser der Sierra-Seen, um das zitternde Spiegelbild der weißen Gipfel noch zu sehen.

Am Nachmittag erreicht unsere Karawane die letzten Indiohütten im Hochtal Huiscahani, schon 4500 Meter hoch. Gleich südwestlich steigen die Grashänge auf, lappen hinein in grobblockige Moränen; darüber zerrissene Gletscher und steile Felskippen, die oben gekrönt sind von einer steilen Pyramide aus Fels und Eis, dem Gipfel des Quahna Aufangate. Trotz seiner im Verhältnis zu seinen Nachbarn etwas geringeren Höhe ist er einer der markantesten Berge der nördlichen Wilcanota.

Um fünf Uhr morgens wollen Heinz und ich aufbrechen. Der Sternenhimmel, die schönste selbstleuchtende Uhr sagt mir, wann es Zeit ist zum Aufstehen, dann nämlich, wenn der Orion gerade über den östlichen Horizont gekommen ist. Wenige Stunden später schnallen wir unter dem Spaltenlabyrinth die Steigeisen an. Wie Pistolschüsse

knallt es, wenn das Eis berlegt von den Zacken der Steigeisen sich entspannt. Hier im zerklüfteten Eis übertrifft immer wieder die Natur unsere Vorstellungen. Wir haben doch gestern die Eiszapfen mit dem Fernglas gesehen, und den Büferschnee, aber haben wir gedacht, daß das so leuchten und funkeln kann in den Strahlen der Morgen Sonne und daß die dünnen Eisschichten so blau sind? Das Labyrinth liegt hinter uns, am oberen Ende des Gletscherkessels rasten wir. Die Sonne wird von allen Seiten hineinreflektiert, daß man glauben kann, man spüre den Druck ihrer Strahlen. Die 150 Meter hohe Eiswand, die uns zum Grat hinaufsteigt, ist mit Büferschnee bedeckt, mit meterhohen grotesken Zapfen, messerscharfen Grätschen, großen dünnen Eisplättchen; unter der steilen Sonneneinstrahlung in der Nähe des Äquators und durch die starke Verdunstung der Eiskörner in der besonders trockenen Luft entsteht dieser Büferschnee. Auch wir haben einiges abgeübt, als wir aufatmend den Grat erreichen. Die Wächten sind stabil, gut sichernd dürfen wir es wagen, sie zu überschreiten. Bald stehen wir am Fuß der Gipfelpyramide. Ein zwölf Meter hoher, überhängender Bergschlund durchkreuzt die ganze Nordseite. Wir queren nach rechts hinaus in die tief mit Pulverschnee bedeckten Fels- und Eistrippen der Nordseite. Doch bei den vielen Winterbegehungen in den Heimatbergen ist uns dieses Gelände vertraut geworden; so können wir bald wieder in die sonnige Nordflanke hinausqueren. Es scheint, daß uns die Erde immer dann gerade am besten gefällt, wenn wir am wenigsten Verbindung mit ihr haben: beim Segelfliegen etwa, beim Skispringen, oder eben hier am steilen Eishang des Huayna Aufangate, wo die einzige Verbindung ein leichter Druck der Pickelhaue und die vorderen zwei Zacken der Zwölfzacker-Steigeisen sind. Dann schnürt sich der Gang zusammen, einige Schritte noch, wir stehen auf dem höchsten Punkt. Wieder einmal wandert der Blick über die Gipfelwelt, die uns ganz allein gehört (W).

Colque Cruz (6111 Meter)

Einer ist immer krank! Dieser Satz stimmt leider zumeist auf einer Expedition. Einer muß eben immer so einen kleinen Wehdam haben. Diesmal war ich dran. Die Diagnose war einfach: überreifen. Es war auch kein Wunder. Etwa 30 Kilometer von unserer Hacienda Lauramarca entfernt bewirtschaftete ein Deutscher eine Hacienda. Nach jeder längeren Fahrt suchten wir Herrn de Barh auf und lernten die Erzeugnisse seiner Küche schätzen. Und diesmal hatte ich des Hochschälens kein Ende mehr gefunden. So war ich denn, während die Kameraden auf den Huayna Aufangate stiegen, verurteilt, daheim zu bleiben, zu kochen, höchstens einen Orientierungsbummel zu machen. So oblag ich der unterhaltamen, ja sogar spannenden Beschäftigung des Kochens. Spannend deshalb, weil man oft nie genau weiß, was hinterher dabei herauskommt (die Genossen nannten es manchmal Kameradenschinderei). Es waren meist einheimische Sachen, die wir zusammenbrauten, hatten wir doch aus Deutschland kaum etwas mitgenommen. Schafffleisch, Kartoffel (Peru ist ja die Heimat dieser Pflanze), Zwiebel, Yuka und noch so ein paar Sachen waren die Grundlagen unserer Ernährung. Das Ganze wurde auf einem schönen hellen Ruhmstfeuer gekocht, das auch seinen Teil zur Würze beitrug. Nur droben im Eis lebten wir europäischer.

Abends am Lagerfeuer großer Kriegsrat: die Freunde haben von oben einen sagenhaft schönen, aber auch sagenhaft wilden Eisdom gesehen, ich von unten. Colque Cruz nannte ihn unser Gewährsmann, ein überdurchschnittlich intelligenter Indio, der übrigens auch Spanisch lesen und schreiben konnte. Wir hatten bislang geglaubt, der soeben bestiegene Huayna Aufangate trage diesen Namen, nun hörten wir, daß der wahre Colque Cruz weiter südlich in derselben Kette stand; als Kulminationspunkt und — wie wir später feststellten — zweithöchster Gipfel der Wilcanota.

Hinter einem braven Muli, dem wir unsere gewichtigen Rucksäcke aufgeladen hatten, bummelten wir am nächsten Tag (3. August) in ein weiter östlich gelegenes Hochtal und hinauf auf 4800 Meter. Auf dem letzten grünen Fleck, neben einem kleinen Weiher und

zu Füßen gewaltiger Moränen schlugen wir unser bis dahin schönstes Lager auf. Wir mußten zwar nun, welchen Gipfel wir angehen wollten, aber auf welchem Weg? Die Nordostseite des Colque Cruz erinnert an die Südseite des Montblanc-Massivs: zwischen dunkel dräuenden Felsgraten quollen furchtbar zerrissene Gletscher zu Tal. Jürgen kam von einer kurzen Erkundung auf dem „zahnigen“ dieser Gletscher zurück mit einem „es könnte gehen“. Zu diesem „es könnte“ kam noch, daß wir den Gipfel ohne Zwischenlager erreichen mußten, da wir auf Träger verzichteten. Denn ein guter Träger fällt eben nicht vom Himmel, wohl aber ein schlechter vom Berg. Außerdem war sicher irgendwo eine Fiesta (Kirchweih) im Gange, und da mußten sie doch den Trägerlohn vom Ausgang anlegen. Schon um vier Uhr früh stolperten wir über die Moräne, und im Schein der Laternen stiegen wir den steilen, aperen Gletscher hinan. Gerade bei Sonnenaufgang hatten wir eine weite Schneemuße erreicht und konnten dem prunkvollen Sonnenaufgang über dem Wolkengebrodel des Amazonasbecken ein wenig zuschauen. Absteigend querten wir die Schneemuße mit ihren tüchtig verschneiten Spalten und stiegen von einem Sekundärgrat steil ab in einen Gletscherbruch. Lange suchten wir unieren Weg im Bruch hinauf zur Höhe, im Grunde tiefer Spalten, auf scharfen Schneiden, über zerbrechliche Gebilde von Brüden, und staunten über den Märchenwald der in der Morgensonne glitzernden meterhohen Eiszapfen. Über ein von Lawinen glattgefegtes Eisfeld erreichten wir den Fuß einer etwa 80 Meter hohen brüchigen Felsstufe, die von einer leicht überhängenden Eismauer gekrönt war. Doch war ein Durchschluß durch die Barriere schon von unten zu erkennen. Unter dem „Schutze“ der einsturzeisen Seraks brachten wir die Felsstufe, so rasch es die Höhenluft zuließ, hinter uns. Oben am Grat halfen uns eine morsche Brücke und ein paar Eishaken über den Schrund.

Inzwischen war es Mittag geworden. In der drückenden Sonnenhitze stapften wir gleichmäßig den anfangs breiten, später schmaler werdenden Grat hinan. Einmal im tiefen Pulver der Schattenflanke, dann wieder im aufgeweichten Firn der Sonnenseite. Bei einigen bizarr aus dem Grat ragenden Felszaden hielten wir kurze Mittagsrast und schliefen eine Viertelstunde. Die Stärkung war gerade recht gekommen, vor uns lag die „Schlüsselstelle“: eine etwa 20 Meter tiefe, viereckige Gratlücke war von einer dünnen Schneemauer ausgefüllt, die zudem noch beidseitig überwächelt war. Ein Ausweichen war auf dem scharfen Grat nicht möglich. So mußten wir eben das Risiko in Kauf nehmen. Und das gebrechliche Ding hielt, sogar beim Rückweg! Gleich darauf zwang uns ein Gratausschwung zu einer unangenehmen Querung in abdrängendem Eis, und kaum hatten wir uns wieder zum Grat hinaufgewöhnt, sperrte der nächste Aufschwung den Weg. Zwei Eishaken und ein Quergang, der allerhand Balance erforderte, dann lag auch dieses Hindernis unter uns. Erst auf diesem Weg wurde uns so recht bewußt, daß der Colque Cruz ein Sechstausender war.

Der Gipfelaufbau mit seinen Schwierigkeiten, blaugrünes Wassereis auf den Felsen, brüchige, steile Felsrippen — wir verglichen die Stellen mit denen schwerer Fahrten in den Alpen — kostete uns noch einmal viel Zeit. Am späten Nachmittag standen wir dann auf der Gipfelwächte. Auf die Prozedur der Flaggenhissung verzichteten wir, sind wir doch sonst auch nicht so feierlich veranlagt. Außerdem drängte die Zeit, um sechs Uhr würde es nach nur minutenlanger Dämmerung plöglich Nacht werden. Der Tropentag dauert nur etwa zwölf Stunden, Sommer wie Winter. Ein fester Händedruck, und dann war unser Sinnes nur mehr darauf gerichtet, Tiefe zu gewinnen.

Wo es ging, hingen wir unser 90 Meter Seil um einen Felszacken oder opferten einen Eishaken, um absteigen zu können. Unerbittlich trieb uns die drohende Nacht hinab. Im Schein der Lampen seilten wir uns die Felsstufe hinunter. Wir verspürten nur noch den Wunsch nach einem kleinen Zelt, irgendwo da unten, wo es wieder Gras gibt, den Wunsch nach Ruhe, Geborgenheit und schlafen, schlafen. . . Ein paar Tabletten Trockenbrennstoff spiegelten uns ein Lagerfeuer vor, schmolzen Eis zu Wasser. Mit Traubenzucker eine herrliche Erfrischung! Mühsam suchten wir unseren Weg weiter durch den Gletscherbruch, verloren unsere Aufstiegsspur, fanden sie wieder. Jeder Meter Gegensteigung

wurde zur Qual. Doch alles hat einmal ein Ende, und gegen zwei Uhr früh stolperten wir wieder über die Moräne. Unsere zwei braven Arrieros hatten frierend und zitternd dort gewacht und so die Scharte ihrer Kameraden vom Aufangate ausgeweht.

Erst als die Sonne am Himmel stand, blinzelten wir aus dem Zelt. Draußen stand, zusammen mit unseren Arrieros, den Mulitreibern, eine kleine Versammlung von Indios, die einmal die verrückten Gringos besichtigen wollten, die in den Bergen herumsteigen („wahrscheinlich suchen sie halt doch Gold!“) (M).

Fiesta in Dcongate

Wir ritten von Lauramarca hinunter nach Dcongate, um dies und das einzukaufen, um in Dcongate ein Bier zu trinken, um in den feudalen Räumen der Pension Amigo eventuell einen Bekannten zu treffen. Aber in Dcongate war was los. Wir hörten die Trommeln und Pfeifen schon lange, ehe wir durch die Eufalyptushaine zu den ersten Hütten des Ortes gelangten. In Dcongate war Fiesta. Das ist an sich nichts Außergewöhnliches im Hochland. Denn Fiestas sind nicht selten, und ein Feiertag dauert immer einige Tage. Aber es ist sehenswert. Eine Fiesta geht über alles. Nicht wie bei uns die Arbeit.

Gewöhnlich geht der Verkehr, von dem Dcongate lebt, mitten durch die Ortschaft. Über die Plaza führt die Landstraße, dort halten die Lastwagen, dort werden Geschäfte gemacht. Anders bei einer Fiesta. Da ist der Verkehr mit all seinen Vorteilen unwichtig, da ist die Plaza mit langen Holzriegeln versperrt, und die Lastwagen müssen sich ihren Weg irgendwo hintenherum suchen. Denn die Plaza ist dann Arena für die Tage anhaltende Corrida — für den Stierkampf. Sie ist neben dem Zuderrohrschnaps das wichtigste bei einer Fiesta. Der Stierkampf hat natürlich dort droben in der Sierra nichts mit den glanzvollen Veranstaltungen in großen Arenen gemein. Er wird indianisch durchgeführt. Stiere und Kühe werden der Reihe nach in die Arena gezerrt oder gejagt und jeder, der tapfer genug ist, oder genug getrunken hat, darf Torero sein. Auch wird kein Tier getötet, denn man braucht die Rinder ja wieder. Zur Arbeit und für die nächste Fiesta, die bestimmt schon in der kommenden Woche ist. Für den Fremden aber ist an der Fiesta das Schönste und Sehenswerteste das Leben und Treiben rundum.

Von nah und fern kommen die Indios in ihren bunten Trachten, mit Kind und Kegel, um dem Ereignis beizuwohnen. Vom Tal herauf kommen die Mischlinge mit Waren, mit Tonkrügen, bunten Bändern, billigen Gummijandalen, Früchten und Farben. An allen Ecken stehen die großen Tonkrüge, aus denen Chicha, ein starkes Maisgebräu, ausgeschenkt wird. Es geht Tag und Nacht durch. Mit echt indianischer Ausdauer wird gefeiert, bis der Alkohol auch den letzten Tänzer und den letzten tapferen Torero in einem tiefen und erholsamen Schlaf gefangen hat. Aber am Morgen nach der Fiesta sieht man die wackeren Becher wieder mit Sack und Pack, mit Frau und Kind, ein wenig unsicheren Schrittes zwar, über die weite Puna nach Hause ziehen.

Cahangate IV (6001 Meter)

Cahangate — „Kalte Berge“ auf indianisch: Fein geschwungen zieht sich ein schmaler Eisgrat zwischen vier weißen Gipfeln. Hias Rebitsch hat 1952 die Gipfel ganz profanisch durchnumeriert, einfach abgezählt, von links nach rechts. Und wenn wir uns heute erinnern — Cahangate I, dann ist das Eins nicht ein trodenes Attribut, sondern wir sehen den mächtigen Eisdom vor uns, von dem tausend Meter hohe Eisaskaden herabstürzen. Cahangate II und III das sind die zierlichen Spitzen. Auf ihren Graten wechseln die Wächten alle paar Meter die Richtung, hängen nach links oder rechts über, daß es aussieht wie die Schränkung einer Baumjäge.

Cahangate IV — er wurde uns Erlebnis, er wurde unser schwerster Berg. Es begann eigentlich schon beim Rückritt vom Colque Cruz. Da machten wir zu Fuß den Abstecher auf die braunverbrannten Hügelzüge, wo die Nordseite des Berges offen vor einem liegt.

Damals erkannten wir die einzige schwache Stelle in der zerrissenen Flanke von Eis und Fels: man mußte den Hängegletscher angehen, der von der Scharte zwischen Cayangate III und IV herabfloß, aus der Scharte führte dann eine steile Eiswand zu einer Schulter, ein Schneeprat von da zum Gipfel. Es blieben genug Fragezeichen in der Wegführung, der Eisbruch zum Beispiel im unteren Teil des Gletschers oder der sperrende Schrund weiter oben.

Ein paar Tage später gingen wir den Berg an. In etwa 4900 Meter Höhe schmiegte sich an die Nordseite des Cayangate ein kleiner Kessel, nur durch einen schmalen Moränen-gürtel von den zerklüfteten Gletschern getrennt. Durch Felswände ist er nach drei Seiten geschützt, nur nach Norden, der Sonnenseite, öffnet er sich. Dieser Kessel wurde der schönste Lagerplatz der ganzen Expedition. Trotz der Höhe wächst in seinem Schutz noch Gras, einige herrenlose Pferde grasen hier, ein kleiner Teich hat sich aufgestaut, belebt von den Wasservögeln der Sierra. Durch die steilen Seitenwände des Kessels jagen gelbbraune Tiere, groß wie Hirsche, schlank und geschickt wie Gemsen. Es sind Vicunas, eine wilde Lamaart, von denen die Fachleute sagen, es wachse die feinste Wolle der Welt auf ihnen. Den Zugang zu diesem paradiesischen Erdenstuck mußten wir allerdings mit manchem Schweißtropfen erkämpfen; Stunden um Stunden hatten wir vom obersten Pferdeleger die schweren Rucksäcke zu schleppen über steilen Schutt und brödelnde Moränen. Doch am späten Nachmittag sitzen wir dann lange vor dem Zelt, schauen vom Grün des Kessels zum Weiß der Gletscher, zum Braun der Felsen und zum Blau des Himmels.

Frieden und Ruhe um uns! Und am nächsten Tag ist alles Kampf, Kampf mit den Eisabbrüchen, Kampf mit Müdigkeit und Resignation, Kampf um jeden Meter! Um fünfzig Meter höher zu kommen brauchen wir einmal vier Stunden. Fünfzig Meter in vier Stunden, trotz bester Akklimatisation, obwohl wir technisch in Höchstform sind, obwohl wir bestimmt die schwächste Stelle des Eisbruches finden. Ein steiler, aber leichter Eishang folgt, dann stehen wir am Schrund, der den ganzen Gletscher sperrt. Der Schrund ist an der schmalsten Stelle noch drei Meter breit und fünfzehn Meter tief, seine Oberlippe ist ein Eisüberhang, der uns mit blauem, glasigem Eis acht Meter überragt. Ausgeschlossen, unmöglich! Das bedeutet wohl Umkehr, unser erstes Mißlingen auf der Expedition! Aber dann finden wir doch eine Umgehung des Schrundes: sechzig Meter müssen wir wieder absteigen — wie einen jeder Meter reut in dieser Höhe —, dann können wir nach rechts ausknarren, wir erkämpfen uns einen Weg über morsche Firngestirbe, über steiles blaues Eis, über abruttschbereite Lagen des von der Mittagssonne aufgeweichten Büßerschnees.

Wieder vergehen Stunden. Dann glättet sich der Gletscher, ein langer Schneehang leitet in die Scharte zwischen den Cayangate-Gipfeln. Die zweihundert Meter hohe steile Eiswand, die sich aus der Scharte aufschwingt, gehen wir am Seil gleichzeitig. Sträflischen Leichtsinns nennen die alpinen Theoretiker so etwas. Aber wir wissen, daß wir uns im steilen Eis aufeinander verlassen können; und es gilt Zeit zu sparen! Es ist fünf Uhr nachmittags, als wir den schwerumkämpften Gipfel erreichen. Wolken hüllen uns ein, nur einmal reißen sie für einen Augenblick auseinander, da sehen wir einen wilden Berg im Süden, der uns noch um gut hundert Meter überragt — der Jatunhuma! Wir starren noch in die Richtung, als sich die Nebel schon lange wieder geschlossen haben.

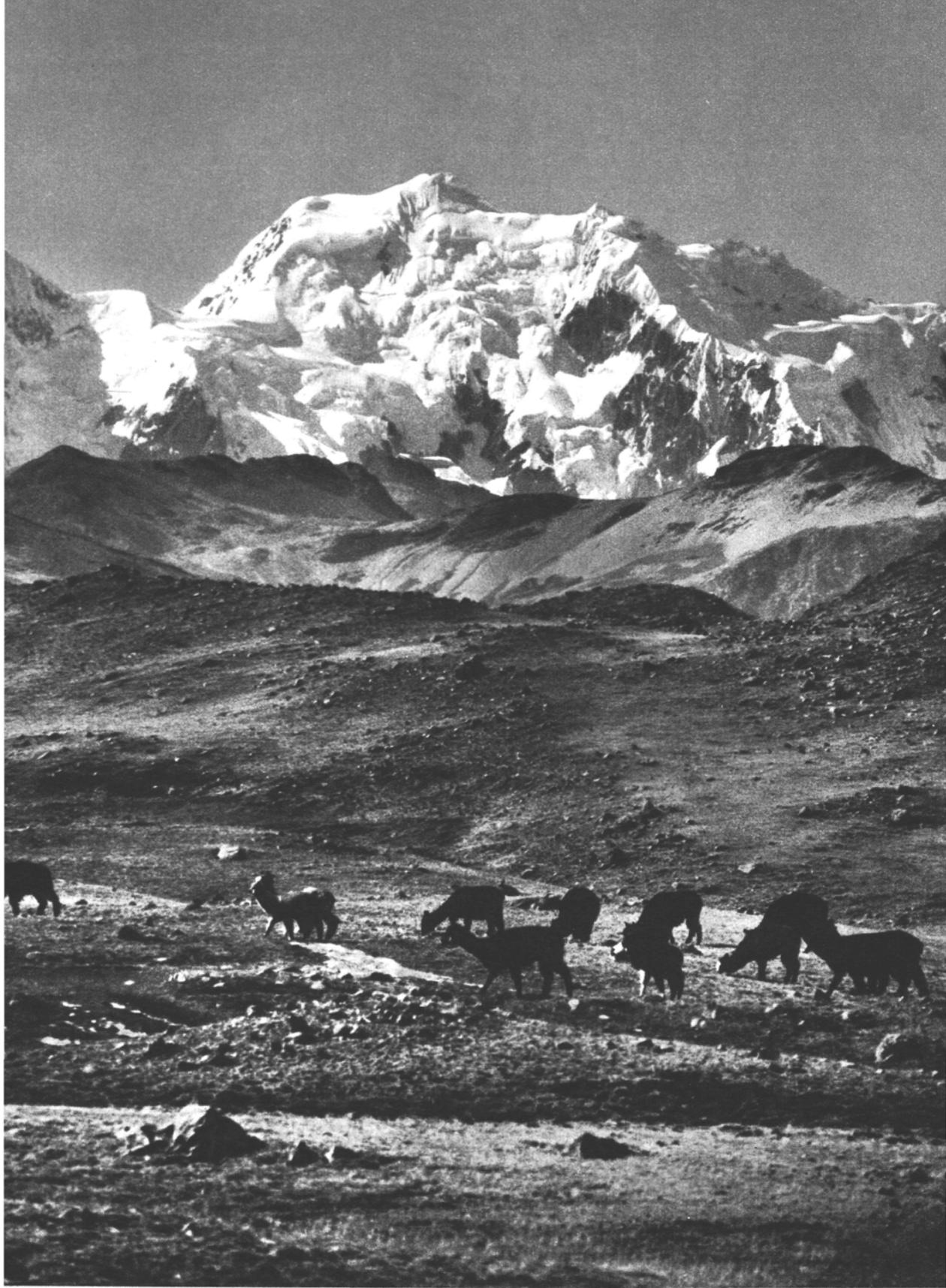
Über die Eiswand seilen wir uns ab, fluchend muß einmal einer wieder 40 Meter hinaufsteigen, als sich das Seil oben verhängt hat. In der Scharte ist es schon stockdüstere Nacht. Mit dem Kochgeschirr und den Eispickeln heben wir ein tiefes Loch aus dem Schnee, wir lauern uns darin eng aneinander, spannen den Zeltfack über uns auf. Nicht die bequemste, aber die schönste Nacht wird es, diese Nacht vom 13. zum 14. August. Wir sind von den Bergen der Heimat abgehärtet, wir haben an ihnen schon oft viel schlechtere Plätze für die Nacht gehabt, als die kleine Mulde hier am einsamen Hochgrat der Anden.

Den langen Hängegletscher steigen wir am nächsten Morgen ab, oft abseilend oder weit hinunterspringend über breite Spalten. Mittags sind wir wieder bei dem Zelt, der Rest des Tages vergeht mit Trinken, Kochen und Essen, mit Schlafen und Schauen (W).



Bucacocha mit Aujiangate-Westgipfel

Aufn.: Deutsche Nordalpen-Rundfahrt 1953



Gahangate-IV von Nordwesten

Aufn.: Deutsche Nordhimalaya-Expedition 1953

Campa II

Wieder ein Aufbruch von Lauramarca, ein Ritt über das gelbbraune Gras der Sierra, ein Zeltlager unter dem sternbesäten Himmel der Anden. In den Bergen der Vilcanota waren nun drei Sechstausender von uns erstmals erstiegen worden. „Wir wollen zum Aufangate gehen!“ hatten wir damals gesagt. Wir waren losgezogen, das Glück stand auf unserer Seite, der Berg wurde unser. Und so war es später beim Volque Cruz, dann beim Cahangate.

Und diesmal? Wo sollte es diesmal hingehen?

„Photographieren im Pachantatal“, sagten wir zueinander. Aber warum sahen wir uns nicht offen in die Augen, wenn wir das sagten? Warum hatten wir einen Sack gefüllt mit Seilen und Birrassäden, mit Pickeln und Eishämmern, mit einer Kette von Karabinern und einem Egel von Fels- und Eishaken?

Wenn man im Pachantatal nur photographieren will, dann braucht man keine solche Ausrüstung, dann braucht man allenfalls einen Regenschirm, und den nur alle zwei Wochen.

Wir waren nicht aufrichtig zueinander! Seit damals am Gipfelgrat des Cahangate sich die bauschigen Wolken für wenige Augenblicke geteilt hatten, konnte keiner von dem Bild des gewaltigen Berges freikommen: die Grate und Kanten warfen lange Schatten in der Sonne des Spätnachmittags, blau glänzte das Eis der Hängegletscher, die sich vor Steilheit und Zerrissenheit zu überstürzen schienen. Jatuhuma — Großer Kopf, so nannten die Indios diesen wildesten alleinstehenden Berg. Der Jatuhuma war eine einzige Herausforderung an uns Bergsteiger. Jeder träumte davon, jeder plante, jeder rechnete; aber wir waren nicht aufrichtig zueinander, jeder fürchtete sich vor dem „Du spinnst ja“ des anderen. „Saltan dos sacos!“ Ganz verstört klingt die Stimme unseres Arrieros am nächsten Morgen.

Zwei Säcke sind weg! Fort, gestohlen von irgendwelchen Vagabunden, die uns beobachtet haben. Die Bergschuhe fehlen, Anoraks, Überhosen. . . Wir sind niedergeschlagen vom Verlust der hier unerlässlichlichen Sachen.

„Schade um den Jatuhuma!“ Wehmütig lächeln wir, wie wir merken, daß hinter der ganzen Geheimnistuerei derselbe Plan gestanden war. Nach einer Stunde des Zornes, des Deprimiertseins, finden wir uns zusammen zum Beraten. Wir ziehen die Bilanz unserer Erfolge; drei Sechstausender und drei Fünftausender sind erstmals erstiegen worden, mehr als wir vor der Expedition erwarteten; wir könnten zufrieden sein. Aber es tut halt doch weh, wenn sich ein Berg mit seiner bestechenden Form ins Herz gebrannt hat, und man muß wegen einiger gestohlener Ausrüstungsstücke verzichten.

Heinz und ich ziehen mit Canzio, unserem besten und klügsten Arriero, weiter. Unsere Unternehmung wird nun wirklich das, was wir uns beim Aufbruch von Lauramarca vor-schwindelten: eine Photographiertour ins Pachantatal. Einen Nachmittag lang sehen wir nur mehr viereckig. Das Teleobjektiv bringt uns die scheuen Guiscachas heran, die Andenhasen, die ebenso possierlich wie unsere Mankeis auf den warmen sonnigen Granitblöcken Männchen machen. Wir photographieren die Lamas und Alpacas, die friedlich um die hundertglänzenden Seen grasen, das Weitwinkelobjektiv reicht kaum aus, um die riesigen Ostabstürze des Aufangate ganz auf dem Film unterzubringen. An diesem Nachmittag gleiten unsere Blicke oft über das stachelige Gras und den Schutt hinauf zu den Gipfeln, die das Tal einrahmen. Und oft verweilt das Auge an der Spitze des Campa II, kritisch und abwägend: da zieht ein langer und meist flacher Gletscher zu der Scharte, aus der die Ostwand des Berges aufragt; die ist steil und sonnseitig, so daß sich dort Schnee und Eis nicht festsetzen können.

Ob wir mit den leichten Bergkletterernschuhen, die uns noch geblieben waren, dort nicht hinaufkämen?

So stehen wir am nächsten Morgen auf dem Gletscher, schnallen die viel zu großen Steigeisen unter die leichten Schuhe. Die Eisen klappern, die Füße wackeln in der

Bindung, wie wir in Zwölfzadertechnik die aperen, steilen Eisstellen des im ganzen gutmütigen Gletschers überwinden. Unter der Felswand in der Scharte lassen wir Steigeisen, Seil und Fidel, klettern unbeschwert in die steilen Ninnen und über die luftigen Wandeln aus Urgestein. Als wirklich einmal eine ausgelesete Wandstelle — man würde bei uns als „Oberer Vierer“ einstufen — etwas Überlegung verlangt, da merken wir hinterher, daß man auch weiter links in ganz leichten Schrofen hinaufgekommen wäre. Der Gipfelgrat ist dann sehr, sehr brüchig; aber wir haben genügend Zeit zu solidem Arbeiten, und in den Anden darf man Gott sei Dank noch alles, was einen stört, in die Abgründe werfen.

Bei den obersten Felsen unter der zierlichen Eishäube des Gipfels bauen wir den letzten Steinmann unserer kleinen Expedition. Der Campa II schenkte uns die schönste aller Gipfelkisten in der Vilcanota. Bei den Sechstausendern war alles Eile, Heße, Sorge vor einem langen nächtlichen Abstieg. Hier aber haben wir viel Zeit, wir sitzen in der warmen Mittagssonne beim schmalen Gipfel, wir blicken in die Bergwelt der Cordillera de Vilcanota, in die Bergheimat der letzten Wochen. Wir blicken zu Aufangate und Cahangate, zu all den Bergen, auf denen wir stehen durften, die uns zum Erlebnis geworden sind. Wir schauen zu den Unerstiegenen der Vilcanota. Der Jatunhuma ist der schönste und mildeste von ihnen. Aber heute, in dieser verklärten Gipfelftunde, können wir ohne Enttäuschung seine verwogene Form bewundern. Es ist kein Platz für Bitterkeit in uns, wir sind ganz erfüllt von der leichten Wehmut, die einen immer umfängt, wenn man von etwas sehr, sehr Liebem Abschied nehmen muß (W).

Cuzco

Nun hatten wir Zeit und Muße, uns dieser Stadt zu widmen. Dieser Stadt, die alljährlich so viele Touristen, meist Nordamerikaner, in ihren Bann zieht. Hell leuchtend in der trockenen Luft des Hochlandes — die Stadt liegt so hoch wie das Eiskögele — liegt ihre würfelige Häusermasse im Talkessel. Von ein wenig Grün nur schmal umsäumt. Das Rom der Roten Rasse hört man diese Stadt auch nennen. Der Vergleich hinft. Sehr sogar! Siebzigtausend Einwohner, und in einer knappen halben Stunde ist man durch die Stadt gewandert. Zerlumpte Indios, farblos in ihrer Kleidung, das Gesicht so fahl wie ihre Lumpen, hocken an den Straßen und betteln oder warten auf Arbeit; sie sind Cargaderos, Lastträger. Ihre nackten Füße patischen auf das Pflaster und weichen rasch den amerikanischen Straßentreuzern aus. Sie hocken vor Mauern, deren Quader die Erschütterungen von Jahrhunderten überdauert haben. Inkamauern! Der Kern der ganzen Stadt ist auf diesen Mauern erbaut. Erdbeben segten die oberen Stockwerke weg. Die Mauern standen. Armliche Hütten bergen sie und Baläfte erheben sich dahinter. Paläste in schönstem spanischen Stil, Zeugen einer kultivierten Lebensform — meilenweit von ihrem Ursprung entfernt. Man steht und staunt vor diesen Mauern. Vor dem zwölfeckigen Stein. Vor den meterhohen Quadern von Sacahuaman, der alten Königsburg ober der Stadt. Die Erbauer kannten das Rad nicht. Es ist kindisch, aber man versucht doch einmal die Messerklinge zwischen die Steine zu schieben. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende vermochten die Steine nicht einen Millimeter voneinander zu trennen. Die Kühle der Kathedrale umfängt uns. Großer Barock, der Baumeister hätte eine Weltreise machen müssen, um in die Heimat, in die geistige Heimat dieses Baues zu kommen. Ahnen die Touristen, die alles „wonderful and nice“ finden, den zwölfeckigen Stein, die zerlumpten Bettler, Sacahuaman, die farbigen Indios am Stadtrand — Volk, das sich für Soles photographieren läßt — diese Touristen, die sich im Maskenverleih Indiotrachten besorgen und damit zwischen Ruinen herumstelzen, die im schweren Wagen oder mit der Bahn einen Trip machen nach Macchu Picchu oder nach Pisac, ahnen diese Leute ein wenig von der Weite des Landes? Ahnen sie ein wenig von der gewaltigen kolonialisatorischen Leistung Spaniens, ahnen sie ein wenig von der Größe des Reiches, dessen Rom dieses kleine und doch gewaltige Cuzco war?

Das ist eben Cuzco: der Schauer der Zeiten überkommt uns, mehr als alle Baedekerweisheit sagt uns dieses Indianergesicht, scharfgeschnitten wie das auf jenem Steinkrug, der Jahrhunderte in der Erde lag. Und zwischen jenen Mauerresten, die aus einer anderen Welt herübergekommen zu sein scheinen, sprechen Paläste und Kathedralen zu uns von der spanisch-abendländischen Kultur, die hier die drittälteste Universität des ganzen amerikanischen Kontinents gründete (M).

Reisen im Lande

Hohe Wolkentürme bauen sich draußen über der Selva auf. Die Selva ist das Waldland, der Dschungel des Amazonasbeckens. Und über die an ihrem Rande gelegene Sierra segte als Schneetreiben und Gewittersturm all die aus dem Urwald aufdampfende Feuchtigkeit nieder. Die Regenzeit begann. Und während um die Cordillera de Vilcanota die Wolkensegen trieben, ritten wir den Weg hinunter zur Carretera, zur Landstraße.

In Peru reist man auf dem Lastwagen. Denn Peru hat das Zeitalter der Eisenbahnen übersprungen. Im Lastwagen, hinten auf der Brücke hocken die Passagiere bunt durcheinander, Indios, Weiße, Cholos. . . Dazwischen, in einen Poncho gewickelt ein Ferkel, in einen Korb gesteckt zwei Hennen, und schon beinahe auf jedem weiblichen Rücken in der Ulicla der mehr oder minder ruhige Nachwuchs. Auf staubiger, aber unglaublich kühn angelegter Straße — und Peru besitzt viele solcher Straßen — geht es Stunden und Tage durch das Land. Über 4000 Meter hohe Pässe und tief eingerissene Schluchten. Paucartambo — Mollepatta — Urco — das sind die Namen von kleinen malerischen Sierrastädtchen auf solcher Fahrt. Cholobuben rennen zuckerrohrkauen auf die haltenden Autos zu und bieten aus unergründlichen Tiefen handgewebter Säcke Brotfladen an. Mädchen mit den für Cholas typischen weißen, hohen Panamahüten verkaufen aus schmierigen Schüsseln Reis mit Fleisch, während der Lenker des Wagens mit dem Auge des Gesetzes einen oder zwei Piscos hebt.

Marcahuasi heißt die Hacienda, auf die uns peruanische Gastfreundschaft verschlagen hat. Fast wie im Traum ist es. Palmen im kühlen Patio, Orangen, Zitronen, Zuckerrohr um die blendendweißen Bauten der Hacienda, die auf eine Terrasse über dem Cañon des Apurimac erbaut ist. Die Besitzerin, eine sportlich-elegante Dame aus einem der ersten Geschlechter des Landes, der Verwalter ein Deutscher.

Und hinter den Fichten (die ersten Nadelbäume seit langem, gepflanzt natürlich) ragt der Salcantay in den Abendhimmel. Leicht rötlich noch die Spitze, wie die feines Traubanten Humantay. Der Mühe wert wären sie, diese Berge. . .

Drunten brodeln die Selva. Von dem viertausend Meter hohen Paß Tres Cruces rollt der Lastwagen in Hunderten von Windungen hinunter in das Getreisch der Papageien, das Lianengewirr und die schwere feucht-heiße Luft des Dschungels. Dann endet die Carretera vor einer grünen, dampfenden Mauer. Der Weiterweg ist ein gutes Stück Arbeit mit der Machete. Bezaubernd der Blütenreichtum. Auch hier: aus dem Dämmer geboren, eine Fülle von greller Buntheit, gewaltig aus Licht drängend. Vereinzelt der kurzlebige Zauber von Orchideen. Dort rauschen die Wasser noch klar von den Anden herunter, bilden tiefgrüne Becken, in denen sich Krokodile und Raubfische der ungestümen Strömung wegen nicht aufhalten. Zwei Arten von Menschen leben dort (neben den Indios, deren Heimat diese grüne Hölle ist): die, denen der Urwald sinnbetörende Heimat geworden ist, neben denen, die die Costa, das Küstenland und die Städte als Desperados, als Gescheiterte ausgespien hat. Sie roden den Wald, schürfen Gold oder transportieren in langen Maultierkarawanen Zuckerrohrschnaps. Sie sind losgelöst, von allem was Zeit heißt; denn die Selva ist zeitlos zwischen immerwährender Saat und Ernte, und wäre nicht das allwöchentliche Flugzeug nach Puerto Maldonado oder Pucallpa oder wie die Urwaldsiedlungen noch heißen, oder die paar Straßen, die bis jetzt in die Selva vorstoßen, dann wären diese Menschen der dreitausend Kilometer entfernten Ostküste des Atlantik durch den mächtigen Amazonas näher, als den jenseits der Anden liegenden

Städten des Westens. — Zwei Stunden fliegt man von Cuzco zurück nach Lima. Für uns ist es der Abschiedsgruß an die Eisberge Südperus, als sich das Flugzeug vom holperigen Flugplatz Cuzcos hebt. (S).

Heimfahrt

Langsam, zentimeterweise löst sich das Schiff vom Kai. Langsam versinkt Peru im Nebel. Wir nehmen Abschied von etwas sehr Liebem. Das Schiff stampft dem Norden zu, der Heimat. Vier Wochen lang. Alle Spannung ist von uns abgefallen. Noch einmal schlendern wir durch die Hasenstädte, manches ist jetzt anders für uns. Es wird noch einmal heiß, tropisch heiß. Wir schlafen an Deck und sehen die Sterne des Südens um die Masten schwanken. Es wird wieder kühler. In Teneriffa spüren wir wieder den Herbst, trotz aller Wärme spüren wir ihn. Fühlen wir wieder, daß es Jahreszeiten gibt, europäische Jahreszeiten. Dann wieder Barcelona, sympathisch wie beim erstenmal; Italien! Am warmen Oktobernachmittag spazieren wir in Genua. Dann sitzen wir eine Nacht in der Bahn auf unserem Gepäck. Als es hell wird, fährt der Zug durch die Saturner Klause, vertraute Namen, Bozen, Trizen, Innsbruck, Rosenheim, das alles fliegt vorbei. Wir sind innerlich noch gar nicht ganz da, noch weit fort.

Wie durch einen Schleier sehen wir den Münchner Hauptbahnhof, die Gesichter der Freunde. — Wir sind daheim (M).

Anschriften der Verfasser: Fritz März, München-Soln, Vertelesir. 67; Heinz Steinmez, München-Großhadern, Arnikaweg 12; Jürgen Wellenkamp, Bad Reichenhall. — Die Beiträge der Verfasser sind mit dem Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

Bergfahrten im Zentral- und Ostanatolischen Taurus

Anatolien-Rundfahrt des DAB 1953

Von Helmut Bögel und Fritz Henkel

Klein und unbedeutend steht unsere Anatolien-Rundfahrt zwischen den großen Auslandsunternehmungen des Jahres 1953. Sie führte uns durch verschiedenartige und weit auseinanderliegende Gebirgsgruppen der an Bergen so reichen Türkei, nachdem wir durch den schleppenden Gang der Verhandlungen mit den Behörden in Ankara — zur Erlangung der für die Gebiete östlich des Euphrat notwendigen Einreisegenehmigungen — einen empfindlichen Zeitverlust erlitten hatten und eine konsequente Verfolgung der ursprünglichen Ziele unmöglich geworden war. Es bestand die Absicht, in der zum Zentral-Kurdischen Hochgebirge gehörigen Gruppe des Cilo Dag¹ — 1937 von H. Vobert erforscht — eine „Nachlese“ zu halten, um anschließend dem nördlich davon gelegenen Kata Dag (auf anderen Karten auch Kofobulend Dag) einen Besuch abzustatten. In dessen waren aber schon in München, in Erwartung derartiger Schwierigkeiten, die Volkar Daglari im Mittleren Taurus als Ersatzziel in Betracht gezogen worden.

Die Teilnehmer waren Dr. F. Henkel, H. Voigt, beide Sektion Hochland, und H. Bögel, Sektion Bayerland, ferner Herr Turgut Bilgin, ein türkischer Student aus Istanbul als Dolmetscher.

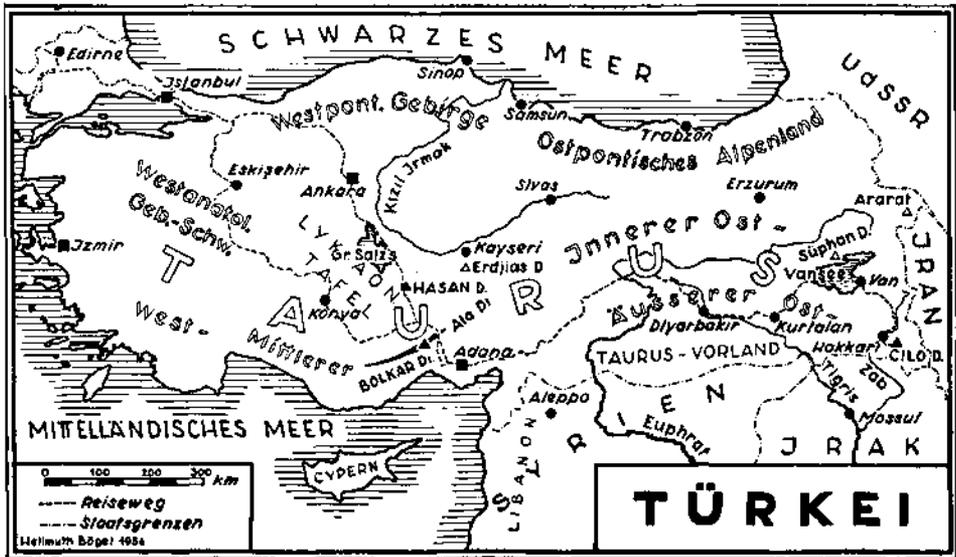
Für die wesentliche Förderung und weitgehende Unterstützung der Fahrt sei dem Deutschen Alpenverein und den beteiligten Sektionen an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. Des weiteren gebührt unser Dank insbesondere Herrn Prof. Dr. H. Louis, Universität München, für wertvolle Ratschläge und Empfehlungen.

Die Türkei

Als mit dem Ende des Ersten Weltkrieges das Osmanische Reich nach über 600jährigem Bestehen zusammengebrochen war, schien auch das Kernland — Anatolien — seine politische Selbständigkeit zu verlieren. Bekanntlich aber gelang es Kemal Pascha teils mit Waffengewalt, teils durch geschickte Verhandlungen Anatolien und Thrazien wieder unabhängig zu machen, und als 1923 die türkische Republik gegründet wurde, trat somit an Stelle jenes die verschiedensten Völker umfassenden Staatsgebildes ein einheitlicher Nationalstaat, die heutige Türkei.

Von den 22 Millionen Einwohnern sind 20 Millionen Türken — als solche fühlen sich alle, deren Muttersprache das Türkische ist. Die durch die Ereignisse in und nach dem ersten Weltkrieg sehr stark dezimierten Minderheiten, besonders die 1,5 Millionen Kurden, werden langsam „eingetürkelt“. Die geringen Reste der Griechen und Armenier spielen keine Rolle mehr, ebensowenig die Lasen und Georgier in Nordostanatolien oder die arabische Bevölkerung der Provinz Hatah.

¹ Dag = Berg, Daglari = Berge oder Gebirge. Zur türkischen Rechtschreibung: c = dsch, e = jcht g = fast unhörbares g, i = sehr dumpfes i, j = sch wie in Journal, s = sch, z = stimmhaftes s.



Anatolien, das Ausgangsland zur Machtstellung des Osmanischen Reiches, war von jeher eine Brücke zwischen Europa und Asien. Ständige Völkerzüge in beiden Richtungen, beginnend mit den Hettitern in grauer Vorzeit über die Griechen, Perser und Römer bis zu den Arabern und Mongolen und vor allem den Turkvölkern selbst, deren Einwanderung aus Innerasien etwa um 800 n. Chr. einsetzt, prägten zusammen mit den nach Art und Herkunft unbekanntem Ureinwohnern das Gesicht des Anatoliens von heute. Nur die Türken oder Turkomanen haben die Eigenarten ihrer Vorfahren schärfer bewahrt; wie jene vor 1000 Jahren in Innerasien, so ziehen sie noch heute mit ihren schwarzen Ziegenhaarzeltten und riesigen Schafherden, vor allem in der Gegend des Mittleren Taurus, im Sommer in die Gebirge und im Winter in die Ebenen. Die Hauptmasse der Bevölkerung Südostanatoliens sind Kurden, nach Sprache und Rasse zu den iranischen Völkern gehörig. Zum Teil sind sie in Städten und Dörfern ansässig, doch finden sich überall die schwarzen Zelte halbnomadischer Hirten, die die kalte Jahreszeit in Winterdörfern verbringen.

Der größte Teil Anatoliens ist ein Gebirgsland, in das in sich abgeschlossene, meist beckenförmige Hochebenen eingelagert sind, die sogenannten Ovas. Es lassen sich zwei große Gebirgszüge unterscheiden: Im Süden der Taurus, der im Westen mit uneinheitlich gelagerten Berggruppen, der Westanatolischen Gebirgsschwelle und dem Westtaurus beginnt, dann zu dem straffer gegliederten Mittleren Taurus (Bolkar und Ala Daglari) zusammentritt, um sich wieder in den Inneren und Äußerer Osttaurus zu teilen; letzterer löst sich im Zentral-Kurdischen Hochgebirge in quergestellten Ketten auf. Im Norden folgt der Schwarz-Meer-Küste das Pontische Gebirge, mit der Westpontischen Gebirgsschwelle beginnend, um sich im Ostpontischen Alpenland fortzusetzen². Trotz Höhen von vielfach über 3000 Meter besteht der größte Teil dieser Höhenzüge aus Plateau- und Hügelgebirgen; lediglich einzelne Gruppen weisen ausgesprochen alpinen Charakter auf. So das aus Graniten und jungvulkanischen Gesteinen aufgebaute lafische Hochgebirge östlich von Trabzon, das bereits mehrfach das Ziel alpiner Unternehmungen war (5) (8) (10). Die aus permokarbonischen Marmoren, Kalken der Trias- und Kreidezeit, alten Eruptivgesteinen und Serpentin gebildeten Ala Daglari, 1927

² Die Benennung der einzelnen Gruppen erfolgt nach S. Wenzel (13). Eingeklammerte Ziffern dienen zum Nachschlagen im Literaturanhang.

von Künne (7) und 1938 von Spreitzer (12) besucht, stellen gleichfalls ein mächtiges Hochgebirge dar; etwas weniger ausgeprägt erscheinen die westlich daran anschließenden Bolkar Daglari. Vor allem aber ist das Zentral-Kurdische Hochgebirge zu nennen mit den wildzerrissenen Stöcken des Cilo und Sat Dag; hier finden sich auch mit Ausnahme der Vulkane die zwei einzigen Viertausender der Türkei. Triaskalke, grüne Eruptiva und rote Hornsteine sowie tertiäre Kalke, Schiefer und Tuffe bauen diese von Bobek erstmals besuchten Gebirge auf (1) (2). Alle Hochgebirge weisen, wenn auch z. T. nur in geringstem Maße, eine gegenwärtige Vergletscherung auf.

Unabhängig von diesem Gebirgszug erheben sich über die Hochflächen, in zwei deutlich erkennbaren Reihen angeordnet, die Vulkanriesen der Türkei: Im Ostanatolien die Linie Ararat (5172 Meter) — Süphan Dag (4200—4400 Meter, je nach Karte), in Inneranatolien Erdjias Dag (3916 Meter) — Hasan Dag (3258 Meter). Sämtliche Vulkane gelten als erloschen. Von den Ebenen ist zu nennen die Inneranatolische Hochebene oder Lykaonische Tafel und das Taurus-Vorland, das allerdings landschaftlich und auch klimatisch schon zu der sogenannten arabischen Platte gehört.

Die Oberflächenformen bestimmen weitgehend die klimatischen Verhältnisse (9). Typisches Mittelmeerklima zeigt die Westküste, feuchtwarm ist der schmale Streifen zwischen dem Schwarzen Meer und dem unvermittelt ansteigenden Pontischen Gebirge, während Inner- und Ostanatolien infolge der Hochlage und der Abgeschlossenheit durch die Randgebirge ein ausgesprochen kontinentales Klima aufweisen, das besonders im Osten durch kurze, heiße Sommer und lange, schneereiche Winter gekennzeichnet ist.

Im Verlauf unserer Reise besuchten wir den Hajan Dag, einen steilen, aus rötlicher, andesitischer Lava bestehenden Vulkankegel, der sich mit einem Kranz von Parasitäre-vulkanen, Lavaströmen, Deckenergüssen und Bimssteinhügeln etwa 2000 Meter aus der inneranatolischen Steppe erhebt. Anschließend unternahmen wir einen zehntägigen Abstecher in die Bolkar Daglari („Bolkar“ bedeutet „viel Schnee“), die mit einer Länge von 40 Kilometer bei einer Breite von 20 Kilometer westlich der Cilizischen Pforte die Fortsetzung der Ala Daglari bilden. Die bis 3600 Meter aufragenden Gipfel bestehen im wesentlichen aus permo-karbonischen, metamorphen Kalken; nördlich vorgelagert ist eine Hügelkette aus kristallinen Schiefen, Schichten des Tertiär, vulkanischen Gesteinen und Serpentin. Von Bedeutung ist ein in den Kalk eingedrungener Porphyr, an den seit alter Zeit abgebaute Blei-Zinn-Erze gebunden sind. Eine Durchquerung des Gebietes von Süden nach Norden führte in jüngerer Zeit Prof. Dr. S. Louis durch, wobei der Hauptgipfel betreten wurde. Ein Besuch aus alpinem Interesse fand unseres Wissens noch nicht statt. Da alle Gipfel verhältnismäßig leicht ersteiglich sind, besteht die Möglichkeit, daß sie von Einheimischen, eventuell aus bergbaulichen Gründen, schon betreten wurden. Angaben darüber sowie Gipfelnamen konnten durchweg nicht in Erfahrung gebracht werden³. Der Hauptgipfel Medetfiz (3585 Meter) trägt seit zwei Jahren ein trigonometrisches Zeichen.

Eine brauchbare Karte war uns nicht zugänglich, doch gelang es mit Hilfe einiger vermessener Punkte aus einem Grubenplan und einer Buffolentriangulation eine einigermaßen maßstäbliche Kammerverlauffskizze anzufertigen.

Unser Besuch im Cilo Dag kann infolge der Beeinträchtigung durch Zeitmangel und die Witterungsverhältnisse nur als Erkundung neuer Zugangswege gewertet werden [Geographie und Geologie siehe (1) (2)].

Eine kurze Skizze des Verlaufes der Fahrt findet sich in den „Mitteilungen des DAV“, März 1954 (4).

Hajan Dag und Bolkar Daglari

„... diese Bürokratie arbeitet ‚havas, havas‘ (langsam, langsam)“, so lasen wir in dem trefflichen Buch „Die Türkei“ von R. Krüger (6) und ahnten noch nicht, daß uns

³ Einzelne Gipfel benannten wir zur Erleichterung unserer eigenen Orientierung.

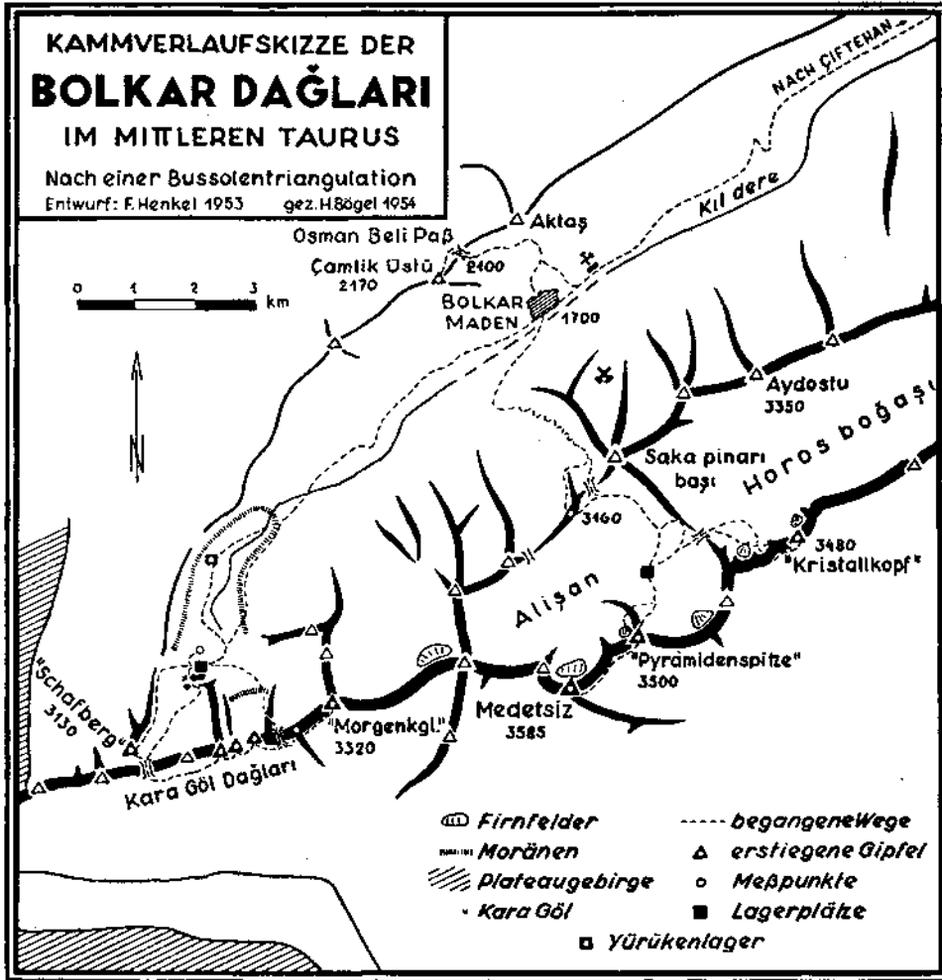
dieses ‚havas‘ ganze drei Wochen unserer knapp bemessenen Zeit kosten sollte. Schon in Istanbul fängt es an. Da ist nämlich gerade ein viertägiges Fest zur 500-Jahr-Feier der Eroberung Konstantinopels, und das hat zur Folge, daß wir unsere Schecks nicht eintauschen und auch nicht weiterfahren können. Sehr unangenehm ist uns das nicht, finden wir so doch Gelegenheit, uns diese große Stadt ein wenig anzusehen, uns mit den Menschen und ihrer Lebensart etwas vertraut zu machen. Als aber die Türken ausgefeiert haben, mieten wir uns schleunigst Plätze in einem Omnibus — diese sind hier die billigsten Reisemittel — und dann kommt am 25. August der große Moment, wo wir erstmals den Boden Asiens betreten; Istanbul liegt ja noch in der europäischen Türkei. Man setzt mit der Fähre über den Bosphorus und ist in Asien, merkt aber weiter nichts davon, denn die Landschaft bleibt sich zwischen Belgrad und Ankara gleich.

In Ankara stürzen wir uns sofort in den Behördenkrieg und haben nach drei Tagen schon so genug davon, daß wir auf der Karte nach dem nächsten Berg suchen. Ein solcher findet sich auch in Gestalt des Hasan Dag, der einige hundert Kilometer südlich aus der Steppe aufragt. Also auf den Markt und eingekauft, vor allem einen Wasserkanister, und schon am nächsten Morgen rollen wir mit dem Omnibus hinaus oder vielmehr hinunter aus dem hochliegenden Ankara in die Weite der Steppenlandschaft. Die weiße Fläche des Großen Salzsees erscheint am Horizont, begleitet uns einige Stunden und verschwindet wieder. Dann gewinnt plötzlich mit steilen, ebenmäßigen Flanken der Hasan Dag Gestalt in der flimmernden, staubgesättigten Luft über der Steppe. Einige Stunden später hocken wir mit unserem ganzen Gepäck vor dem einzigen Wirtshaus der kleinen Ortschaft Taspinar am Fuße des Vulkanriesen. Noch liegen zehn Kilometer glühend heißer Ebene zwischen uns und dem Berg. Indes, wozu gibt es Fels?

Zwei Tage später, früh um acht, stehen wir nach nächtlicher Hartscherei oben auf dem Gipfel (2258 Meter) und schauen herunter auf Taspinar und, soweit es der Dunst erlaubt, auch nach den anderen Gebirgen. Einsam und gewaltig ragt im Nordosten der Doppelgipfel des Erdjias Dag auf, während im Südosten sich die lange, zackige Kette der Ala Daglari aufbaut. Österreichische Kameraden mögen dort wohl gerade unterwegs sein. Westlich schließt sich das Bolkar-Gebirge an.

Nach diesem Ausflug treiben wir uns wieder im Ministerienviertel von Ankara herum und sahn den nach unserer Genehmigung. Daß wir es eilig haben, interessiert die zuständigen Stellen keineswegs. Nach zehn Tagen erhebt uns neuerdings die Geduld: Auf zum Bolkar! Wie erwähnt, gibt es dort einen alten Bergbau, und von letzten Versuchen während des Krieges stehen noch einige Grubengebäude. Durch das freundliche Entgegenkommen des Besitzers, der staatlichen Etibank, erhielten wir die Erlaubnis, uns dort niederzulassen. Als das alles geregelt ist, heißt es auf einmal, unsere Genehmigung sei auf der Post. Aber zunächst können wir nicht zurück und, so rechnen wir ganz richtig, wer weiß wie lange sie auf der Post ist, jetzt fahren wir erst einmal. So machen wir zum zweiten Male die holperige Reise nach Süden, wobei diesmal der Hasan Dag links liegen bleibt. Zur Abwechslung hat er sich in den letzten Tagen ein Schneekleid zugelegt, das in einem seltsamen Kontrast zu der heißen und staubigen Hochsteppe steht. Dann schieben wir uns langsam an die helle, jetzt auch verschneite Kalkmauer der Bolkar Daglari heran. Auf die Borzhügel klettert die Straße hinauf, vereinigt sich mit der von rechts kommenden Bagdadbahn und tritt dann, dem Cakil Juyu folgend, in das Gebirge ein. In einer gewaltigen Schlucht durchbricht hier der Fluß den Lstausläufer des Gebirges und taucht in die über 1000 Meter tiefere Ebene von Adana hinunter. Bei der kleinen Ortschaft Ciftehan verlassen wir den Omnibus und richten uns, da es heute doch nicht mehr weitergeht, mit unseren Zelten am Fluß häuslich ein. Dunkle, bizarre Felsen vulkanischer Herkunft und helle Kalktrönde begleiten hier das schluchtartige Tal, ein fast heimatliches Bild nach der einformigen Steppenlandschaft.

Der Grubenort Bolkar Maden (Maden heißt Mine), vor dem ersten Weltkrieg eine Siedlung griechischer Bergleute, liegt etwa 1700 Meter hoch in einem kleinen Seitental, fünf Stunden von Ciftehan entfernt. Zeitig brechen wir am anderen Morgen mit zwei



Maultieren auf. Ein guter, ehemals dem Erztransport dienender Weg führt das Seitental einwärts, hoch über dem kleinen Kil dere (Stöcklin-Bach). Mit der Zeit kommt er zu uns heraus und mit ihm Weingärten, Obst- und Nußbäume und Gemüseplantagen. Dazwischen verstecken sich die kleinen Häuschen aus Lehmziegeln und Flechtwerk. Oft begegnen uns Einheimische und der alte arabische Gruß selamün aleiküm — aleiküm selam geht hin und her. Es ist gerade Weinlese, und die gastfreundlichen Bauern schenken uns mehr Trauben, als wir essen können. Überall auf dem flachen Dach sehen wir sie zum Trocknen ausgebreitet. Trotz ziemlich starker Bewölkung ist es warm, und so sind wir recht froh, als wir endlich den Ort erreichen. Der Aufseher über die stillliegenden Grubenanlagen empfängt uns als einmalige Attraktion aufs freundlichste. Weil das Wetter nicht ideal ist, widmen wir erst mal einen Tag der näheren Umgebung und vor allem auch dem Bergbau, der uns ja von Beruf wegen angeht.

Als eine Besserung eintritt, beschließen wir, um möglichst rasch einiges zu erreichen, von einem Witak in der Hochregion auszugehen. Zunächst wollen wir uns der Umgebung des Medetsiz zuwenden. In der Morgendämmerung ziehen wir los, wohlbepackt und unter Zurücklassung unseres türkischen Begleiters, der erklärte, so weit oben, wo es

sogar Schnee gebe, nicht übermachten zu können. Eine halbe Stunde talein mündet eine riesige Schlucht, in der uns notdürftige Viehpfade den Aufstieg erleichtern. Als wir nach einigen Stunden oben sind und denken, wir haben die Kammhöhe, sehen wir uns arg getäuscht, denn hier geht das Gebirge erst an.

Wir stehen am Rand einer weiten, schüsselförmigen Mulde, für die wir später den Namen Mlisan in Erfahrung bringen (siehe Kammerverlauffskizze). Zahlreiche Dolinen weisen auf unterirdische Entwässerung hin. Dahinter erhebt sich, mit schwarzer Wand auf ein kleines Firnfeld abstürzend, ein mächtiger Buckel, nach unserer, später sich als richtig erweisenden Meinung der Hauptgipfel. Einen Berg östlich davon, von uns wegen seiner ebenmäßigen Flanken „Pyramidenspitze“ (etwa 3500 Meter) genannt, erreichen wir über einen Schuttrücken und vom Gipfel dem Grat in westlicher Richtung folgend, den Medefiz selbst, 3585 Meter nach türkischen Karten. Das Gebirge zeigt nur nach Norden Wandbildungen, nach Süden senken sich ungeheure Schuttflanken ab. Der Hauptgipfel bietet nichts Besonderes, abgesehen von der Übersicht über die Gruppe und auf ein im Süden jenseits eines Taleinschnittes sich erhebendes, ungemein einförmiges Plateaugebirge. Weit draußen im Norden schwebt der Gipfel des Hasan Dag über der scharf abgeschrittenen Dunstschicht, die den Tiefblick in die Steppe verwehrt. Im Osten erhebt sich die Nachbargruppe der Ala Daglari, während im Westen hinter dem Akhos Dag, dem westlichsten Dreitausender unserer Gruppe, Hügelgebirge geringerer Höhe gegen den Horizont zu im Dunst verschwinden.

Nach dem Abstieg errichten wir am Ostrand der Mulde Mlisan ein Steinmäuerchen und spannen den Perlonseil darüber. Schnee zum Schmelzen wäre genug da, nur der Benzinkocher geht natürlich nicht recht. Bald verschwinden wir in unseren Daumensäcken. Obwohl die Temperatur einiges unter Null sinkt, schlafen wir recht gut.

Am anderen Morgen wenden wir uns nach Osten, überschreiten den Sattel zwischen Mlisan und Horos bogasi in der Absicht, dort noch den hervorstechendsten Gipfel zu ersteigen, um eine möglichst lange Basis für unsere „Bermessung“ zu erhalten. Gewaltige Moränen liegen unter dem Fuß der Nordwände; hinter einer davon verbirgt sich sogar noch der allerdings sehr dürftige Rest eines Gletschers. Über eine steile, schuttige Flanke gelangen wir auf den Gipfel. Der dunkle, metamorphe Kalk ist vielfach mit starken, weißen Kalkspatadern durchzogen, und da wir hier eine Menge schöner, großer Calcitkristalle finden, so nennen wir unseren Berg eben „Kristallkopf“ (etwa 3480 Meter). Mit einer ungemein zerrissenen Wand stürzt er nordwärts ab, und dort unten entdecken wir zu unserem Erstaunen kleine runde Einsturzformen, es sind richtige Toteiskeffeln, wie sich später herausstellt. Mit „Strahlen“, Messen, Photographieren und Zeichnen vergeht die Zeit, und zuletzt müssen wir uns beeilen, um vor Einbruch der Dunkelheit noch nach Maden hinunterzukommen.

Hier müssen wir uns zunächst einmal wieder mit bürokratischen Dingen befassen, und da unser Papier immer noch nicht da ist, schicken wir endlich unseren „Ali Baba“ zurück nach Ankara, um danach zu forschen, und begeben uns wieder ins Gebirge.

Diesmal verfolgen wir unser Tal einige Stunden in westlicher Richtung aufwärts, ersteigen eine mächtige Moräne und wenden uns dann südwärts in die Hochregion, die hier weit weniger breit ist als im Zentralteil. In dem ehemaligen Gletscherbeden steigen wir an und stehen plötzlich zu unserer Überraschung bei etwa 2500 Meter vor einem kleinen, kristallklaren See. Sonnenklar, daß hier unser Zelt stehen wird. Frösche gibt es da in Massen und großblättrige Wasserpflanzen, die zunächst zum Photographieren hin- und vom Gebirge ablenken. Aber dann machen wir uns auf einen Erkundungsgang, der uns als Gipfel den „Schafberg“ (etwa 3140 Meter) bringt, so benannt, weil wir hier oben nicht mehr alleine sind: Türken waren mit ihren Herden herausgekommen. Auf der Suche nach Weiden gelangen sie im Sommer, sofern es das Gelände erlaubt, bis über die 3000-Meter-Grenze hinauf. Durch einen wilden Kessel, auf dessen Grund sich ein zweiter See spiegelt, finden wir wieder zu unserem Lager zurück.

Amertags wenden wir uns südöstlich in ein großes Kar und ersteigen, eine Moräne und einen Felsporn überschreitend, eine Scharte im Hauptkamm, von der aus eine Stunde Schutthatscherei uns auf den „Morgenfogel“ (etwa 3320 Meter) bringt. Zusammen mit zwei nördlich vorgelagerten Gipfeln heißt die Gruppe, wie wir später von den Türken erfahren, „Uç Tepe Daglari“, das ist „Drei-Gipfel-Gebirge“. Zur Scharte zurückkehrend, überschreiten wir dann, den Grat weiter nach Westen verfolgend, drei Gipfel, alle etwa 3200 Meter, die uns die Türken später als „Kara Göl Daglari“ benannten, denn sie erheben sich hinter dem Kara Göl oder Schwarzsee, bei dem unser Zelt steht. Beim Schafberg erreichen wir dann wieder den Weg vom Tag zuvor.

Damit ist unsere Tätigkeit im Volkar-Gebirge zu Ende, denn nach Maden zurückgekehrt, finden wir dort unseren türkischen Freund vor, mit — wir können es kaum glauben — unserer Einreisegenehmigung.

Der Cilo Dag im Ostanatolischen Taurus

So rasch als möglich machen wir uns auf den Weg über Adana — Malatya — Diyarbakir — nach Kurtalan, wo die Bahn einfach im Sande verläuft. Per Ekw. geht es in müder nächtlicher Fahrt weiter zur Kurdenstadt Diklis, und denn endlich zum Kansee. Einen Tag kostet das Warten auf ein Schiff, einen die Überfahrt — hier im Osten geht das Reisen überhaupt recht langsam vor sich und ist vielfach von Zufälligkeiten abhängig.

Nach in Van gibt es Schwierigkeiten, bis wir endlich einen Ekw. aufgetan haben, der uns in abenteuerlicher, 18stündiger Fahrt über Başkale und durch die wilde Zab-schlucht nach Hakkari, dem Endziel unserer Reise bringt. Die Schlucht des Großen Zab ist eine vierfache Ausgabel der Partnachklamm; seit einigen Jahren führt eine für Ekw., wenn auch in halbschwerer Weise benutzbare Straße hindurch (Bobel fuhr 1937 über das Gebirge auf einer Straße, die weit über 3000 Meter ansteigt). In Hakkari erhalten wir vom Gouverneur zwei Soldaten zur Bedeckung und die unerfreuliche Nachricht, daß der Sümbül Dag, der einzige 1937 nicht betretene bedeutende Gipfel im Cilo Dag, ausgerechnet im Jahre vorher von einem Amerikaner erstiegen wurde. Da wir in Hakkari keine Tragtiere bekommen können, schlagen wir nicht den von Bobel gewählten Anmarschweg ein (siehe in (1) die Kammverlauffskizze), sondern fahren mit einem Auto die Zab-schlucht zurück bis zur „Teufelsbrücke“, wo es uns endlich gelingt, aus einem stundenweit entfernten Kurdenort Tragpferde zu bekommen. In zwei Tagen stoßen wir dann über die Ortschaften Bovanis und Girvata aus der Gavar Dvazi⁴ in den Cilo Dag vor und errichten unsere Zelte etwa eine Stunde oberhalb der verfallenen Ortschaft Drisa, wo wir ein Lager kurdischer Nomaden mit einer riesigen Schafherde vorfinden. Bobel (1) nennt den Cilo Dag ein „totes Gebirge“, das von den Kurden gemieden würde, indes trafen wir verschiedentlich wohlerhaltene Wege und vor allem Lagerplätze in zum Teil beträchtlichen Höhen an.

Zur Erkundung besteigen Henkel und Bögel den wegen einschlägiger Spuren so benannten „Bärenkopf“ (etwa 3640 Meter), schwierig von Osten, und anschließend die Maunsfellspitze (3860 Meter), von Bobel nach dem Engländer Maunsfell, dem ersten Europäer in diesen Gebirgen, benannt. Von hier hat man einen ausgezeichneten Einblick in die sehr steilen, aus wildzerrissenen Gletschern aufsteigenden Nordwände der Zentralgruppe mit dem Resgo⁵ (4170 Meter). Über seine plattige Nordwestwand sollte eine zweite Besteigung versucht werden.

Während Henkel mit „Ali Baba“ den Galkianu im Ostteil der Gruppe ersteigt, beziehen Bögel und Voigt nach Überschreitung eines 3000 Meter hohen Passes ein Bivak am Fuß der Nordwestabstürze unterhalb der Gletscher. Das seit Tagen unsichere Wetter

⁴ Als weiterer kurzer Anmarschweg käme wohl die Route Başkale—Diklisova (eventuell Auto!)—Girvata in Frage.

⁵ Bei Bobel „Geliasin“, „Resgo“ gab uns ein Offizier in Hakkari aus einer Generalkarte an, ebenso nannten ihn auch die Kurden.

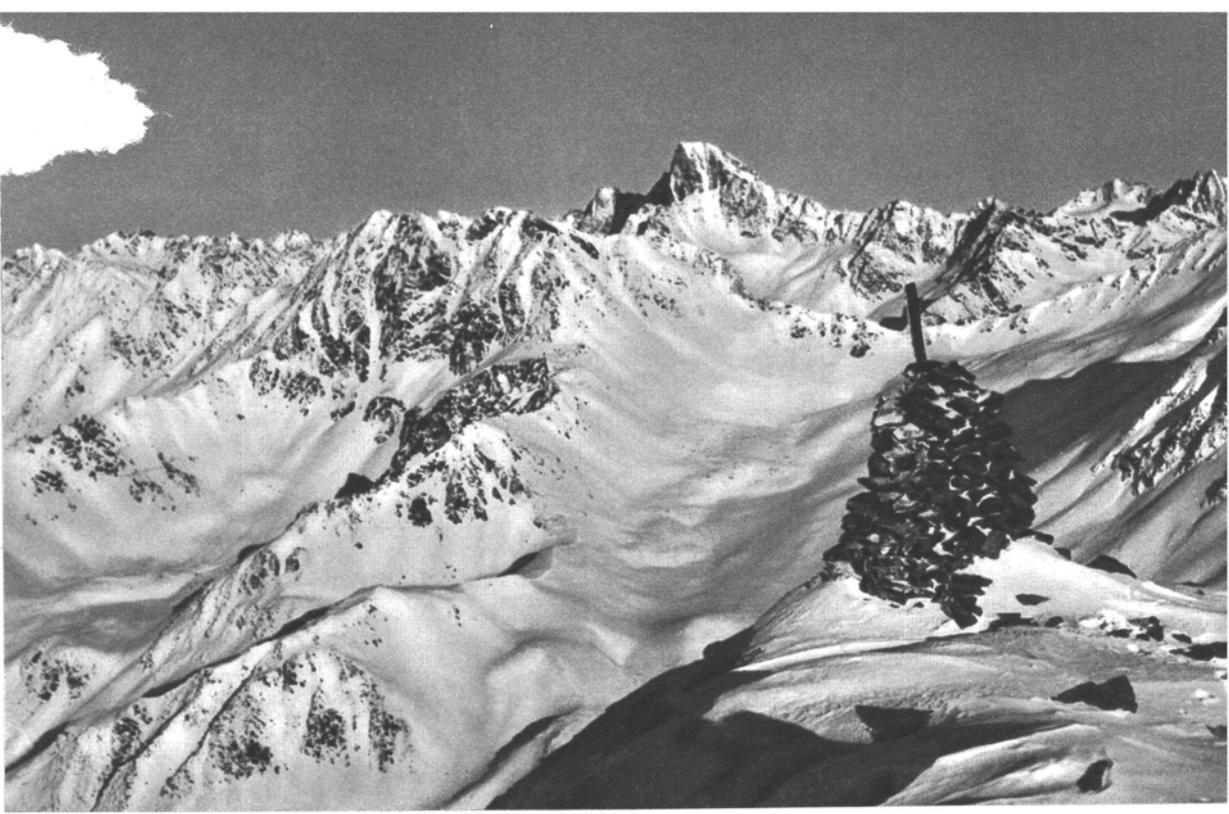
wendet sich nun jedoch endgültig zum Schlechten, und am nächsten Morgen fest während der Überwindung eines schwierigen Eisbruchs Regen und Schneefall ein. Das aber bedeutet den sofortigen Abbruch aller Unternehmungen, denn im Winter stellt die ganze Gegend eine ausgesprochene Kaufesalle dar: Hakkari und die umliegenden Gebirge sind etwa sechs bis sieben Monate im Jahr von der übrigen Welt vollkommen abgeschnitten; auch die von uns benützte Straße überschreitet zwischen Basfale und Wan einen Paß nahe der 3000-Meter-Grenze, abgesehen von der Unpassierbarkeit der Zabschlucht bei Schnee. So begaben wir uns raschestens zurück zur Teufelsbrücke, wo auf einem Holzauto unsere im ganzen zwölf Tage dauernde Rückreise begann. Zunächst besserte sich zwar das Wetter wieder etwas, doch als wir die Fahrt zum Besuch der Kupfer- und Chromgruben von Ergani Maden und Gulemen am Oberlauf des Tigris für einige Tage unterbrechen, belehren uns gewaltige Regengüsse nicht nur darüber, daß der Winter begonnen hat, sondern auch, daß das Reisen um diese Jahreszeit hier im Osten schwierig, wenn nicht zum Teil unmöglich wird: meterhohe Wurenströme unterbrechen zeitweilig die Bahnverbindungen. Bis etwa 2000 Meter sind die Berge weiß verschneit.

Am 25. Oktober kommen wir, etwas demoralisiert von den letzten 4000 Kilometern ununterbrochener Eisenbahnfahrt, in München an.

Damit hatte unsere Rundfahrt kreuz und quer durch Anatolien ihr Ende gefunden. Etwas mißgestimmt über die durch die bürokratischen Schwierigkeiten hervorgerufene Zersplitterung, konnten wir doch mit dem Gesamtverlauf zufrieden sein. In den Hollar Daglari hatten wir interessantes, wenig betretenes Gebirge gefunden, in dem zwar kaum noch alpine, jedoch manche wissenschaftlichen Probleme der Unterjuchung harren. (Als Zukunftsmusik hatten wir angesichts der ungeheuren Schutthänge bereits an Schunternehmungen späterer Zeiten gedacht.) Im Zentralkurdischen Hochgebirge, das an Wildheit wohl in den Alpen seinesgleichen sucht, warten noch einige, wenn auch weniger bedeutende Gipfel auf ihre Ersteigung, Gletscher und Grate und vor allem gewaltige Wände auf ihre Begehung. Sollten einmal die Einreiseschwierigkeiten fallen und die Verkehrsverhältnisse gebessert werden, etwa durch die schon geplante Fortführung der Bahn bis zum Vansee, so könnte dieses Gebirge durchaus zum Ziel „normaler“ Unternehmungen werden. (Fahrkosten nach Durchführung der Verkehrsvereinfachungen etwa 400 bis 500 DM, Reisezeit sechs bis acht Tage), zumal andere lohnende Ziele gleichfalls in greifbarer Nähe liegen, etwa der auch zeitlich unschwer zu erreichende Süphan Dag am Vansee oder der etwa 150 Kilometer nördlich liegende Urarat (5172 Meter). Auch der Plateau-Taurus nördlich des Cilo Dag mag einige interessante Probleme bergen.

Literatur

- (1) Bögel, S., Zentral-Kurdistan 1937, Zeitschr. des DVV. 1939.
- (2) Bögel, S., Forschungen im Zentral-Kurdischen Hochgebirge zwischen Wan- und Urartafsee, Petermanns Mitt. 1938.
- (3) Bögel, S., Hasan Dag — Berg in der Steppe, Der Bergsteiger, 1954.
- (4) Gentel, F., Anatolien-Rundfahrt, Mitt. d. DVV., 1954.
- (5) Krenel, L., Neues Bergland in Kleinasien, DVZ. 1932.
- (6) Krüger, K., Die Türkei, Safari-Verlag, Berlin 1951.
- (7) Künne, G., Der Ala Dag, Zeitschr. d. DVV. 1934.
- (8) Lentel, K., Im Hochgebirge des Kasistan, DVZ. 1934.
- (9) Louis, S., Anatolien, Geogr. Zeitschr. 1939.
- (10) Rickmers, W. R., Mit Brecht-Bergen durchs wilde Kasistan, DVZ. 1933.
- (11) Ritter, G. J., Erdjias Dag, Zeitschr. d. DVV. 1931.
- (12) Spreizer, S., Bergfahrten und Forschungen im Ala Dag, Zeitschr. des DVV. 1939.
- (13) Wenzel, S., Die Türkei, Ein landeskundlicher Überblick, Zeitschr. für Erdkunde 1924.



Vom Großen Schafkopf gegen den Glockturm

Aufn.: Dr. S. Lechner



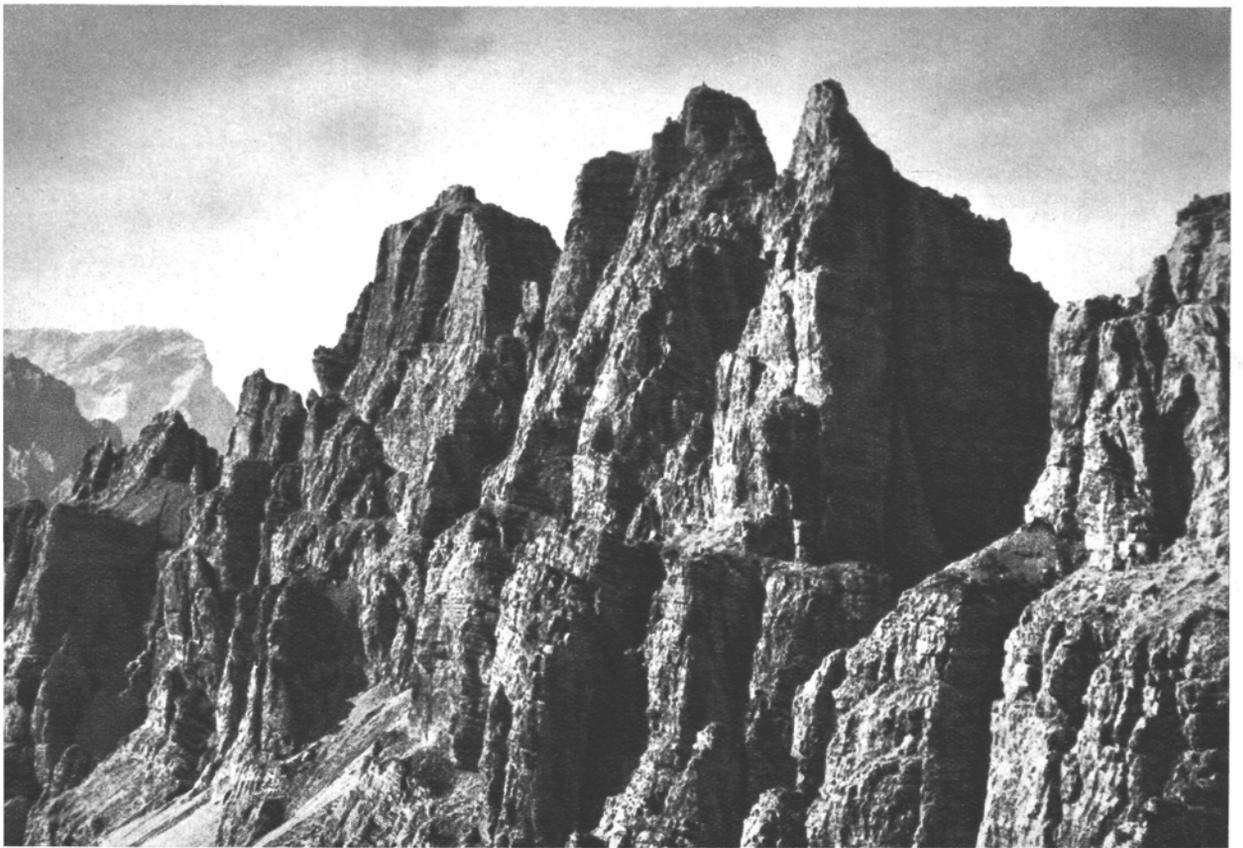
Seetal gegen Salehjoeh (ganz rechts) und Großer Schafkopf (Mitte)

Aufn.: Dr. S. Lechner



Scala Grande in den Karnischen Boralpen

Aufn.: S. Utamura



Monfalconi di Cimoliana

Aufn.: S. Utamura

Über Namen und Geschichte von Nauders und seinen Bergen

Von Karl Finsterwalder, Innsbruck

Wenn man von den Höhen über Nauders, etwa über der Waldzone herabschaut auf den dichtgedrängten Ort in der breiten Paßtalung unter sanften Waldböhen und dem festen Fadenwerk der Klopaiergroupe und den Blick noch weiterschweifen lassen kann ins ernste Engadin hinüber mit dem blinkenden Schloß Tarasp und den Terrassendörfern am Sonnenhang, hinab in die Tiefe der Jnnächtucht unter dem himmeltragenden Biz Mondin und südwärts zum Wintschgau, vom Ortler blendend überstrahlt — dann mag man von dem stillen Nest, das inmitten so gegensätzlicher Welten liegt, immerhin schon ahnen, daß es als Mittlerin des Verkehrs zwischen wichtigenostalpentälern keinen Dornröschenschlaf geführt hat, sondern ins große Weltgeschehen manchemal hineingezogen wurde. Von solchen Erinnerungen, die der Boden von Nauders, seine Berge und ihre Namen bewahren, möge im folgenden die Rede sein.

Der Name Nauders

Als ums Jahr 140 n. Chr. in ägyptischen Alexandrien, dem Gelehrtenzentrum der Antike ein Meister der dortigen hohen Schule, Claudius Ptolemäus, sein „Lehrbuch der Kartographie“ verfaßte und alle wichtigen Orte und Städte Mitteleuropas für die Mit- und Nachwelt durch ein mathematisches Stadnetz geographisch festlegte, da gab er als Ort innerhalb der Alpen weit südlich der wichtigen Römerstadt Carnobdunum des Vor-alpenlandes (Nempten) einen Ort „Inoutrion“ an. Seither hat niemand unserem Nauders als dem wichtigen Bindeglied zwischen Jnn- und Etschsystem streitig gemacht, dieses „Inoutrion“ zu sein. Die ältesten mittelalterlichen Urkunden bestätigen diese Gleichsetzung, wird es doch 1309 vicus seu locus honodres (Dorf oder Flecken Onodres), im Jahre 1285 Nuders, Nouders, 1150 Nudres bezeichnet, in der Sprache der benachbarten Bündnerromanen urkundlich Unuder und in ihrem Munde heute noch Danüder genannt. Die Erwähnung aus dem Jahre 140 wird noch lange nicht an das wirkliche Alter des Platzes heranreichen. Der Schloßberg von Nauders ergab Scherbenfunde, die auf vorrömische Besiedlung deuten wie die Herkunft des Ortsnamens. Wie der maßgebende Vorgeschichtsforscher Oswald Menghin wahrscheinlich macht, war Nauders der nördlichste Vorposten der rätischen Venosten, jener Völkerschaft, die den Wintschgau bewohnte und ihm den Namen Vallis Venosta, in Venostis, gab¹, ein Vorposten gegen die Nachbarstämme des Jnnales (Engadins), die man wahrscheinlich als Oeniaten, d. i. „Jnnanwohner“ zusammenfaßte, von denen der Name Oeniatina Vallis „Engadin“ sich herschreibt². Das benachbarte Reschen, nach dem man im Mittelalter bis heute den Talpaß benannt hat³, kann, nach seinen spärlichen geschichtlichen Nennungen und der Herkunft seines Namens zu urteilen, längst nicht die gleiche Bedeutung und ähnliches Alter wie Nauders beanspruchen. Mit dem Namen Reschenpaß hat man einen Gebirgspaß nach einem

¹ Heuberger, „Rätien“, Schlern-Schriften, Bd. 20, S. 36, Innsbruck.

² Heuberger nimmt a. a. O. als Völkerschaft des Engadins die Augusten an. Aber der Name „vallis eniatina“ ist doch schon im 11. Jh. für Engadin bezeugt, a. a. O. Der Völkernamen Oeniaten „Jnnanwohner“ ist geformt wie der antike Name Licates = Lechanwohner, zu Licus „Lech“.

³ Der Name Reschenscheid ist im Volk absolut ungebräuchlich, man sagt bloß „am Reschen“. „Scheidet“ ist nach Schweizer Vorbild in unjere Karten eingeschleppt worden.

Einzelhof, der sich erst im Mittelalter auf seinem Scheitel erhob, benannt (s. unten im Namenteil), so wie auf den Brennerpaß der Hofname des „Prennarius in Mittenwalde“ (der ehemalige Brennerhof auf dieser Paßhöhe) übergegangen ist⁴. — Die sprachliche Herkunft von Inoutrion, das aus dem Romanischen oder Lateinischen keinesfalls zu erklären ist, verdiente allein eine sprachlich vergleichende Abhandlung, für die hier nicht der Ort ist. Es sei nur einer Hypothese gedacht, der Erklärung Battistis (s. unten, Literatur) den Namen als *Eno-wedrio d. h. „Zinnwasser“ aufzufassen, weil der durch Mauders fließende Stillebach für den Stamm der Venosten, der eine indogermanische Sprache hatte und dieses Eno-wedrio vielleicht als Namen für die Siedlung schuf, der einzige Wasserlauf ihres Gebietes war, der zum Zinn abfloß. Doch spricht u. a. dagegen das Vorkommen von zwei „Mauders“ außerhalb des Zinngebietes.

Mauders im Altertum

Manche Nachrichten, die phantasiebegabte Heimatforscher über die Geschichte von Mauders zusammentrugen, waren wissenschaftlich nicht gestützt. Immerhin, der Quer-alpenweg vom Vintschgau ins Boralpenland, der über Mauders führt, wird schon lange vor den Römern bestanden haben.

Jedenfalls trat aber mit der Eroberung Raetiens durch den Stieffohn des Kaisers Augustus, Drusus Mauders in die römische Geschichte und in den Gesichtskreis der antiken Geographen ein. Denn auf diesen Eroberungsfeldzug des Jahres 9 n. Chr. folgte schon im Jahre 34 die Erbauung der wichtigsten römischen Straße durch die Alpen, die über Mauders auf kürzestem Wege zu der römischen Metropole der Boralpen, Augusta Vindelicorum, heute Augsburg, führte — obwohl sie sich tagereisenweit durch Wälder, durch schaurige Schluchten und an drohenden Felsabkürzen vorbei wand, wie gerade hier am Finstermünzpaß nördlich Mauders. Die am Schloßhügel von Mauders gefundenen römischen Münzen aus der Zeit des Domitian 81—96 und des Antonius Pius 138—161 stammen aus der Blütezeit dieser Alpenstraße, die erst nach dem Bau des Brennerweges 200 n. Chr. an Bedeutung einbüßte.

Die Finstermünz

Älteste geschichtliche Erinnerungen ruft der Name Finstermünz wach. Schon 1159 tritt für das große Waldgebiet von Mauders bis Pfunds der Name Vinestana silva auf. Das war die Oblandzone, mit der der Gau der Venosten im Norden sich umgab. Aber außerdem hat sicher das frühe Mittelalter, wahrscheinlich schon die Antike und das vorrömische Volk der Venosten eine von Natur schwierige Straßenstrecke noch zu einer künstlichen Straßensperre ausgebaut. Wo sich zwischen dem Seleskopf und dem Bazal-kopf nördlich Mauders ein schmales Tor öffnet, eine Lücke, die der steil aufgerichtete Felsenzaun aus Bündner Schiefeln offen läßt, da setzte der wichtige Straßenzug in einem für Straßen völlig unglaublichen Gefälle zur Schlucht des Zinns hinab, in der seit dem Mittelalter ein altergrauer Brückenturm — Altfinstermünz — steht als Zoll- und Wach-stätte, und die Straße aufs andere Ufer hinüberleitet. Nach einer unverbürgten Annahme ginge diese wehrhafte Anlage auf den im Oberinntal reich begüterten Welfenherzog Welf II. zurück, der während des Investiturstreites zwischen Kaiser und Papst, im Jahre 1159, als päpstlicher Parteigänger die Straßensperre in seiner Hand hielt. Die hals-brecherische Straße jedenfalls sind schon die plaustra der Römerzeit wie die Rollwägen der mittelalterlichen Handelsleute hinabgeächzt, bis im Jahre 1834 die jetzige Kunststraße mit ihren Galerien durch die Schieferwände gesprengt und in ihrer Fortsetzung die Rajetansbrücke erbaut wurde. Während oberhalb von Altfinstermünz unter ausgewaschenen Schieferwänden der Zinn tost und in Wirbeln sich dahintwältzt („denter spelms l'En mormora“⁵, singt der bündnerromanische Dichter), geht es abwärts nach Pfunds durch eine friedlichere Landschaft. Nur die Befestigungen, die Klauen jener Straße, können es gewesen sein, auf die sich der Name Finstermünz, im Jahre 1263, 1241 „die Vinster-

⁴ Dazu E. Kundenthaler, *Schlern-Schriften*, Bd. 96 (Die Höfe des Obereisadlals), S. 22.

⁵ „Wo zwischen den Felsen der Zinn tost . . .“.

müntze" genannt, bezog. In den Sprachen und in schriftlichen Urkunden zweier Völker ist uns der Name erhalten. Denn auch die heutige Graubündner Aussprache, Vismeza, ist uns schon aus dem Jahre 1309 als Vistemeza überliefert. Das oben genannte Vinestana silva ist die Latinisierung eines deutschen Namens, der etwa Finsterwald, d. i. „Wald der Venosten“, „der Finster“ oder „Wintschgauer“ hieß; ähnlich bedeutet Finstermünz die „munitio“ der Wintschgauer (Befestigung der „Finster“ oder des Wintschgauer), das rätische Vistemeza kam — mit kleiner Variierung — „Venostae munitio“ Klausel, Befestigung des Wintschgauer bedeuten. Die Engadiner nennen den Wintschgau selbst Vnuost, entsprechend dem urkundlichen mittelalterlichen Namen Venusta vallis, dem heute noch in Vormio dafür geltenden „Venosta“⁶.

Rauders in Mittelalter und Neuzeit

Über die Oblandzone der Finstermünz hinweg haben aber die politischen Kräfte des Frühmittelalters den Raum von Rauders über die Grenze des antiken Venostengauer gegen das Engadin weit vorgeschoben. Schon seit Bestehen eines Gerichtes in Rauders, seit dem 10. Jahrhundert, war das Unterengadin (von der „Hohen Brücke, Punt Ota“ oberhalb Zernez ab) diesem Gericht zugehörig, ja sein Schwerpunkt lag sogar dort, wo alljährlich als ordentliches „Ding“ dieses Gerichtsprangels die „Landsprache“ an der Martinsbrücke (Martinsbrud, Punt Martina) gehalten wurde. Dieses Gericht war ein Teil der großen auf Karolingerzeit zurückgehenden Grafschaft des Wintschgauer. Auch die weit entlegenen Orte Sichel und Galtür im inneren Paznaun, erst im 13. Jahrhundert von Montafoner Wäldern gegründet, auf einem Weidboden, den bis dahin die Leute des Unterengadins (Sins) alljährlich genutzt hatten, wenn auch über beschwerliche Föcher hinweg, wurden zu dem Rauderer Gericht geschlagen! Mit dem Richteramt in Rauders — sein Sitz war Schloß Raudersberg — waren erst Herren von Tarasp (im Unterengadin), in Rauders seit alters begütert und dann solche von Wangen (Sarntal) befehlt. Aber als der tatkräftige Reinhard II. von Tirol aus lose zusammenhängenden Lehnen sein straff verwaltetes „Land im Gebirge“ (Territorium in montanis) schuf, setzte er wie anderwärts dafür Beamte ein (1262); sie hießen „officiales“ (Amtsleute), dann „judices“ (Richter) „in Nouders“; ihr Amtsbereich war nicht an die heutige Grenze, an die Wasserscheide gebunden, sondern schloß auch Graun, Langtaufer, Haid und St. Valentin auf der Haide ein. Um 1300 wird auch die Erbauung von Schloß Raudersberg („castrum novum“) gemeldet.

Aber für den Ort Rauders brachte in der Folge die territoriale Verknüpfung mit den Bündnern des Engadins, die nach dem Beispiel der Urkantone sich der Habsburger Herrschaft entledigen wollten, manches Unheil — nur daß dieser Freiheitskampf gut ein Jahrhundert später als in den Urkantonen aufflammte, erst nachdem habsburgische Erzherzöge in das Erbe der Grafen von Tirol eingetreten waren, besonders als König Max I. seine Reformen in der Verwaltung auch auf das Engadin ausdehnen wollte. In dem greuelvollen Engadinerkrieg, aus dem vor allem die verlustreiche Niederlage der Österreicher an der Calven (bei Glurns im Wintschgau) im Jahre 1499 bekannt ist, erlitt Rauders durch den eingefallenen Feind am 9. März 1499 das Schicksal der Plünderung und Einäscherung. Im darauffolgenden Friedensschluß wurde die Sonderstellung des Engadins durch Schaffung eines „Statutarrichters“ de facto schon anerkannt. Der Dreißigjährige Krieg, der in Bündnen sich abspielte, in der Literatur mit dem Namen „Jürg Jenatsch“ verknüpft ist, hatte Rauders wieder die Besetzung durch Engadiner gebracht. Wenige Jahre nach dem Westfälischen Frieden machte aber Österreich seinen Frieden mit dem streitbaren und in diplomatischen Listen merkwürdig gewandten Bauernvolk der Grisonen, es verzichtete auf die letzten Hoheitsrechte über

⁶ Zur Ableitung von „munitio“ beachte das hinzupassende weibliche Geschlecht von „Finstermünz. Die starke Reduzierung der unbetonten Silben von Finstermünz und noch mehr von Vismeza ist nichts Ungewöhnliches. Die ausgezeichnete Namendeutung stammt von dem Geschichtsschreiber Merans P. Celestin Stampfer, Geschichte Merans, 1888.

das Engadin. Bloß das kleine Gericht Tarasp (heute noch eine katholische Enklave im reformierten Land) blieb bis 1803 bei Tirol.

Zu den Herrschaftsgegenständen zwischen Tirol und Bünden kam im Mittelalter aber noch der Anspruch anderer Dynastien auf einen Teil der Bevölkerung des Gerichtes hinzu, nämlich Hoheitsrechte des Bischofs von Chur und der Vögte von Ratſch. Für eine Zeit, wo das Recht nicht territorial abgegrenzt, sondern an die Einzelpersonen gebunden war, wo jeder seine Landeszugehörigkeit mit sich trug, ist es daher verständlich, daß man auf den Häusern von Rauders die Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen Herrn bezeichnete. Solche Häuser trugen noch in den letzten Jahrzehnten das Zeichen der „Gotteshausleute des Bischofs von Chur“, das Andreaskreuz, die des habsburgischen Erzherzogs den Bindenschild, wie er am Gasthof „Margareta Maultasch“ noch zu sehen ist.

Der Almbereich von Rauders und Pfunds

So früh breitete die Bevölkerung des alten Rauders ihre Weidenutzung ins Gebirge aus, daß sie ins Nachbartal, das nach Pfunds entwässert, ins Tſchen-Tal und noch weiter ins Radurschl übergegriffen hatte, noch bevor die Pfundsler dorthin vorgebrungen waren. In den Prozessen, die um 1500 zwischen den beiden in Streit geratenen Gemeinden stattfanden, wird die Gegend des heutigen Hohenzollernhauses als „das Melblein“ (heute im Volksmund als 's Albli bezeichnet und der heutige staatliche Jagdsteig über der Waldbgrenze von der Tſchen über das „Bergli“ zum Hohenzollernhaus als „der Troy von Rauderer Tſchen hinüber ins Raduschgal, um roß zu süeren“ erwähnt. Freilich hatten die Pfundsler dafür auf dem Talboden von Radurschl eine Laien (Alphütte), später sogar einen dauernd bestedelten Hof. Auch der Name Tſchen ist erst nachträglich und zwar von Pfunds aus vom Weiler Greith (Pfundsler Tſchen) bis hinauf zum Tſchen-Joch ausgebreitet worden, wohl in Zusammenhang mit dem Bergbau auf der Urzpleiße, dessen Ertrag an Blei- und Zinkerz nach Pfunds geliefert wurde.

Die Sage vom heiligen Baum bei Rauders

Der Schiffahrer, der der Rauderer Schifhütte zustrebt, erreicht nach drei Viertelstunden Steigens beim Einbiegen ins Biengtal eine von Fichten und Lärchen umstandene, fast ebene Waldblöße, deren einsame Stille nur hie und da von einem Vogelruf und vom Rauschen des Ursangsbaches aus der Tiefe herauf unterbrochen wird. Dies ist der Heilig-Baum-Boden, von so viel Sagen ausgezeichnet, daß die ernsthafteste, kritische Forſchung eines Oswald Menghin sich mit dieser wunderfamen Ortlichkeit beschäftigte und auf Grund von Sage und Bodensunden ein rätselhaftes Naturheiligtum aus vorgeſchichtlicher Zeit hier annimmt. Wie sich noch ältere Leute erinnern, stand hier der „heilige Baum“, ein uralter zwieseliger Lärchbaum mit schöner, runder Krone. Um diesen Baum mußte ehrfürchtige Stille walten, jedes Schreien, jeder Lärm galt als Frevel. Selbst aus der Umgebung des Baumes scheute man sich, dem Wald Stämme zu rauben; wurde aber der Baum selbst mit der Axt verletzt, so träufelte Blut hervor, wie aus einem lebenden Körper, ja wer den frevelnden Streich führte, dem sei die Axt in den eigenen Leib gefahren. Beim „heiligen Baum“ sei auch ein uraltes Schloß gestanden. Als der Bischof von Rätien, St. Valentin, einst dort unerkannt um Unterkunft bat, sei er abgewiesen worden und habe das Schloß verflucht, das auch bald in Trümmer sank. — Reste von Mauerwerk sind auch auf der walddigen Rippe gegen den Ursangsbach zu gefunden worden; einen bedeutsameren Hinweis gibt aber eine viereckige Steinsetzung am oberen Heilig-Baum-Boden, möglicherweise vorrömischen Alters.

Der Mythos vom blutenden Baum tritt weitum in den Sagen indogermanischer Völker auf, so in den Sagen von Dryaden — Baumnympfen — bei den antiken Griechen, mit ihm hängt der Baumkult vieler Völker zusammen (vgl. auch E. F. Meyers zartes Gedicht „Die Dryas“, anscheinend aus Graubünden). Die Häufung verschiedenster Sagenmotive, die in keiner Weise mit christlichem Kult verbunden oder ihm angepaßt sind gerade um den heiligen Baum, die geheime Scheu, die im Volk ihn umgab, in der



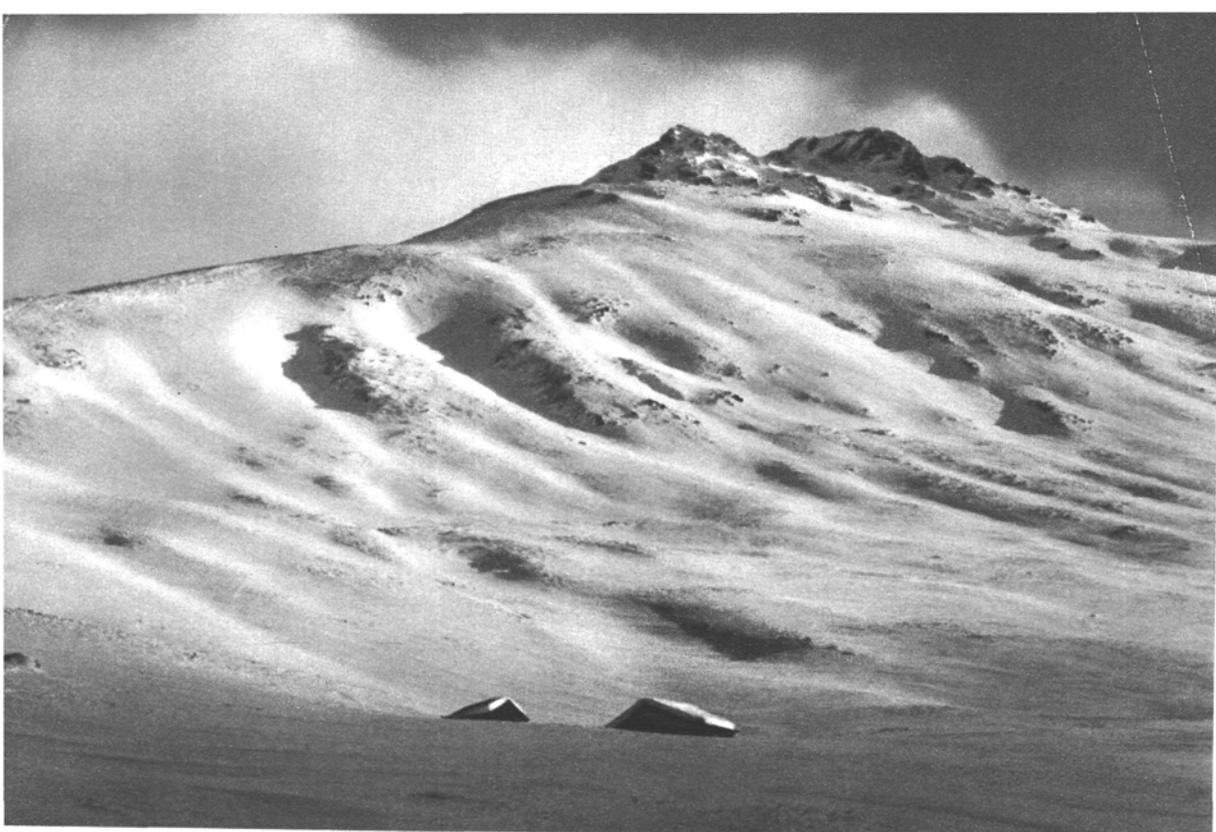
Schloß Nauders gegen Piz Mondin

Aufn.: R. Matjis



Nauders gegen Südosten, im Hintergrund Ebene (2509 m) und Pienger-Kopf (2792 m)

Aufn.: R. Matjis



Hütten im Saleptal

Aufn.: Dr. G. Lechner



Aufstieg von der Rauderer Schihütte zum Tscheg-Joch

Aufn.: Dr. G. Lechner

ein religiöses Gefühl der Vorzeit nachzuwirken schien, mag noch auf ein Stammesheiligtum der Benosten zurückreichen, auf einen weitem verehrten, heiligen Hain, von dem der mächtige Baum der letzte Rest war. Auch bei den christianisierten Mätern mochte die Furcht vor angedrohten Strafen und der Schutz des alten Mithras den Raum umwintern. Vielleicht ereignete sich auch ein Zusammenstoß christlichen Glaubenseifers mit alt-rätischem Baumkult, wie im Germanien des 8. Jahrhunderts die dramatische Szene Wynfrids an der Donareiche von Geismar — was in der Verknüpfung der Sage mit St. Valentin zum Ausdruck kommen mag. Der Hain von Rauders würde sich einer ebenfalls sagenberühmten Stätte des Natursultes der Benosten an die Seite stellen lassen, den sicher ursprünglich nicht christlichen „heiligen drei Brunnen“ von Trafoi am Fuße des Ortlers, die, altromanisch Tribullium genannt (d. i. „dreifacher Brunnen“), das urkundliche Trevulio ergaben, aus dem Trafoi entstanden ist⁷.

Namen und Sprachen in Rauders

Die gleiche uralte Melodie, die unter dem Heilig-Baum-Boden der Ursangsbach seit Jahrtausenden rauscht, scheint sein Klangvoller Name (im Jahre 1394 rivus Urschanka) zu singen — und viele Namen unseres Rauderer Berglandes mit ihm, wie: Pieng, Martannes, Plamört, Bergkästl, Stables, Novelles, Prajires, Waldbasur und Salés — offensichtlich, daß sie in Rauders weniger stark von der deutschen Zunge abgeschliffen wurden als anderswo in Tirol! Als besonders charakteristisch hervorzuheben ist die Erhaltung eines spezifisch rätoromanischen Lautes kja in Namen wie: Gjanres, Gjala(stuz), gja in Gjanderbild (Ganderbild), ferner das w in Waldbasur, Waltri, Waldigastö — anderswo in Tirol dafür f gesprochen, in Bals, Bill und ähnlichen Namen. Das läßt uns die Frage aufwerfen: seit wann herrscht in Rauders ausschließlich das Deutsche?

Eine oberflächliche Vorstellung läßt die deutsche Sprache im Obervintschgau erst mit der Gegenreformation zur Geltung kommen. Tatsache ist, daß damals geistliche und weltliche Behörden das Romauntsch zielbewußt zurückdrängten, um die geistigen Fäden der Vintschgauer Katholiken zu den reformierten Nachbarn in Graubünden abzuschneiden. Aber es bestand schon längst seit dem Mittelalter neben der romanischen Mehrheit eine starke deutsche Minderheit, Rauders und andere Orte waren schon 1360 gemischtsprachig. Von damals liegt ein Verzeichnis von Eigenleuten der Bögte von Matsch vor. Unter den in Rauders festhaften 42 Leuten befinden sich mindestens 18 mit einwandfrei deutschem Namen, z. B. Nsprian (Helldennamen aus der Sage von König Rother), andere Namen sind Ainstein, Fleischkehl (Fleischhauer), Ganfer, Kreuzl, Mitterhofer, Pfaff, Purtschl, Guntsch, Wanner, Snell, Tollinger (die letzten vier mittelalterliche Oberinntaler Namen), Tritolt, Trinksaus (ein „Zechername“, aus Meran belegbar), u. a.⁸ Ebenso sind sprachlich gemischt auch die Hof- und Flurnamen von Rauders, deutsch ist der sehr alte Hofname Eis, der Name Stillebach (ebenso im Piztal) oder Mugkopf. Andere deutsche Namen wurden nachträglich romanisch überkrustet oder auf ihrer älteren Sprachstufe konserviert, so Waldigastö von altdeutsch gästic, urkundlich Gastei, jetzt anderwärts „Gasteig“, oder der Umname Pieng, vielleicht aus deutsch bivenge „Altmänger“. Der heimische Schreibe name Eschiggfrey konnte mit lückenlosen Belegen auf „Sigefredus“ im Jahre 1292 zurückverfolgt werden.

Zu dieser Gemischtsprachigkeit stimmen genau die direkten geschichtlichen Nachrichten. Wohl wird im Weistum von Rauders 1436 bestimmt, daß der Richter dortselbst der welschen Sprache kundig sein soll und 1516 beschwerten sich die Pfundjer in dem oben erwähnten Prozeß, der in Rauders stattfand, daß er „in welsch geet . . .“, aber 1521 heißt es ausdrücklich, daß das Gericht „zwayerlei Sprach- und Parteyen zu Unter-

⁷ Bündnerromanisch buogi „sprudelnde Quelle“, Subschmied, Ztschr. f. rom. Philologie, 1942, S. 121.

⁸ 40 Prozent sind also auch im 14. Jahrhundert von den Leuten der Matscher in Rauders sicher Deutsche gewesen. Die übrigen sind Gewerbenamen wie „Eneider, Smid“ oder Eigenschaftsnamen, Bild, die der italienische Forscher Battisti als Übersetzungen der deutschen Kanzlei anspricht. Erstgenannte Namen können aber nicht aus dem Romanischen überlebt worden sein.

tanen habe". Das war also lange vor der Gegenreformation. Und schon 1570 gibt der ganz als Rätoromane führende Bündner Geschichtsforscher Ulrich Campbell in seiner *Descriptio Rätiae* an, daß in Nauders „viele nicht mehr rätisch verstehen und wollen deutsch sprechen". Im Jahre 1803 stellt der Pfleger von Nauders amtlich fest, daß die Einwohner des Gerichtes Tiroler deutscher Sprache seien und der gewissenhafte Topograph Tirols, Staffler, weiß es um 1840 nicht anders. Mit der Abtrennung des Unterengadins 1652 haben die romanisch sprechenden Gerichtsinassen von Nauders ihren sprachlichen Rückhalt am Engadin verloren und wohl noch im 17. Jahrhundert ihre Sprache aufgegeben. Daran ändert nichts, wenn da und dort später noch ein Diensthote aus dem Engadin in Nauders Romanisch sprach; übertriebene und unbewiesene Mutmaßungen — eine solche auch im Lokalführer von Dr. Hermann Schiggfreh — sind danach zu berichtigen. Freilich ist in ganz Deutsch-Südtirol das Deutschtum sicher um Jahrhunderte älter als im Gericht Nauders und Glurns.

Die deutsche Mundart von Nauders — an der Scheide zweier Mundartgebiete entstanden — ist doch mehr vom Oberinntal als vom Vintschgau her bestimmt. Freilich, beiden Gebieten gehört trotz moderner Staatsgrenze als verbindendes Kennzeichen das anheimelnde -li an, beargli, bachli für „Berglein, Bächlein"! Im übrigen herrscht Oberinntaler Lautung. Man hört helke für „helfen", pirtsä für „Wurste", koofo, gloobe für „kaufen, glauben". Doch mischt sich auch hier Obervintschgausches ein. Den heiligen Baum und den Baumwald herum nennt man z. B. nicht „boom", sondern nur den „heiliga baam" usw. Also auch in der Mundart Nauders als Vermittler, wie es seiner geographischen Schlüsselstellung entspricht!

Erklärung einzelner Namen um Nauders

Die Problematik mancher Fragen kann nicht in wissenschaftlicher Breite behandelt werden. — Die Namen Tschey, Radurschl, Ziwundatsch, Vermut sind schon im Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins 1951 vom Verfasser behandelt worden. Die dort genannte Literatur wurde auch hier benutzt. — Abkürzung rom. = romanisch.

Affenkopf. Im 14. Jahrhundert: „ober dem Affen hinein inn Schwarzenstein ..." (letzteres wohl Hennesfigkopf), 1517 „... pis auf den Aff ...", „... umb den Kopf Aff ...". Unmittelbar am Bergfuß, in Ziwundatsch, findet sich ein von Wasseradern durchzogenes „Rasfeld", dieses kann mit bünderromanisch *ava* „Wasser" bezeichnet worden sein, ist als *af* auf den Berg darüber übertragen worden. Lautlich steht der Übergang von *ava* zu deutsch *aff* nicht ohne Parallelen da.

Ursangsbach, 1304 Väscha (d. i. Feldstreifen) Urschanka, 1394 rivus Urschank. Vielleicht zu romanisch *arrugia* ital. *roggia* Wasserlauf, mit Suffix -*anea* zu *Arsanca* Ursang umgebildet.

Bergkastl, Alpe und Spiz. „Berg" ist eine Eindeutung, gesprochen wird *perkastl*. Wie in Vermut (Pranut) Langtauferz, Berwang ebendort liegt *pra* (*pratu*) „Wiese" in der ersten Silbe vor. *kastl* kann bei den romanisch sprechenden Nauderern unter deutschem Einfluß statt des rom. *castell* „Schloß" gesprochen worden sein. Daher „*pra de castl*" „Wiese, die zum Schloß gehört". Am nördlichen Ortsrand von Nauders die Großflur *Munt* (d. i. „Berg"), der bebaubare untere Teil davon heißt *Kastlmunt* (wohl ebenfalls, um Zugehörigkeit zum Schloß auszudrücken).

Fertáls, nördlich Gamortal, bei Anich (1778) Viertelal Berg (lies *fertailj*). Zu *fracta* „Waldschlag, Rodung" rom. *fratta*. Aus *fratalia* „Mehrzahl von Holzschlägen".

Fluchtwand nächst dem Bazálkopf. Terminus der alten Jägersprache für Wildwechsel, Ausbrechen des Wildes aus der Umstellung ist „Flucht", Fluchthorn in der Silvretta, Rifudj Camuotsch „Gamäflucht" in Graubünden.

Furggl heißen drei Karte in der Tschey. Furggl, rom. *fuorela* „Scharte" war ursprünglich der Name des Tscheyjochs, das über ihnen liegt.

Gamórtal, -kopf (o als *bumpfes a* zu sprechen). Kann nicht von *campu maiore* „größerer Boden" kommen (Battisti), da in Reschen maiore Valmaur ergab. Lautgesetzlich kann Gamor nur = *campu mauru* „dunkler, schwarzer Boden" sein (ähnliches in Wänden) und sicher ist der „Schwarzboden" im Gamor (s. Karte) die deutsche Übersetzung zu Gamor.

Ganderbild (Gjanderbild) Bildstock bei einer „Gande", d. i. hier einer gewaltigen Blockmoräne eines Stadialgletschers.

Gaispfeisen in Gamor, zu engadinisch *blesje*, deutsch Pfeife, „steiler Grashang"; ein vorrömisches Alpenwort.

Gjamres, Waldhang westlich der neuen Straße; zu rom. *camera* „Kammer", auch für Vertiefungen und Felshöhlen zwischen Blöcken gebraucht.

Goldseen, nach einer von H. Schiggfreh mitgeteilten Sage über goldsuchende Venedigermandln genannt.

Gues, zu rom. cuors Lauf; ebene Böden, als Hofweide, „Hoflauf“ gebraucht.

Klopäierspiz. Nach dem Weiler Klopäier in Reichen genannt. Dieser von Bündnerromanisch crap „Fels“; craparia „felsiges Gelände“? Familienname Klapeer.

Labaun, Alpe. Nach ihr wird das Sadersjoch auch „die Labauner Räder“ genannt. Zu lateinisch labes „Erdrutsch“ (steht in „Lavine“), labana (vallis) „Tal mit Erdrutschen“? 1416 als „Labaunweg“ genannt. Kataunboden im Salegtal. Nicht von Bündnerromanisch muota „Hügel“, sondern vom mundartlichen Pflanzennamen Kataun, einem bevorzugten Weidestraut.

Muzkopf; ein Muzbühl, von ähnlicher Form, über Vent. Tirolisch mutzat „ungehört, stumpf“, entsprechende Bedeutung weist für Eigenschaftswort und Hauptwort muß, Muz das Schweizer Idiotikon, Bd. Iv, aus.

Martannes (á dumpf gesprochen). Bergmähder bei Bergkastl, 1583 Manthannas geschrieben. Zu Bündnerromanisch montonja „Bergwiese“ aus lat. montanea (vielsach zu belegen!).

Novelles, Hof, Rauders, aber auch am Juntal der Schweizer Grenze. Vielleicht eine Verkleinerung zu rom. *nova „Neubruch, Rodung“, das im Ortsnamen Deutsch- und Wesschnofen vorliegt. Uolicher sonst novalo für „Neubruch“.

Partitsch, Hof. Zu rom. praticiu „Wiesenland“.

Pazalkopf. Für die zwischen Felswänden eingeschlossenen vereinzelt Bergmähder, die „auf pazal“ heißen, ist die Benennung rom. pettiaba „Mehrzahl von Grundstücken (pettia)“ sehr passend.

Piéng, Alpe, urkundlich ebenjo. Nach Battisti zu rom. bova „Erdrutsch“ — bov-inca —, m. E. von deutsch bivänge „Einfänge, umzaunte Almänger“, in romanischer Lautung überliefert. Vgl. Prasires!

Plamort, Plamorder Spiz. Plamort die weiten hochgelegenen Böden, über die die Grenze läuft. 1743 Pleumord (lies Plau mort). Rom. planu mortu „toter (d. i. ertragloser) Boden“.

Prasires. Für die oberen Martannesmähder. Zum häufigen rom. Begriff prasür lat. prehensura „Einfang, eingezäuntes Grundstück“.

Reichen. 1312, 1390, 1470 „an den Reichen, Kapelle am Rösen“. Ein ursprünglicher Hofname, nach dem in Tirol häufigen Bei- und Familiennamen „der Reiche“, d. i. „der Partsche, Unfreundliche“, gerade hier schon im 13. und 14. Jahrhundert wiederholt nachzuweisen, s. Verf. Die Familiennamen in Tirol, Schlern-Schriften, Bd. 81, S. 338 (1931). Die Ableitung von rom. resaca „Sägemühle“, von Steub bis Hubshmieb, a. a. D., S. 109, vertreten, ist sprachlich unhaltbar.

Saders s. Zadres.

Saletz (Zelez), Tal bei Piéng. Rom. salietu „Weidengebüsch“ ist ein häufiger Namenthyp, auch urkundlich 1547 als Saletz geschrieben, Kübler, S. 184.

Seleskopf, nördlich Rauders, von den Sätteln (solla) des niedrigen Kammes benannt.

Schmalztopf, erst 1856 erwähnt, angeblich nach der fetten Weide benannt. Statt des bedeutenden Kamminotens wurde vorher (schon 14. Jahrhundert und 1517) immer nur der vom Juntal besser sichtbare Kopfkopf erwähnt, der aber, wegen seiner Kahlheit damals „Bloskopfhinispiz, Blossentopf“ hieß.

Stables, Hof. Rom. stavel, im Oberinntal auch deutsch Stabl, „Platz mit Stall (lat. stabulum) zu zeitweiligem Aufenthalt, bes. vor und nach der Alpzeit“.

Tif, Hof. 1394 auf der Luff. Entspricht dem deutschen Wort „in der Teufe“ (Tiefe; trifft zu), aber im alemannischen oder romanischen Munde wurde das ü von 1394 bewahrt, später in i verwandelt.

Waldfur, Alpe, aber Waldfurter Kopf, Berg. Bündnerisch fuorn „Ofen“. Vall da fuorn „Ofental“ nach dem Schmelzofen für das im Salegtal geförderte Erz; dort ein „Knappental“.

Waldbagist, gegenüber Partitsch; vall de gastl Gasteigtal, halb deutsche, halb romanische Bildung. Der Name wird auch Waldegastl gesprochen sonst Waldega-téj. S. oben Text. Ein Gastl auch in Reichen. Erklärung von lat. costota „Mehrzahl von Eden“ widerspricht den Sprachgesetzen (Behandlung des -etá, zu Battisti, a. a. D., S. 161). Vgl. Ztschr. f. Namenforsch. 1942, S. 276.

Zadres (Saders), Alpe im Pfunder Radurfshtal, aber einst zu Rauders gehörig. Zu sada, im Engadin eine Art Wasserwaal, aus lat. altiata bzw. zu einer der häufigen Bildungen auf -ator, die zader ergeben mußte. Zadres „die Wassergräben“? Das illyrische antike Jader, heute Jata an der Adria sprachlich wohl fernzuhalten.

Literatur

Zur antiken, mittelalterlichen und Sagen Geschichte: R. Heuberger, Rätien, Schlern-Schriften, Innsbruck, Bd. 20, 1934, bes. S. 36. — O. Stolz, Politisch-historische Landesbeschreibung, Arch. f. österr. Gesch., Bd. 107. — Verf., Ausbreitung des Deutschlums in Südtirol, Bd. 4, München 1934, S. 70f., 75, S. 20, 31. — D. Menghin, Zur Urgeschichte des Venosterlandes, Mitteilungen d. Anthropol. Gesellschaft Wien, Bd. 41, 1911, S. 318. — Verf., Der heilige Baum von Rauders, Anz. d. phil.-hist. Kl. d. Ak. d. Wiss. Wien, Jg. 1943, Nr. 11—14.

Zu den Namen: A. Kübler, Die romanischen und deutschen Ortslichkeitsnamen des Kantons Graubünden, Samml. rom. Elementar- und Handbücher, III., Heidelberg 1926. — E. Battisti, I nomi locali dell'Alta Venosta, Dizionario toponomastico atesino, Florenz 1936 (die Erklärungen Battistis hier nur kritisch benützt, z. T. nicht akzeptiert). — Fritz Jedin, Land und Leute im Engadin und Oberwirtschgau des 14. Jahrhunderts, Gur 1922. — Zu den Personennamen vgl. auch das oben zitierte tirolische Familiennamenbuch des Verfassers.

Anschrift des Verfassers: Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck, Schöpfstraße 13.

Als Skiläufer in den Nauderer Bergen

Von Sigi Lechner

Als ich vor mehr als 25 Jahren zum erstenmal auf Skiern vom Wintschgau her nach dem Tiroler Pfarrdorf Nauders kam, lag der Ort noch tief im Dornröschenschlaf. Kein Wintergast war zu erblicken; nur etliche heimische Buben und Mädels rutschten auf primitiven, größtenteils selbstgefertigten Skiern, auf lärchenen Brettlm und Faschauben über die sich vom Postgasthof zum Weiler „Mühle“ hinabziehenden weißen Hügel und die Übungshänge beim Schloß Naudersberg. Einzelne Jäger oder Zöllner waren auf ihren Firschgängen bisweilen auf Skiern zu sehen. Mir gejielen das stille, schmutze Dorf, die so eigen geformten Berge, aber ich wußte noch nichts von den Möglichkeiten, die sich hier für den Skitouristen eröffnen. Auch spürte ich noch wenig von dem Zauber, den diese Gegend barg, dem ich später immer mehr versiel und der mich dann an dieses Berggebiet fesseln sollte. Jedoch — so kurz damals mein Aufenthalt in Nauders auch war — jenes Sehnen war geblieben, das wohl in jedem echten Bergsteiger bei der Entdeckung von Neuland erwacht, auch dann, wenn es nur für ihn Neuland ist.

Zwei Winter danach kam ich wieder in die Gegend, diesmal mit einigen Kameraden, die auf mein Zutaten ihren Ski-Urlaub dort verbringen wollten. Für mich galt es, Versäumtes nachzuholen. Denn obwohl ich wenige Jahre zuvor mit H. Kuntzler (Innsbruck) den Ötaler Skiführer bearbeitet und die meisten der darin enthaltenen Skirouten selbst befahren hatte, war ich bisher noch nicht nach Nauders, in die westlichen Vorberge der Ötaler, vorgestoßen. Inzwischen aber hatte ich mich über das Nauderer Berggebiet weitmöglichst unterrichtet und das einschlägige, damals freilich nur spärlich vorhandene Führer- und Kartenmaterial genauer studiert. Ich hatte unter anderem auch den im Jahre 1912 von Fr. Berger (München) verfaßten Münstertaler Skiführer eingesehen, den stärksten Eindruck aber gewann ich aus den — im „Jahrbuch“ 1922 enthaltenen — vorzüglichen Schilderungen von Dr. Alfons Kasseroler (Reutte), den ich wohl mit Recht als den eigentlichen Erschließer des sehr weitgestreckten Tourengebietes von Nauders bezeichnen darf. So war ich bereits vor unserer Ankunft in Nauders auch in theoretischer Hinsicht für die Touren gerüstet, die ich mit meinen drei Begleitern von dort aus unternehmen wollte.

Wir hatten vereinbart, uns vor allem mit den nächstgelegenen Westlichen Vorbergen der Ötaler Alpen zu befassen. Ötaler: ein Begriff, der wohl jedem Alpenwanderer vertraut ist. Wenn hier von Vorbergen gesprochen wird, darf nicht so leichtlin ein Vergleich mit anderen Gruppen von Vorbergen, wie wir sie am nördlichen und östlichen Alpenrand haben gezogen werden. Die Bezeichnung Vorberge ist für diese bis zu 3000 Meter Höhe hinaufreichenden Gipfel nur insofern berechtigt, weil sie dem zentralen Stod der Ötaler Alpen, zu denen sie geographisch gehören, vorgelagert, im Gegensatz zu ihm unvergletschert und im allgemeinen wesentlich niedriger als seine erhabenen Fels- und Firngipfel sind. Allerdings haben sie trotz ihrer Höhe in manchem auch den Charakter von Vorbergen; sie sind von einer Weichheit in ihrer Struktur und Form, wie wir sie ähnlich nur in wenigen Gebieten wie etwa in den Kitzbühler Alpen oder in jenem Bergland antreffen, das den Allgauer Hochalpen vorgelagert ist. Weitgedehnte Hänge und Halden, langgestreckte breite Rücken und Kämme, runde Gipfelfuppen, meist freies Gelände, nur an wenigen Stellen vom Fels überhöht und von spärlichen Waldstreifen unterbrochen, mit hochgelegenen Höfen und Almen, das sind die hervorstechendsten Kennzeichen des Gebietes. Berge, wie sie der Skiläufer liebt!

Die Lawinengefahr ist in den Westlichen Ötälern relativ gering, d. h., der Gebietskenner und Geländekundige wird dort bei normalen Schnee- und Wetterverhältnissen wohl stets in der Lage sein, die meisten Höhen und Gipfel auf einer sicheren Route zu erreichen. Die ganze Gegend besitzt ein ausgezeichnetes, vom Süden her stark beeinflusstes Klima. Föhn, Nebel und Regen sind hier seltene Gäste, und auch der kräftige Südwind, der zuweilen vom Reichen herüberstreicht, kommt an den Klanken und in den seitlichen Hochtälern unseres Gebirges kaum zur Geltung.

Gleich anfangs, bei meinen ersten Erkundungen von Rauders aus, fand ich bestätigt, was ich bisher durch Wort und Schrift über die Vorzüge des Gebietes erfahren hatte. Ja, noch mehr! Hier lag wahrhaftig ein Paradies für den Skitouristen, höchstwahrscheinlich ein bleibendes Paradies, denn vom Massenbesuch wird diese Gegend trotz ihrer Anziehungskraft wohl noch lange Zeit verschont bleiben. Auch bei einem sehr regen, stetig wachsenden Touristenverkehr würde sich bei der reichen Fülle an Tourenmöglichkeiten in diesem so freundlichen und schönen Gebirge der Besucherstrom derart verteilen, daß jeder einzelne bei seinem Wandern auf Skiern für sich allein sein könnte. Dem Dorfe Rauders, das mit seiner Höhe von fast 1400 Metern als Ausgangspunkt für Skitouren ungewöhnlich günstig und zudem zentral liegt, wäre solch reger Winterverkehr wohl zu gönnen.

Ja, unser Tourenstandort! Wir hatten ihn schnell lieb gewonnen, so lieb wie die Menschen, die darin hausen, und die Berge, die ihn umrahmen. Wie seine Umgebung so hat auch Rauders, das früher einmal Danuder hieß, so viel Eigentümliches, daß es dem Neuling dort nicht leichtfallen wird, in kurzer Zeit alle seine Besonderheiten kennenzulernen und seine Geheimnisse zu ergründen. Aber damit sich zu befassen, lohnt wohl für jeden, der sich diesem so versteckt im Herzen der Alpen gelegenen Ort nahen will, denn: Berg und Tal gehören zusammen, und einer, der kein Verständnis sowohl für das Merkwürdige, die Naturschönheiten wie für die Siedlungen der Gegend und die Leute, die dort wohnen, aufzubringen vermag und den Höhepunkt seiner skisportlichen Unternehmungen lediglich in Absfahrtsraserei erblickt, suche besser eine Gegend auf, wo er mittels zeitgemäßer Bergbahnen und Lifts bequem und schnell zur Höhe befördert wird und dann — vielleicht noch schneller — auf vielbefahrenen Risten zu Tal sausen kann.

Doch mir möge es der Leser nicht verargen, wenn ich hier im allgemeinen ein wenig über Rauders und seine Umgebung und im besonderen von meinen ersten dort ausgeführten Skifahrten plaudere, soll doch damit auch versucht werden, den Nichtkenner der Gegend in sie einzuführen und das für den Skitouristen Wesentliche hervorzuheben.

*

Schon die Zufahrt nach Rauders ist interessant und von großer landschaftlicher Schönheit. Trotz seiner Entlegenheit ist der Ort mühelos und verhältnismäßig rasch erreichbar. Von der Schnellzugstation Landeck (816 Meter) der Arlbergbahn bringt uns das Postauto in etwa zwei Fahrstunden durch den engen Taleinschnitt des Oberinntals ans Ziel.

Rauders hat eine ebenso schöne wie eigenartige Lage. Es wird von drei mächtigen, voneinander grundverschiedenen Gebirgsstöcken eingefast: von den unmittelbar beim Ort ansetzenden Gruppen der Ötaler Alpen im Osten, den Münstertaler Bergen im Südwesten und von der im Westen, jenseits des Inns gelegenen Samnaungruppe. Über urhaften Wäldern erhebt sich als markantes Merkmal des Ortes die mächtige Felspyramide des Piz Lat, der erste Berg in der stolzen Reihe der zu den Münstertaler Alpen gehörigen sogenannten „Engadiner Dolomiten“. Über die Norberthöhe schauen die formschönen höchsten Gipfel des schweizerischen Samnaun herüber, und im Südosten schließt die noch zu den „Ötälern“ gehörige felsbewehrte kleine Klopatergruppe, über deren wildzerrißene Grate die österreichisch-italienische Grenze verläuft, das malerische Landschaftsbild ab. Oberhalb der Pfarrkirche, bei der Wegteilung am „Ortlerblick“ ist über der Reschenfurche der hohe Gipfel des Ortlers mit seinem oberen Gletscherplateau meist deutlich zu sehen.

Die Straße, die uns aus dem Innthal heraufgeführt, gabelt sich bei Naubers. Die eine führt geradeaus, südlich weiter, an der Fraktion Fuhrmannsloch vorbei, über die italienische Grenze zur Pashöhe des Reschenpasses (1510 Meter), der Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meer, dann zu dem am Reschensee gelegenen großen Dorf Reschen, in dessen Nähe die Gtsch entspringt. Die andere Straße leitet über die Norberthöhe in zahlreichen Windungen hinab zur Innbrücke und zu der schweizerischen Siedlung Martinsbruck, der Pforte ins Engadin.

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß Naubers nicht nur den wertvollen Hauptstützpunkt für Touren in die westlichen Ötztaler Berge bildet, sondern infolge seiner vortrefflichen Lage auch als Ausgangsort für verschiedene andere Stgebiete in Betracht kommt, besonders für die zu den Münstertaler Alpen gehörige Eferstiz-, Dschanna- und Sesvenna-Gruppe sowie für die nächstgelegenen Reviere der Samnaun-Alpen und die nach dem Engadin — etwa auf der Strecke zwischen Kemüs und Fetan — abfallenden Regionen der schweizerischen Silvretta. Auch größere skitouristische Unternehmungen im Bereich des Engadins und Etschtales — wie Fahrten im Gebiet der Mibula-Berge, der Weißfugel und des Ortlers — sind von Naubers aus durchführbar. Von hier aus die gesamten Ötztaler Alpen zu durchqueren, ist für erfahrene Skibergsteiger eine über alle Maßen lohnende hochalpine Unternehmung.

*

Um zu trainieren und uns über das engere Ausflugsgebiet zu orientieren, vor allem aber, um einen guten Einblick in unsere Vorberge zu gewinnen und sie im ganzen zu übersehen, suchten wir zunächst die den Ötztaler Alpen gegenüberliegende Bergseite auf.

Von der Norberthöhe und der Schöpfwarte — einem von der Sektion Hohenzollern erbauten Denkmal — schauten wir 500 Meter fast senkrecht unter uns in die schauerliche Tiefe der Inn Schlucht, der engsten Strecke des gesamten Innlaufer und in das untere Engadin. Darüber der sonderbare Grat des Piz Mondin mit seinen abschreckenden Teufelszacken, daneben der höchste Berg des Samnaun, der 3298 Meter hohe, keilförmige Mutfler, und als letzte Erhebung der Samnaun-Gruppe, weit gegen Süden vorgehoben, der 2832 Meter hohe Piz Arina, wenig bekannt und selten aufgesucht, doch mit seinen weiten weißen Flächen ein Skiberg, den ich später einmal als den idealsten des Unterengadins bezeichnet habe.

Wir bestiegen den Kleinen Mußkopf (1813 Meter), besuchten die waldbumschlossenen, fest zugestroteten und tief verschneiten Hochseen Lai Mair und Lai Verb — Schwarzsee (1725 Meter), und Grünsee (1840 Meter) — und zuletzt noch den Großen Mußkopf (1999 Meter), die höchste der aus den Mußwiesen aufragenden Erhebungen. Mußwiesen und Mußköpfe haben ihre Namen von den Bären, die von den Engadinerinnen Muße genannt werden und sich in dieser urhaften Gegend noch vor nicht allzu langer Zeit wohl gerne herumgetrieben haben. Die Mußköpfe boten uns eine instruktive Sicht auf die prächtig in zartes Weiß gehüllten Ötztaler Vorberge, besonders auf den Tschengamm.

Bei der Rückfahrt kamen wir zum Tiefhof (1577 Meter). Nach längerem Aufenthalt in der warmen, heimgelichten Stube querten wir hinüber zu dem seit ich unterhalb stehenden Hof von Riatsch (1530 Meter), von dem aus die oben sanftgeneigten, dann mäßig steilen Riatschalben zu Tal leiten. Diese Berghöfe, die Naubers umstehen, gehören zu den angenehmen Besonderheiten der Gegend. Stables, Novelles, Tief und Riatsch; Tenderes, Guferes, Parditsch und Kompatsch — in einer Höhe von 1500 bis 1800 Meter gelegen — sind vom Dorf aus in etwa 1 Stunde zu erreichen, teilweise oder ganz bewirtschaftet, und bieten dem Spaziergänger behagliches Verweilen. Sie bereichern die in Naubers gegebene Möglichkeit zu zahlreichen höchst abwechslungsreichen Ausflügen.

Zu erwähnen wäre hier noch der bis zu 2000 Meter hohe, über den Mußköpfen sich erhebende und dem Piz Lat vorgelagerte breite Höhenrücken, Gravelade genannt, bei dem die drei Landesgrenzen von Italien, Österreich und der Schweiz zusammenlaufen.

Ihn in Verbindung mit der Fahrt über die Mußköpfe zu besteigen, haben wir an jenem Tage versäumt. Und die nicht leichte, doch interessante Winterbergfahrt auf den 2817 Meter hohen — bereits auf Schweizer Gebiet gelegenen — Piz Lat mußte damals leider unterbleiben, weil wir uns ja in der knapp befristeten Zeit von zehn freien Tagen auf die jenseits des Tales gelegenen Öptaler Vorberge beschränkten. Doch diese und andere damals versäumten Touren im Umkreis von Nauders habe ich dann im Laufe der folgenden Jahre ausgeführt, und zwar nicht nur einmal!

Zur Rauberer Skihütte, 1910 Meter, und ins Tal von Pieng

Beschwingt wie kaum je zuvor bei meinen Skifahren und Touren, voll Vorfreude und Spannung, brach ich mit meinen Kameraden von Nauders auf, um das lockende Skidorado des Pieng zu durchforschen. Wir beabsichtigten, für einige Tage die Rauberer Skihütte als Standquartier zu beziehen und hatten uns vorsorglich mit Proviant reichlich versehen. Die vor kurzem angebrochene Schönwetterperiode versprach — wenigstens vorläufig — beständig zu bleiben, und auch die Schneelage war recht befriedigend.

Wir wußten, daß es verschiedene Möglichkeiten gab, um ins Ursangsbachtal und zur Hütte zu gelangen; unferer schweren Rudjäck wegen wählten wir den kürzesten Weg, verließen die nach Reschen führende Straße bei der Höhe oberhalb des Schlosses, und steuerten, über das freie Gelände sanft ansteigend, dem Ursangsbachtal, das höher oben Piengtal heißt, zu. Wir hielten uns meist an den Sommerweg oder ungefähr in seiner Richtung und kamen so zum Heiligen Baumboden, von dem uns gesagt worden war, daß die Rauberer Frauen dorthin beten gehen, damit sie Buben bekommen. Unterhalb einer kleinen Felswand führte der Weg in den Talgrund. Darnach umfing uns für eine kurze Strecke von beiden Seiten der Wald. Wir folgten einer alten Skispur, die bald rechts abbog, über freie Wiesen hinauf, an etlichen Stadeln vorüber, zur Waldbrücke (1791 Meter), bei der das eigentliche Reich des Tales von Pieng beginnt. Vor uns, zwischen den Bäumen, erblickten wir das erstrebte Standquartier. Wir querten noch einen Hang aufwärts, dann hinüber zur Einmündung des Waldaßurtälchens und stiegen zu der am Südweststriden des Ischenetts stehenden Hütte hinauf. Die vom Österreichischen Gebirgsverein erbaute und vom Skiklub Nauders verwaltete Berghütte (heute Eigentum der Sektion Bremen) war erst vor kurzem fertiggestellt worden; sie war gut ausgestattet, bot Lager für etwa 16 Personen und barg alles, was Touristen benötigen, und sich in solch einfachem Skiläuferheim bei einem mehrtägigen Aufenthalt wohl zu fühlen. Schnell hatten wir den Tee bereitet und uns häuslich eingerichtet. Durch das offene Fenster schien die pralle Märzsonne herein und lockte uns bald wieder hinaus ins Freie.

Beschaulich genossen wir vor der Hütte die Sonne und den Prachtblick auf Piz Lat und Piz Arina und bummelten im Laufe des Nachmittags auf Skiern ohne bestimmtes Ziel durch die Gegend. Gegenüber der vorerwähnten Einmündung des Waldaßurtälchens fanden wir eine waldfiankierte kleine Talmulde, die wir etwa 100 Meter hinaufstiegen. So stießen wir auf die versteckt am Rande eines ausgezeichneten Skigeländes gelegene Pienger Alphütte (1990 Meter), deren reizvolle Umgebung uns lange in ihrem Bann hielt. Eine breite, sanftgeneigte und zu beiden Seiten von stämmigen Lärchen bestandene Mulde reicht weit gegen das sogenannte Gaisloch hinauf und hat dort oben, nur von einem steileren Hang unterbrochen, in einer noch breiteren Mulde ihre natürliche Fortsetzung. Darüber thront das 2791 Meter hohe Ganderbild (Piengerkopf), ein schöner, auch als Aussichtswarte bemerkenswerter Berg. Oberhalb der Waldgrenze nach rechts, also ungefähr südwestlich zu tend, würde das Ganderbildtal und somit das verlockende Gebiet der Goldseen zu erreichen sein, und wir nahmen uns vor, es möglichst bald aufzusuchen. Wenn ich mich recht erinnere, sprachen wir schon damals auch davon, daß hier bei der Alphütte oder etwas höher ein hervorragend geeigneter Platz für den Bau einer größeren Berghütte gegeben wäre. Doch bei unseren folgenden und meinen späteren Touren in den Rauberer Bergen fanden sich noch viele derartige, für einen Hüttenbau besonders geeignete Plätze.

Erst beim Abenddämmern verließen wir das uns rasch vertraut gewordene Umgegend und fuhren, nachdem wir zwischen Buschwerk und Bäumen ins Piengtal hinübergequert hatten, durch dasselbe zur Hütte zurück.

Wölfeleskopf, auch Salehjochberg (2897 Meter), Schaffkopf, auch Große Pienger Spitze (3000 Meter)

Die Sonne schien auf das Schneedach der Hütte. Mangemäß hätten wir längst unterwegs sein sollen, aber auch Auschlafen gehört zum Urlaub. Gemächlich glitten wir durch das langgestreckte, überaus freundliche Hochgebirgstal von Pieng in gleichmäßiger Steigung aufwärts. Nachdem wir die letzten Bäume und Hüttchen hinter uns und den oberen Talgrund erreicht hatten, wandten wir uns nach links und überstiegen eine steilere Stufe in Richtung zur Großen Pienger Spitze, worauf wir nach rechts schwenkten und unterhalb des Wölfeleskopfes in die vom Salehjoch herabstreichende Mulde querten. Durch sie stiegen wir — mit der nötigen Vorsicht, denn hier war unter Umständen Schneebrettgefahr — in kurzen Kehren, zuletzt zu Fuß, auf den 2801 Meter hohen, südwestlich des Gipfels befindlichen Sattel (Salehjoch), bei dem wir die Ski deponierten. Dann stapften wir über den felsigen, ziemlich abgewetzten Stamm hinauf zu der mit einem Vermessungszeichen versehenen Spitze des über dem Talschluß dominierenden Wölfeleskopfes, der auch einfacher Salehjochberg genannt werden kann. Oben blieben wir wie gebannt stehen. Vor uns in der Runde, entfaltet in majestätischer Pracht, lagen Ötztal und Ortler-Alpen. Ich blickte lange zu den weiten silberblanken Firnflächen hinüber. Das leise Geräusch einiger kurz aufflatternder Schneehühner riß mich aus meiner Verfunkenheit.

Nach kurzer Rast schritten wir hinab zu dem nächstgelegenen unbenannten Sattel, der bei sicherem Schnee auch direkt aus dem oberen Piengtal mit Ski erreichbar wäre. Wir verfolgten weiterhin den felsigen Grat, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, bis hinauf zum Schaffkopf, der als höchster Gipfel des engeren Rauderer Berggebietes seinen Namen mit großer Würde trägt, aber es wohl vorzöge, als Pienger Spitze bezeichnet zu werden. Es gibt hier erstaunlich viele Köpfe, oder deutlicher gesagt, Gipfel, deren Name mit der Silbe Kopf endigt.

Die Große Pienger Spitze bildet den Endpunkt des etwa 10 Kilometer langen Stammes, der am St. Ulrichskopf ob dem Annatal beginnt und das untere Kadurjschtal (auch Pfunderser- oder St. Ulrichstal genannt) sowie das von ihm abzweigende Rauderer Tschenthal westlich begrenzt. Da saßen wir nun bei fast völliger Windstille hier oben neben dem Vermessungszeichen einige Stunden, hatten vor uns die Karte ausgebreitet und staunten immer wieder von neuem über die Sicht. Bereits am Salehjoch und auf dem Salehjochberg waren wir von der Aussicht begeistert gewesen, aber hier war sie noch großartiger.

Beim Abstieg über den Grat bedauerten wir, die Ski so weit entfernt zurückgelassen zu haben, denn nun hätten wir vom nächsten Sattel gleich ins Pieng abfahren können; statt dessen mußten wir ein zweites Mal den Wölfeleskopf besteigen. Doch dann wurden wir für die Mühe hinreichend entschädigt; die lange, hindernislose Talfahrt vom Salehjoch bis zur Rauderer Skihütte war über alle Maßen schön, und gewiß wären wir am selben Tage nochmals zu diesem Hoch hinauf, wenn die Möglichkeit bestanden hätte, die Abfahrt noch bei Tageslicht durchzuführen zu können.

Bevor ich mich zur Ruhe begab, trat ich nochmals vor die Hütte und blieb so lange draußen, bis der Biz Arina in der Ferne verblich und die Umrisse des Biz Lat sich verwichen.

Tscheneegg (2663 Meter), Gneiserkopf (2745 Meter)

Am anderen Tage spurten wir über die mäßig steilen Halben des breiten Südwestrüdens, auf dem die Skihütte steht, empor. Wir strebten dem Tscheneegg, einer edartig gegen das Pienger Tal vorspringenden und dem Schaffkopf (auch Tschekopf, 2678 Meter) vorgelagerten Erhebung, zu. Das Anlegen einer ideal gezogenen Aufstiegs spur

war hier kein besonderes Problem, blieben wir doch ständig am gleichen Rücken, bis der Gipfel erreicht war. Jedoch — ob einfach oder kompliziert, leicht oder schwierig — für uns Bergsteiger ist dies Emporgleiten aus der Tiefe zur Höhe immer etwas Beglückendes; liebevoll ziehen und betrachten Alleingehender oder Führende und mit ihnen die Gefährten ihre Spur, wie sie sich dem Gelände anschmiegt, dem Gefälle anpaßt, gegebenenfalls der Gefahr ausweicht und in großen oder kleinen Schleifen hinan zum angestrebten Ziel führt. Ich weiß nicht, wie andere darüber denken, aber für mich ist eine Abfahrt ohne vorausgegangenen Aufstieg nur eine halbe Sache.

Heiß brannte die Sonne auf uns nieder, als wir nach längerer Pause, die wir hauptsächlich zu unserer Orientierung nutzten, zu dem markanten breiten Sattel des Tscheyjochs (2601 Meter) abfuhrten und von dort über den leicht verwächtenen Kamm den nahen Gurrerkopf erstiegen. Auf seiner ausichtsreichen Kuppe hielten wir eine ergiebige Mittagstrast.

▼ Hier im Tscheyntamm, wo Gipfel an Gipfel stand, gab es mannigfache Besteigungs- und Abfahrtsmöglichkeiten, vor allem viele schöne Kammsfahrten. Besonders verlockend schien mir der ungefähr nördlich des Gurrerkopfes gelegene 2810 Meter hohe Scharleskopf (auch Scharlspitze), die bedeutendste Erhebung im Kamm zwischen Schmalzkopf und Schaffkopf. Der Besuch des Gamörkopfes (auch Ochsenkopf, 2769 Meter) und die — allerdings nicht immer lawinensichere — Fahrt durchs Walrital nach Rauders ließe sich damit verbinden. Auch der lange, vom Gurrerkopf südöstlich und südlich zur Kleinen Piengerspize (Kleiner Schaffkopf, 2742 Meter), leitende Grat wäre gut mit Ski befahrbar und zur Fortsetzung unserer bisherigen Kammsfahrt besonders geeignet. Aber, wie es sich dann herausstellte, litt der jüngste meiner Begleiter, trotz gebrauchter Schutzmittel, heftig unter Sonnenbrand, und die anderen meinten, wir hätten für heute genug getan. So machten wir uns bereits am frühen Nachmittag an die Rückfahrt.

Wundervoll mußte die Fahrt durch die schneereiche Tscheyjochmulde sein, aber nun glitten wir doch eine Strecke von etwa 10 Minuten über den besagten Grat, dann über die freien Westhänge und die weiten firmigen Flächen der Pienger Alpe herab zu den unteren, mit zahlreichen Hütchen besetzten Böden, schließlich oberhalb des Lärchensaumes hinüber zur Skihütte. Die Rundtour war gut geglückt, die Abfahrt war herrlich gewesen, und obgleich wir sie öfter unterbrochen hatten, um an geeigneten Stellen zu fotografieren, kamen wir so frühzeitig in unser Quartier, daß uns der Tag fast zu lang wurde. Doch dies gab den Anlaß, daß die Kameraden auf mein Zureden sich bereit erklärten, früher als sonst ihr Lager aufzuzuchen, was mir sehr gelegen kam, denn ich wollte sie vor dem Morgengrauen wecken, um mit ihnen zu einer größeren Tour starten und die ärgste Hitze während des Aufstiegs vermeiden zu können. Bevor ich mich selbst zur Ruhe begab, hatte ich nochmals die Karte studiert und mich zum Besuch der Goldseen und der Mataunköpfe entschlossen: meine Gefährten würden mit meinem Vorhaben einverstanden sein, das wußte ich.

Zu den Goldseen im Ganderbildtal, 2555 und 2587 Meter Mataunkopf, Westgipfel 2890 Meter, Ostgipfel 2895 Meter

Noch im Dunkel, beim geisterhaften Licht unserer Taschenlampen, folgten wir unseren alten Spuren, die zur Pienger Alpehütte und durch die Mulde emporführten, bald aber bogen wir nach rechts ab, zwischen Lärchen hinüber ins nächste Tälchen. Wir querten weiter in südwestlicher Richtung, immer möglichst oberhalb des Waldbrandes, bis wir das Goldseetälchen erreichten, dort ungefähr, wo es sich verflacht und der Wald, der es nach unten zu von beiden Seiten einschließt, sich lichtet.

Bei Tagesanbruch verlieh die schimmernde Dämmerung dem ausgedehnten weißen Gelände märchenhaften Zauber, aber es war empfindlich kalt; die wärmende Sonne, die später kam, tat uns wohl. Sie erfüllte mich mit einer Wärme, der ich mich widerstandslos überließ. Nun spürten wir in südöstlicher Richtung sachte bergan. Die Talmulde verbreiterte

sich, mit schönen Urven bestandene Rücken flankieren sie, vor uns ragt das wilde Felsgerüst der Bergkastelspitze auf.

Meine Begleiter waren verblüfft, als ich plötzlich scharf nach rechts abschwenkte. Bevor wir weiter durch die Mulde anstiegen, wollte ich die drei noch ins Gebiet der Bergkastelalpe führen, zu dem Hochboden, der unsere Blicke bereits von Nauders aus magisch angezogen hatte. So machten wir durch westliches Queren zunächst einen Abstecher zu der lichtbewaldeten, gleichmäßig abgerundeten Kuppe des Klasingerköpfle (2180 Meter), dann weiter hinüber zu den unteren Böden der Bergkastelalpe (etwa 2200 Meter; die Alphütte liegt 140 Meter tiefer). In großen Schleifen spurten wir über den vom Felsfuß der Bergkastelspitze herabziehenden Alprücken empor. Der ebenmäßig gewölbte, anfangs mit Urven bestandene, dann baumfreie Hochboden war wie eine riesige Bühne; die prächtigen, in größerem, fast gleichem Abstand voneinander entfernt stehenden Bäume und höher oben die kleinen felsigen Kuppen, die aus dem Schnee ragten, waren Kulissen, von genialer Meisterhand unter das blaue Himmelsdach gestellt. Dort droben, in einer Höhe von etwa 2400 Metern, hielten wir an diesem Tage die erste längere Rast. Schweigsam, aber fröhlichen Herzens nahmen wir einen kleinen Imbiß und waren im übrigen ganz im Schauen versunken. Später drangen wir auf dem nun steileren Rücken noch bis zu den Felsen des scharfen Nordwestgates der im Winter nur schwierig zu erklimmenden Bergkastelspitze vor. Hier stand ein Vermessungszeichen; unweit davon mußte die Grenze verlaufen. Wir lösten die Steigfelle von den Stiern und machten uns an die Abfahrt. Nur eine kurze Strecke fuhrten wir auf Windharisch, dann zischten wir in Schwüngen und im Schuß über das weite Plateau durch den salzartigen Schnee und waren nur allzubald wieder im Goldseetal angelangt.

Der weitere Aufstieg durch das Tal, das immer mehr Hochgebirgscharakter annahm, gestaltete sich recht abwechslungsreich. Noch standen hier und dort einzelne gekrümmte Zirben, dann wurde im Hintergrund die felsige Goldseespitze (2890 Meter) sichtbar, wir kamen an etlichen erraticen Blöcken vorbei, und alsbald galt es, die steile Talstufe zu überwinden, die den Zugang ins geheimnisvolle Reich der Seen uns zu verwehren schien. Wir stiegen im Zickzack einen schmalen Rücken, dann mit entsprechender Vorsicht — einzeln — einen steileren Hang hinauf und strebten dem in der Falllinie der Bergkastelspitze gelegenen Kessel zu, der den Großen Goldsee birgt. Von hier führt ein Rücken hinan zu der breiten oberen Karnmulde, die den Kleinen Goldsee einfaßt. Von beiden Seen war natürlich nichts zu erblicken; wohl meinten wir ihre Konturen zu erkennen, doch das mochte Täuschung sein, denn tiefer Schnee deckte die Eisflächen wie die großen Mulden, in denen sie lagen.

Die ungeheure Stille und Einsamkeit in diesem so eigenartigen, verlassenem Gebirgswinkel vermochte es, auch meine sonst stets zu heiteren Scherzen aufgelegten drei Begleiter ernst und nachdenklich zu stimmen. Nun erst sprach ich zu ihnen von meinem Plan, noch den von den Nauderern als idealem Skiberg gepriesenen Mataunkopf besteigen zu wollen. Meine Bedenken, die ich wegen der hier oben vielleicht drohenden Lawinengefahr gehabt hatte, waren verflogen. Die Schneeschichten schienen gut verbunden; infolge des anhaltenden Schönwetters hatte sich der Schnee genügend gesetzt; an den schattseitigen Hängen war immer noch staubender Pulverschnee, auf dem der Frühjahrs Sonne ausgefakten Gelände aber ein Firnschnee anzutreffen, der in diesen Höhen meist angenehm fest, nicht weich und auch nicht zu hart war. So mochten wir diese von den Goldseen aus bisher nur selten ausgeführte Hochfahrt getrost wagen.

Nach längerem Verweilen an diesem weltabgeschiedenen Platz, der uns in eine fast feierliche Stimmung versetzt hatte, steuerten wir also durch das Kar in östlicher Richtung auf die Mataunkspitze, dann auf das zwischen ihr und der felsigen Goldseespitze befindliche Goldseejoch zu. Ich spurte jeweils eine längere Strecke allein voraus, während die anderen an einer sicheren Stelle warteten und dann einzeln nachkamen. Längs der Jochmulde stieg ich in kurzen Schritten so hoch hinauf, daß ich dann in einem einzigen

der ebenso sauberen wie behaglichen Stube Platz genommen hatten, wurde uns ein köstliches und reichliches Frühstück serviert. Von den aufgeschlossenen, fröhlichen Leuten erfuhren wir so manches aus der Gegend, daß sich der alte Hof seit mehr als 200 Jahren im Besitz der Familie befindet und daß im Sommer hier wie auch drüben bei dem noch höher gelegenen Stableshof Getreide und anderes angebaut wird, was kaum anderswo am Berg in solcher Höhe gedeiht. Während wir so plauderten und heißen Bohnenkaffee schlürften, drehte sich, von der Frau getreten, unaufhörlich das Spinnrad; der Mann, der seine Holzarbeit unterbrochen und hereingekommen war, rauchte sein kurzes Pässeirerpfeiferl; sauber gekleidete Kinder saßen sitzsam auf der Ofenbank und guckten uns neugierig, doch nicht aufdringlich an. Die größeren Kinder seien drunten in der Dorfschule, wurde uns gesagt; mit Skiern oder Schlitten machten sie bei jedem Wetter fast täglich den oft beschwerlichen Weg. Wir fühlten uns um hundert Jahre zurückversetzt, die Zeit schien hier oben stillzustehen. So natürlich und heiter sich gebende und dabei doch ernsthafte Menschen in der Einsamkeit des Gebirges — kann einer, der Seelenfrieden sucht, etwas Besseres finden? Ich werde mich dieses Berghofes, den ich später noch oft und immer gerne aufgesucht habe, stets als eines Ortes stiller Einkehr und Besinnlichkeit erinnern.

Gegenüber diesem bleibenden Eindruck ist die Erinnerung an die Fortsetzung unserer Tour zum Teil verblaßt. Ich entsinne mich, daß wir noch kurz den 1833 Meter hoch gelegenen Stableshof aufsuchten, dann über die sonnigen Halden und durch lichten Wald einem breiten fast völlig abgewehrten und teils steinigen Rücken zustrebten, auf dem wir mühsam die Höhe des Ebenkopfes (2609 Meter) erreichten.

Wir rasteten kurz. Die Sonne, die während des Aufstieges heiß auf uns niederbrannte, war plötzlich hinter eine Wollenbank gesunken, der Himmel hatte sich verdunkelt, Windböen segten von Westen heran. Sogar in dieser Stimmung verlor die helle Schneelandschaft nichts von ihrem Zauber. Ganz nahe, hoch über dem Inn, kreiste ein Adlerpaar in der Luft und verschwand dann in der Richtung des Samnauntales.

Wir verfolgten nordöstlich den leicht befahrbaren Stamm und bestiegen noch die aussichtsreiche Kuppe des Baldafurnerkopfes, kehrten dann aber rasch wieder zur „Ebene“ zurück. Inzwischen war das Gewölk, so rasch wie es gekommen, vorbeigezogen, nur die Windstöße hielten an.

Die Fahrt über den hindernisfreien, in langem Bogen sanft absinkenden Stamm gestaltete sich trotz Windharsch besser als wir vermutet hatten, ein kurzes Steilstück erforderte Aufmerksamkeit, dann aber ging es flott in dem nun weichen und tiefen Schnee durch den oberen Waldstreifen, über die „Novellesböden“ und auf dem ausgezeichneten Skigelände von Stables in Bögen und Schwüngen direkt hinunter zum Schloß Maudersberg.

Noch blieb der Himmel klar, doch als wir dann gegen Abend nochmals auf Skiern sahte über die Hänge der Norberthöhe glitten, krochen dicke Nebelschwaden aus dem Engadin herauf, und über dem Piz Mondin stieg eine Wolke empor, die sich rasch vergrößerte. In derselben Nacht schneite es zum erstenmal während unseres Hieraufens.

Sadererjochberg, auch Suntiqiwaidshrofen, 2522 Meter, und Schmalzkopf, 2726 Meter

Beim ersten Morgengrauen lugte ich durchs Fenster. Dächer, Bäume und Wege waren mit Neuschnee bedeckt; der Himmel war noch von einer dünnen Wolfenschicht überzogen, doch das Schneien hatte aufgehört. Die Luft war kalt. Ich überlegte, sah nach meinem Höhenbarometer. Es zeigte ein Tief an, doch vielleicht würde das Wetter heute halten, ein jäher Wetterumschwung war tagsüber kaum zu befürchten; jedenfalls konnten wir versuchen, ein nicht allzumeit entferntes Ziel zu erreichen. Ich wedte die Gefährten: „Auf, zum Schmalzkopf!“ ... Diesen als schönsten Skiberg des Mauderer Gebietes bezeichneten, weit nördlich gegen das Innthal vorgeschobenen, Gipfel durften wir nicht auslassen.

Der Name des Berges ist gar nicht so übel, er malt uns eine paradiesische Gegend vor, erinnert an Butter und Schmalz, läßt grüne, saftige Matten vor unserem geistigen Auge erstehen, und tatsächlich habe ich selbst, als ich später einmal an einem schönen Sommer-

morgen auf seinem grasigen Gipfel stand, dort oben Kühe weiden sehen. Doch wäre ihm ebenso wie dem Schafkopf ein anderer, ihm mehr zur Ehre gereichender Name zu gönnen.

Mit solchen und ähnlichen anderen theoretischen Erörterungen hielten wir uns nun beim Frühstück nicht allzulange auf, legten die Felle auf die Ester und begannen gleich in der Dorfgasse mit dem Spuren. Wie am vorigen Tag folgten wir dem über die Waltrübachtalründe führenden Weg bis zu einem Kreuz, dann querten wir links an den letzten Häusern vorbei zu freien Feldern, über die wir schräg hinauf zu einem zweiten Wegkreuz und einer Bank kamen. Hier mußte ich einige Minuten verweilen, gefesselt von der Schönheit, die sich meinen Augen darbot. Die Wolkendecke hatte sich beträchtlich aufgelockert, vereinzelt brachen Sonnenstrahlen durch und schufen eine seltsame Beleuchtung. Über den weiten, weißglitzernden Gefilden und Wäldern thronten Piz Lat und Ortler in ihrem schönsten Prunigewand und wie aus der Spielzeugschachtel hingestellt und leicht überzudert — lag unter uns Raubers und jenseits des Juntales auf hoher Terrasse das engadinische Bergdörfchen Schleinä.

Längs des Sommerweges überquerten wir ein Bachtal und kamen an einer hübschen Lärchengruppe vorbei zu einer den Skiläufer einladenden Mulde. Bald nachher standen wir vor dem Partitschhof (1653 Meter), bei der süßvollen Antonius-Kapelle, und bewunderten von neuem die herrlich weite Sicht auf Ortler- und Gferispiz-, Mattler- und Mondinggruppe sowie auf die „Engadiner Dolomiten“. Auch dieses große, auf offenem Gelände gelegene Berggehöft ist ständig bewirtschaftet und gehört seit vielen hundert Jahren derselben Familie.

Nun folgten wir im wesentlichen dem Almweg, der uns durch den verschneiten Partitschwald hinauf ins freie Gelände und zu der 1975 Meter hoch gelegenen Laubauneralmhütte brachte. Die Sonne war beim Anstieg angenehm gewesen, aber nicht so wärmend, daß es uns hier nach einer längeren Rast gelüftet hätte. Doch als wir die Hütte offen und mit Brennholz versehen vorfanden, entfachten wir ein kleines Feuer und wärmten uns etwas Tee.

Wir überstiegen kleine Hügel mit zierlichen Kaulkreisgebilden, überquerten einen Graben und spurten dann durch den hier ziemlich tiefen Neuschnee in dem zwischen dem Gaizpleiskopfe und dem Sadererjochberg herabziehenden Tälchen bis auf etwa 2400 Meter empor. Dort zog ich eine Schleife und hielt über das gute Gelände der „Sonntagsweide“ schräg hinauf zu den schönen Skiflächen des langgestreckten Kammes, dessen höchste vor dem Sadererjoch befindliche Erhebung sinngemäß als Sadererjochberg zu bezeichnen wäre, auf den älteren Karten jedoch irrtümlich mit dem Namen „Suntawa“ vermerkt ist (neue Alpenvereinskarte „Sunntigwaldschrofen“).

Vom Sadererjoch aus die mäßig geneigte Gipfelhalde in Drehen ersteigend, gelangten wir ohne besondere Mühe auf die breite Kuppe des Schmalzkopfes. Um diese Zeit entstand ein Dunst hinter den Höhen im Südwesten, im hintersten Winkel des unteren Engadins. Wie ein zarter Schleier stieg er über die höheren Berge, und dann löschte er sie allmählich aus; von allen Seiten drang dichter Nebel zu uns empor. Just an dem Tage, da ich ihn zum erstenmal bestiegen, zeigte sich der Berg nicht von seiner freundlichsten Seite.

Ohne lange zu zögern, fuhren wir zum Joch ab. Durch die von hier zu den oberen Almböden hinabziehende Mulde abzufahren, mußte ein Vergnügen sein, doch ich sah die tief abfallenden steilen Westhängen des Schmalzkopfes, denen wir nicht zu nahe kommen durften, denn hier drohte bei dieser ungünstigen Schneebeschaffenheit und Wetterlage Lawinengefahr. Kurz entschlossen stapften wir zur Kammhöhe des Sadererjochberges zurück und fuhren im diffusen Licht des uns nun umwallenden Nebelschleiers durch den mittlerweile teils verharzten, teils stumpf gewordenen Schnee längs unserer Aufstiegs spur zur Laubauneralm ab. Ohne Aufenthalt glitten wir weiter, uns an den Almweg haltend, die freien Geländestreifen benutzend, zuletzt auf den Alpwiesen nach Partitsch.

Wieder war ein schöner Skitag zu Ende; trotz der widrigen Schneeverhältnisse und des Schlechtwettereinbruchs war auch diese Fahrt herrlich gewesen. Doch sie sollte für dieses

Jahr unsere letzte hier sein. Noch am selben Abend begann es auch im Dorfe zu stürmen und heftig zu schneien.

Wie gerne wäre ich mit meinen Gefährten nochmals losgezogen, vielleicht über das Tschenjoch hinüber nach dem entlegenen Grenzgebiet des hinteren Rauderer Tschentales, zur Rauderer Hennefiglspitze (auch „Matscher Winkel-Spize“, 3045 Meter), und auch der höchste Berg der weiteren Rauderer Umgebung, der 3355 Meter hohe Glockturm, stand seit langem auf meiner Wunschliste. Vorsorglich hatte ich mir bereits den Schlüssel zu den Winterräumen des im oberen Radurschtal, 2128 Meter hoch gelegenen Hohenzollernhauses beschafft, um diesen, besonders für winterliche Unternehmungen höchst wertvollen Stützpunkt, zumindest im Notfall, benutzen zu können. Doch, was half es, wir mußten nun auf die Ausführung weiterer Pläne verzichten, der Urlaub ging zu Ende, das Wintermärchen war aus. Aber die von Herzen kommende Freundlichkeit unserer Wirtsleute, die ebenso amüsanten wie aufschlußreichen Gespräche mit den originellen, stets heiteren Dorfbewohnern, vor allem jedoch das Bewußtsein, eine Reihe wirklich schöner, durch nichts getrübler Skifahrten in diesen wundervollen Bergen gemacht und dabei viel Neues und Bezauberndes geschaut und erlebt zu haben, half uns über die zwei letzten tatenlosen Tage und den Abschied hinweg.

*

Im Rahmen dieses Aufsatzes konnten nur die hervorstechendsten Skiberge und einige der besonders bemerkenswerten Skirouten gestreift werden. Der seit 1931 vorliegende Rauderer Skiführer, speziell aber die dem „Jahrbuch“ 1954 beigelegte neue Karte 1 : 25 000 der Rauderer Berge wird jedem, der in sie eindringen will, eine nicht zu unterschätzende Hilfe sein.

Die besondere Bedeutung dieser Berge ist, ihrer Eigenart entsprechend, auf dem Gebiet der Skitouristik gelegen. Doch auch in den schneelosen Monaten bieten sie seltene Genüsse, mannigfache Schönheiten und viel Interessantes dem, der sie mit offenen Augen durchwandert. Wer wie ich jene Berge kennt, wird mir beipflichten, wenn ich sage, daß sie im Sommer wie im Winter gleich liebenswert sind.

Wohl kam in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen allmählich mehr Leben auch in diese damals fast noch unberührte Gebirgsgegend. In Rauders entstand eine gutbesuchte Skischule, die in ihrem Lehrplan den größten Wert auf die skitechnische und skitouristische Ausbildung von Bergsteigern sowie auf die Veranstaltung von Tourenfahrten legte.

Die vorstehenden einfachen Schilderungen aus meiner Erinnerung an einzelne, vor reichlich langer Zeit durchgeführte Skifahrten können bei weitem nicht alle Eindrücke widerspiegeln, die mir damals diese Berge gegeben; ich sehe aber den tieferen Sinn solcher Schilderungen in dem Bemühen, der Jugend jene Wege zu weisen, die wir alten Bergsteiger einst gegangen sind, mehr noch darin, ihr verständlich zu machen, wie wir sie begangen haben. In Erinnerungen schwelgen zu können, darf uns Älteren Glück und Trost sein; sie anderen zu vermitteln, erscheint uns als eine angenehme Pflicht; aus ihnen zu schöpfen, um gesundes Neues zu vollbringen, ist Aufgabe der jüngeren Generation.

Zur Verkehrsgeschichte des Brenner- und Reschenpasses

Von Prof. Otto Stolz

Die Alpen scheiden Mittel- von Südeuropa, Deutschland von Italien. Je mehr ihre Hochgebirgsketten als Ganzes den Verkehr behindern, um so stärker treten zwischen ihnen die Tiefenlinien hervor, die Über- und Durchgänge gestatten, die Talsfurchen und die diese verbindenden Pässe. Für den mittleren Teil der Alpen waren der Brenner und der Reschenpaß stets die wichtigsten Übergänge, der erstere allerdings in weit stärkerem Maße als der letztere. Beide führten vom Fluß- und Talgebiet des Inns in jenes der Etsch und des Gisack und gehören damit zur Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meer.

Die engere Paßstrecke des Brenners liegt zwischen dem Beden von Innsbruck (570 Meter über dem Meer) im Norden und von Brixen (550 Meter über dem Meer) im Süden, beide sind von der Paßschwelle (1370 Meter über dem Meer) ungefähr gleich weit, nämlich je 40 Kilometer entfernt, die Steigung beträgt daher zwei Prozent. Die letzte Paßstrecke liegt zwischen den kleineren Beden von Matrei (990 Meter über dem Meer) im Norden und Sterzing (950 Meter über dem Meer) im Süden. Ihre Entfernung ist wieder je 20 Kilometer, die Steigung zwei Prozent. Der Paß bildet daher auf beiden Seiten eine nur wenig ansteigende Talsfurche, die von den nächsten Bergen etwa 2000 Meter überhöht wird, wovon der unterste Teil steiler ist als der obere. Man hat daher beim Überschreiten des Brenners und auch des Reschen mehr das Gefühl, daß man durch und nicht über das Gebirge geht. Daher haben diese Pässe auch schon seit dem Altertum Fahrwege erhalten. Die begleitenden Flüsse sind an der Nordseite die Sill, an der Südseite der Gisack, die erstere in den Inn bei Innsbruck, der letztere in die Etsch bei Bozen mündend. Gerade wegen der Verkehrsrichtung hat man seit dem 15. Jahrhundert die Ursprünge beider Flüsse in den Bergflanken knapp ober dem Passe angenommen, aber die beiden Täler von Innsbruck bis zur Klausen nördlich von Brixen, der späteren Franzensfeste, mit dem einheitlichen Namen „Wipptal“ bezeichnet. Der Name Brenner kommt für den Hof auf der Paßschwelle seit 1300 vor und wurde davon auch auf diese übertragen. Die Italiener haben dafür keinen eigenen Namen, sondern eben nur „Brennero“ daraus gebildet.

In der Einteilung der Zentralalpen bildet die Brennerfurchen die Scheide zwischen der Ötztaler Gruppe im Westen und der Zillertaler im Osten, die sich bis zu 3800 und 3500 Meter erheben und in ihrem Nammverlaufe auch mit den Jöchern nicht unter 2500 Meter herabsinken. Der nächst niedere Furchenpaß östlich des Brenners ist der Nachste dier Tauern (1600 Meter), vom Brenner in der Luftlinie bei 200 Kilometer entfernt. Gegen Westen ist es der Reschen (1500 Meter) und bei 90 Kilometer Luftlinie vom Brenner entfernt, er bildet die westliche Scheide der Ötztaler Alpen.

Die Talsfurchen des Reschenpasses (1500 Meter) beginnt im Norden bei Landed im Oberinntal (780 Meter) und im Süden bei Naturns (570 Meter) westlich ober Meran im obersten Etschtal oder Wintschgau. Die Entfernung von Landed bis zum Reschen beträgt 50 Kilometer, von dort bis Naturns 65 Kilometer, die Steigung auf beiden Seiten ungefähr 1,5 Prozent. Die näheren Fußpunkte des Passes sind Pfunds (970 Meter) an der Nord- und Mals (1050 Meter) an der Südseite, ihre Entfernung zum Passe ist beiderseits je 20 Kilometer, diese Steigung daher 2,5 Prozent. Die eigentliche Paßfurchen ist am Reschen

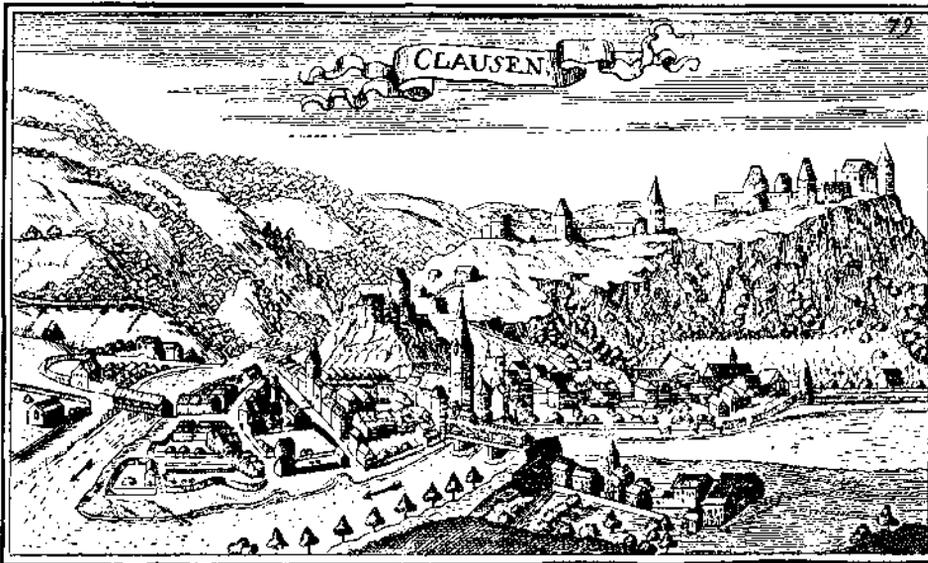
erheblich breiter als am Brenner. Man nannte den Paß früher nach der Kaiser Haide, Reschen hieß der oberste Weiler an der Südseite, erst seit dem 18. Jahrhundert wurde der Name „Reschenscheide“ für den Paß üblich. Daß die Etsch im dortigen See entspringe, wird bereits im 13. Jahrhundert erwähnt, anderseits auch schon damals der Lauf des Inns bis zu den Seen am Malojapah im Oberengadin angenommen. Die Schlucht des Inns zwischen Pfunds und Nauders wird seit alters Finsterniß genannt und als Scheide zwischen dem Oberinntal einerseits und dem Vintschgau und Engadin andererseits bezeichnet.

Beide Paßwege des Brenners und des Reschen, haben nach Norden und nach Süden mehrere Fortsetzungen, die im Laufe der Zeit für die Verkehrsgeschichte nicht ganz gleichwertig waren. Nach Norden setzt sich von Innsbruck aus der Brennerweg einerseits durch das Unterinntal nach Au, Stein und von dort nach Passau und nach Regensburg fort und anderseits über den Seefeld-Scharnitzer Paß (1180 Meter) nach Garmisch-Partenkirchen und von dort nach Augsburg, sowie nach München. Hierbei ist von Zirl nach Seefeld ein Höhenunterschied von 600 Metern auf eine Entfernung von 10 Kilometer, also eine Steigung von sechs Prozent, der auch heute noch gefürchtete Zirler Berg, zu überwinden, von Norden her ist der Zugang viel weniger steil, von Mittental aus etwa 1,2 Prozent.

Vom Reschen bzw. von Landed setzte sich der wichtigste Verkehrsweg über Imst (830 Meter) und Nassereth (840 Meter) zum Fernpaß (1210 Meter) fort, die Entfernungen sind von Landed bis Imst 18 Kilometer, von dort nach Nassereth 15 Kilometer, von dort auf den Fernpaß 8 Kilometer, die Steigung auf dieser letzteren eigentlichen Bergstrecke also fünf Prozent. Der Abgang vom Fern nach Viberwier (1000-Meter) auf 7 Kilometer Entfernung hat eine Steigung von drei Prozent, von dort nach Reutte am Lech (845 Meter) sind 25 Kilometer, dazwischen aber bei Lahn eine Gegensteigung von 150 Meter. Von Reutte ging ein Verkehrsweg entlang des Lechs nach Augsburg und ein anderer über Bils nach Kempten und Ulm. Der Fern, „Mons Berren“ wird mit diesem Namen bereits im 13. Jahrhundert erwähnt. Man nannte seither die Straße von Augsburg über Scharnitz—Innsbruck—Brenner—Bozen oder Brenner—Fustertal—Impezzo nach Venedig die „untere Straße“, jene von Augsburg über Reutte—Fern—Imst—Landed—Reschen—Meran—Bozen—Trient nach Venedig die „obere Straße“, und zwar deshalb, weil die letztere den Inn bei Landed und die erstere viel weiter abwärts bei Innsbruck überquert hat. Kaum war man aber dazumal sich bewußt, daß der Reschenpaß um fast 150 Meter höher als der Brenner liege. Von Landed ging ein Saumweg über den Arlberg an den Bodensee, aber er wurde für den Frachtenverkehr früher nur sehr beschränkt benutzt.

Nach Süden hatte der Brennerweg folgende Abgänge: Einmal über Brigen, Bozen, Trient und entlang der Etsch nach Verona und Venedig, auf welcher Strecke keine Gegensteigung war. Zwischen Sterzing und Meran war über den Jaufen (2100 Meter) ein stark benützter Saumweg, der ein Seitenglied des Brennerverkehrs darstellte. Der andere Hauptweg ging von der Brigner Klaus durch das Fustertal nach Bruned (830 Meter), 40 Kilometer Entfernung, also die Steigung unmerklich, von Bruned nach Toblach (1210 Meter), Entfernung 21 Kilometer, also fast zwei Prozent Steigung; weiter über das Gemärl (1550 Meter) nach Impezzo (1220 Meter), Entfernung 32 Kilometer, also eine Gegensteigung von 300 Meter, von dort dann stets dem Boitesfluß entlang abwärts nach Cadore und dann der Piave entlang über Conegliano nach Venedig.

Der südseitige Abgang vom Reschen war stets entlang der Etsch über Meran und Bozen oder auch über Kallern nach Trient. Von dort ging ein Verkehrsweg, wie bereits gesagt, entlang der Etsch nach Verona und ein anderer über Pergine, Aufstieg von Trient bei 170 Meter, und durch die Bassugana, die auch schon seit 1400 zu Tirol gehörte, und der Brenta entlang über Bassano und Padua nach Venedig. Diese Strecke kürzte den Weg von Trient an die Adria um 50 Kilometer und galt bei den Augsburgern als eine Fortsetzung der fernwärtigen „oberen Straße“.



Von Trient bzw. Rovereto aus gingen Verkehrswege über den Gardasee nach Brescia und Mailand. Für den Brennerverkehr tritt aber Mailand im Vergleich zu Venedig fast gar nicht hervor. Der Saumverkehr von Mailand über den relativ niederen Malojapaß (1800 Meter) und über das Wornserjoch (2500 Meter) in das Tiroler Zinntal wird stets auch nur nebenher erwähnt.

In der vorgeschichtlichen Bronze- und Eisenzeit, dem zweiten und ersten Jahrtausend v. Chr., sind über die Alpen manche Kulturübertragungen erfolgt, die auf einen ständigen Verkehr schließen lassen. Aber erst nachdem die Römer unter Kaiser Augustus die Alpen erobert und ihrem Reiche als die Provinz Nätien und Norikum eingefügt hatten, erbauten sie wie überall auch hier richtige Straßen, die einerseits militärisch-politischen, andererseits auch kommerziellen Zwecken dienten. Die Straße von Verona über Trient (Tribentum), Bozen (Pons Drusi), Sterzing (Bipitenum, davon später Bippital), Matreium, Veldidena (Wilten bei Innsbruck), Scarbia (Scharnitz), Partanum (Partenkirchen) nach Augusta oder Augsburg war die wichtigste dieser Alpenstraßen, sie wird durch Meilensteine und Postverzeichnisse aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. bewiesen. Knapp nördlich des Brenners wurde vor kurzem bei einem Neubau ein kurzes Stück des römischen Straßenkörpers aufgedeckt, nämlich unregelmäßig aneinander gefügte Steinplatten mit einem Wagengeleise mitten durch. Außerdem gingen zur Römerzeit auch Straßen durch das Pustertal nach Aquintum bei Trient und von Veldidena ostwärts durch das Unterinntal nach Pons Deni bei Rosenheim und nach Juvaum (Salzburg) oder nach Castra Regina (Regensburg). Von Pons Drusi (Bozen) ging auch schon damals eine Straße über Majes (Mais bei Meran) und den Reschen nach Landeck und über den Fern nach Neutic und Augsburg, aber auf dieser Strecke sind keine Ortsnamen und auch keine Meilensteine aus dem Altertum überliefert. Für die eigentlichen Wäse sind aus dem Altertum und früheren Mittelalter auch keine näheren Namen bekannt, sondern nur die allgemeinen Bezeichnungen „per Alpes Raeticas“ oder „Noricas“ oder auch „per Vallem Tridentinam“. Das Eisacktal hieß damals „Vallis Norica“ oder Norichtal.

Seit Ende des 6. Jahrhunderts hat der Stamm der Baiwaren oder alten Baiern unter seinen Herzogen das untere und obere Zinntal, das Eisacktal und Eischtal und das Pustertal besetzt, diese Talgebiete wurden als Gaue und Grafschaften des Herzogtums Bayern bezeichnet. Mit diesem kamen sie im 8. Jahrhundert unter das fränkische und

seit dem 10. unter das deutsche Großreich, dazu aber auch Oberitalien, das ehemalige Königreich der Langobarden. Dafür bildeten der Brenner und der Reschen die wichtigsten Verbindungslinien. Die alten Römerstraßen standen unter dem besonderen Schutze der Herzoge, Könige und Kaiser und ebenso die sie benützenden Reisenden, Pilger und Kaufleute. Die letzteren mußten an die Träger der staatlichen Gewalt überall und so auch in den Alpen an bestimmten Stellen Abgaben entrichten, Zölle (telonea) oder Mauten (mutae). Als im Jahre 1027 Kaiser Konrad II., der zugleich Herzog von Bayern und König von Italien war, die Grafschaften im Innthal oberhalb des Zillers und im Nori- oder Eisadthal an die Bischöfe von Brixen und im Eischtal um Bozen und Trient und im Vintschgau an die Bischöfe von Trient auch zur weltlichen Herrschaft, als Fürstentümer dauernd übertrug, waren die Zölle mit einbezogen, so ausdrücklich der Zoll zu Klausen südlich Brixen und die Zölle zu Trient und zu Bozen. Bereits im Jahre 1202 schlossen die beiden Bischöfe einen Vertrag, um die Abgaben der Kaufleute, die in ihren eigenen und anderen Gebieten wohnten, an jenen Zöllen zu regeln. Wie alle Urkunden dieser Zeit ist auch diese in lateinischer Sprache verfaßt, nur das Wort „Zoll“ wird ausdrücklich auf Deutsch zur Erklärung des lateinischen Wortes „teloneum“ angeführt. Die Abgaben selbst werden nach der Zahl der Saumlasten berechnet.

Die Bischöfe von Brixen und Trient haben seit dem 12. Jahrhundert die Ausübung der Grafschaftsgewalt als erbliche Lehnen an Uebelige verliehen und seit der Mitte des 13. haben die Grafen von Tirol diese Lehnen in ihrer Hand vereinigt, es entstand so die Grafschaft Tirol, die das Eischtal, Vintschgau, Eisad- und Pustertal, das Ober- und Unterinntal ostwärts bis zum Ziller zu einem einheitlichen Fürstentum oder Land zusammenschloß. Dieses galt dann als unmittelbares Lehnen vom deutschen Reiche und im Jahre 1305 hat dessen König Albrecht I. aus dem Hause Habsburg den damaligen Grafen von Tirol die Verkehrsregale in ihrem Fürstentum, dessen Grenzen damals erstmals genauer beschrieben werden, umfassend bestätigt. Die Grafen oder, wie sie schon damals genannt werden, Landesfürsten von Tirol übernahmen damit die Pflicht, in ihrem Lande die Landstraßen instand zu halten und für die Sicherheit der auf ihnen verkehrenden Kaufleute zu sorgen; dafür haben sie den alleinigen Bezug der Zölle vorkaufte, als deren Hebestellen Bozen, die Töll (ein Graben westlich oberhalb Meran) und der Lueg (ein Schloß knapp nordwärts des Brennersattels) genannt werden. Für sie wird zugleich ein Tarif festgesetzt, der verschiedene Sätze für Tuche aus Wolle und Leinen, für Zinn und Kupfer, Salz, Wein und trockene Güter, das waren Gewürze und handwertliche Erzeugnisse, bestimmt. Dieser Tarif von 1305 unterscheidet aber auch zwischen den Waren, die von Deutschland nach Italien und umgekehrt gehen, und bei den letzteren, ob sie von Verona oder Venedig kamen. Es gab aber um diese Zeit auch noch andere Zollstätten der Grafen von Tirol, nämlich am Perchmann zu Eppan, im Pfunds, zu Fernstein und Zirl im Oberinntal, zu Innsbruck und Hall, im Pustertal zu Mühlbach, Toblach und Lienz. Der Zoll zu Rattenberg gehörte mit dem Landgebiete damals den Herzogen von Bayern und ist erst im Jahre 1504 an die Landesfürsten von Tirol gekommen. Der Bischof von Brixen hatte damals und bis 1803 die Zollstätten in den ihm gehörigen Städten Klausen, Brixen und Bruneck, der Bischof von Trient in dieser Stadt, in Niva am Gardasee, die Zölle zu Rovereto und zu Grigno in der Val Sugana kamen seit dem 15. und 16. Jahrhundert auch in den unmittelbaren Besitz der Landesfürsten von Tirol.

Die Zölle der Grafen von Tirol machten schon um das Jahr 1300 jährlich bei 3000 Mark Silber und damit ein Viertel aller ihrer Einnahmen aus, auch später einen erheblichen Anteil derselben. Die Hebestellen dieser Zölle waren aber damals nicht an den Grenzen des Landes, sondern im Inneren desselben längs der Hauptverkehrslinien, sie haben in erster Linie den Durchgangsverkehr der Waren der fremden Kaufleute erfaßt, die Einfuhr in das eigene Land und die Ausfuhr aus demselben nur nebenher. Diese und die anderen Verkehrseinrichtungen blieben bestehen, auch nachdem 1363 die Herzoge von Oesterreich aus dem Hause Habsburg die Grafschaft Tirol und die landesfürstliche

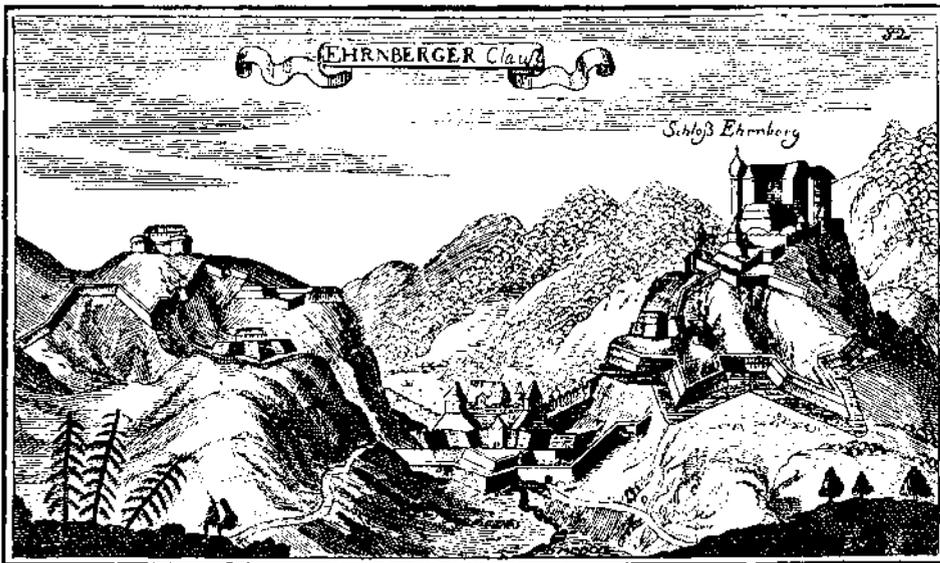


Abb. aus „Beschreibung der Gefürsteten und sehr mächtigen Graffschaft Tyrol“ 1703

Gewalt in derselben an sich gebracht hatten. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das Zoll- und Verkehrsweisen in Tirol wie in ganz Osterreich gründlich geändert (siehe unten).

In der Zeit um 1300 wurden auch einige Strecken an den Tiroler Paßstraßen kraft Verleihung des Landesfürsten wesentlich verbessert, wobei die Erbauer das Recht erhielten, eine besondere Wegmaut von den Benützern der betreffenden Wegstrecke einzuhoben. So ist früher der Reit- und Saumweg von Bozen bis gegen Klausen über den Mitten mit großer Gegensteigung gegangen, unten entlang des Eisacks war höchstens ein Fußsteig. Der Bozner Bürger Heinrich Kunter legte nun auch hier einen Saumweg an, der bedeutend kürzer zu begehen war als jener über den Ritten, daher erhielt jener den Namen Kunterweg. Um 1470 ließ der Landesfürst diesen Weg noch zu einem Fahrweg verbreitern. Auch der Weg von Kauders durch die Schlucht der Finstermünz wurde um 1300 erstmals als Fahrweg verbessert, die Saumwege über den Jaufen und den Arlberg auch etwas hergerichtet. Die Stadt Innsbruck hat damals den Weg von Zirl über Seefeld in die Scharniz ausgebaut. Die Gemeinden mußten im Bereiche ihrer Häuser und Felder überhaupt die Landstraßen einhalten und mehrere zusammen die Brücken. Der Landesfürst hatte dies durch seine Beamten zu beaufsichtigen und bestimmte aus dem Ertrag der Zölle laufend größere Summen für denselben Zweck.

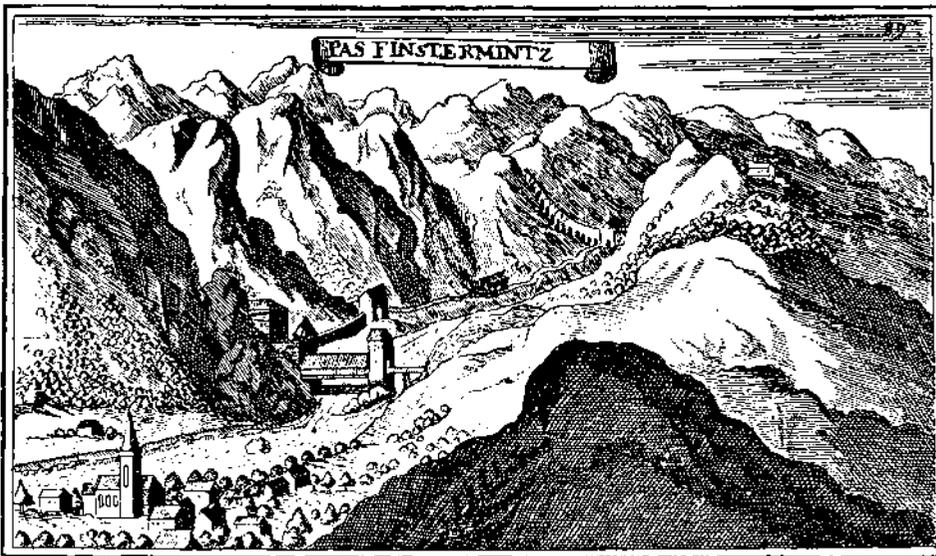
Wie sehr der Verkehr durch Tirol von auswärtigen Kaufleuten betätigt worden ist, das zeigen die Geleits- oder Sicherheitsprivilegien, welche die Grafen von Tirol seit 1280 an die Städte des oberen Deutschland und Italien für deren Bürger, die mit ihren Waren durch Tirol zogen, erteilt haben, nämlich einerseits an Venedig, Verona, Mailand, Como und anderseits an Regensburg, Augsburg, München, Memmen, St. Gallen u. a. Die italienischen Kaufleute gingen allerdings meist nur bis Bozen, wo sie auf den Messen ihr Güter an die deutschen Kaufleute absetzten, während diese, nicht nur bis dort, sondern vielfach bis Venedig zogen, wo sie in einem eigenen großen Kaufhause oder Fondaco dei Tedeschi ihre Geschäfte mit den Venezianern abschlossen. Diese haben die Erzeugnisse des Orients von den südlichen Küsten des Mittelmeeres in ihre Stadt gebracht und diese sowie die Erzeugnisse Italiens selbst weiter nach Norden

verhandelt. Nach 1400 hören diese Handelsgeleitsverträge der Grafen von Tirol auf, der Rechtsschutz der fremden Kaufleute galt nunmehr als selbstverständlich. Nur durch Kriegszeiten wurde er gefährdet und in den Friedensverträgen am Schlusse derselben wurde stets bestimmt, daß die Sicherheit für alle Angehörigen des einen Landes im anderen für Handel und Wandel wieder wie früher gewährleistet sei.

Seit dem 15. Jahrhundert werden die Tarife für die einzelnen Zollstätten auch in Tirol immer ausführlicher in der Differenzierung der Waren. Im allgemeinen unterscheiden sie das „Benedische und das Deutsche Gut“ und bei beiden das „Ganz- und das Halbgut“ je nach der Höhe des Zollsatzes. Derselbe wird stets nach der Art und der Gewichtseinheit der Waren festgesetzt und diese nach dem Sam, d. h. der Saumlast, zu drei oder vier Zenten zu je 100 Pfund, gleich 50 Kilogramm, und zwar hatte der Rossam drei und der Wagenam vier Zenten. Die Zollsätze waren also fest oder nach der heutigen Ausdrucksweise spezifisch, aber sie nahmen eine gewisse Rücksicht auf den Wert der Waren. Die höheren Ansätze hatten die Benedischen Güter, es waren dies vor allem feine Stoffe aus Seide und Baumwolle, die mit Gold- und Silberfäden durchwirkt waren, ferner Gewürze, Zucker, Reis, Süßfrüchte und besondere Weine. Deutschland lieferte nach Italien Stoffe aus Leinwand und Schafwolle, Pelze, Leder, Metalle und daraus gefertigte Gegenstände, auch Farbstoffe, Papier, Seife und anderes gingen hin und her. Von Augsburg und Ulm wurden dann diese Handelsgüter weiter an die Messen zu Frankfurt, Nürnberg und Leipzig geliefert. Demgemäß wird in den Schriften vom 15. bis 18. Jahrhundert der Brenner und Tirol im ganzen als der vornehmste Paß und die wichtigste Handelsstraße zwischen Deutschland und Italien, Bozen als die bedeutendste Emporium der Kaufleute beider Nationen bezeichnet.

Neben den Zollstätten zeigen die Verkehrswege die Orte mit Markt-, Niederlags-, Fracht- oder Rodrechten und mit Gastungsrechten an. Die Märkte (lateinisch forum oder mercatus, wovon das deutsche Wort Markt entlehnt ist) waren Siedlungen, an denen einerseits Kaufleute und Handwerker ständig wohnten und andererseits an gewissen Tagen fremde Kaufleute auch aus weiterer Entfernung zum Austausch ihrer Waren zusammenkamen. Aus diesen Marktflecken sind auch alle Städte erwachsen. Anfangs, im 12. und 13. Jahrhundert, waren die Jahrmärkte zu Meran und zu Bozen hinsichtlich des Besuches von auswärts einander ziemlich gleichwertig, seit dem 15. Jahrhundert haben aber die Märkte oder — wie man schon damals dafür sagte — die Messen zu Bozen für den Warenaustausch zwischen Deutschland und Italien einen weithin vorherrschenden Rang gewonnen und bis Ende des 18. Jahrhunderts auch behauptet. In Nordtirol haben die Jahrmärkte zu Hall in dieser Zeit sich wohl auch eines solchen Besuches von auswärts erfreut, aber doch nicht annähernd in dem Maße wie jene zu Bozen. In den anderen Städten von Tirol hatten die Märkte nur eine räumlich beschränkte Geltung.

Das Niederlags- und Rodjührwesen hat für den zwischenländischen Durchgangsverkehr und zwar ebenso für die auswärtigen Kaufleute wie für die einheimischen Fuhrwerksbesitzer eine große Bedeutung. Das Niederlagsrecht befugte, daß innerhalb eines gewissen Gebietes nur an einem bestimmten Orte, der meist auch das Marktrecht hatte, die Frachtwagen der fremden Kaufleute über Nacht eingestellt und hier der Wechsel der Zugtiere vorgenommen werden dürfen. Damit war auch verbunden, daß an diesen Orten die fremden Kaufleute oder ihre Angestellten übernachteten sollten. Dies hat die Gasthäuser dortselbst als ein wichtiges Gewerbe emporgebracht. Diese Rechte auf die Niederlage der Waren und auf die Gastung, d. h. Vermitung und Beherbergung der fremden Kaufleute und anderen Reisenden, wie auch die Abhaltung von Jahrmärkten wird in den alten Markt- und Stadtprivilegien Tirols besonders hervorgehoben. Nur mitunter war mit dem Niederlagsrecht auch verbunden, daß die fremden Kaufleute ihre Waren an den betreffenden Orten kurze Zeit für die dort ansässigen Kaufleute auch feilbieten sollten, doch galt dies innerhalb Tirol anscheinend nur in Bozen. Andererseits durften dies die fremden Kaufleute freiwillig auch nur an den mit Niederlagsrecht bewidmeten Orten tun.



Mit dem Niederlagsrecht hing auch das Fracht- oder Rodfuhrwesen enge zusammen. Die fremden Kaufleute hatten nämlich für die Lieferung ihrer Waren von Deutschland nach Italien und umgekehrt meist nicht eigene Wägen und noch weniger eigene Zugtiere, denn auf den steilen und abschüssigen Gebirgsstraßen wäre eine durchlaufende Beförderung auf der ganzen Strecke gar nicht möglich gewesen, sondern dazu nahmen die Kaufleute auf kürzeren Strecken Fuhrleute, die mit ihrer Eigenart vertraut und dort ansässig waren, gegen Entlohnung auf. Dieses ganze Fuhrwerksgewerbe wurde nun auch durch die Landesfürsten näher geregelt. Die Straßen über den Brenner und Reschen, soweit sie innerhalb des Landes Tirol liefen, wurden hiezu in Abschnitte eingeteilt, die meist der Ausdehnung der Landgerichte oder Verwaltungssprengel entsprachen und von dem Hauptorte des einen zu jenem des anderen reichten. Die Bauern und Bürger, die über den nötigen Stand an Zugtieren und demgemäß an Grundbesitz verfügten, erhielten nun ein Vorrecht zur Beistellung der Fuhrwerke für die fremden Kaufleute, gegen einen bestimmten Lohn, sie mußten sich dazu aber auch verpflichten, wenn sie ihre Gespanne zu gewissen Zeiten lieber für ihre eigene Feldarbeit verwenden wollten. Sie wurden in eine gewisse Reihe oder Rod eingeteilt, in der sie ihre Fuhrdienste zu leisten hatten und daher nannte man diese ganze Organisation das Rodwesen. Die Magazine, in denen die Warenballen und die Fässer und Kisten der fremden Kaufleute über Nacht eingelagert und der Wechsel der Wagen und Gespanne vorgenommen wurden, nannte man Niederlags- oder Rodstätten, auch Ballhäuser von den Warenballen, auch für deren Benützung waren bestimmte Gebühren zu entrichten und ein eigener Beamter, der Aufgeber, handhabte diesen ganzen Dienst. Dieser bot den Kaufleuten den Vorteil, daß die Waren ohne allzu große Verzögerung und zu bestimmten Preisen befördert wurden und den einheimischen Fuhrwerksbesitzern, daß sie einen dauernden Verdienst daran hatten.

Diese ganze Organisation wurde laut der darüber vorhandenen Urkunden bereits seit 1300 begründet, und dann öfters — ausdrücklich über Wunsch der Augsburger Kaufleute — einheitliche Ordnungen darüber erlassen. Im 17. Jahrhundert, in dem man die Fremdworte sehr liebte, sagte man statt Rod auch „condotta“, d. h. eben auch Frachtfuhr. Es war übrigens den Kaufleuten auch gestattet, eigene Wagen für die ganze Fahrt von Treviso bei Benedigo nach Deutschland zu verwenden und diese nannte man Terzis- oder Abrittura- d. h. direkte Wagen, auch Eigenachswagen, diese brauchten an den Nieder-

lagsstätten nicht umzuladen, aber sie mußten eine höhere Gebühr für die Niederlage entrichten.

An der unteren Straße waren innerhalb Tirol folgende Rod- und Niederlassungsstätten: Mittenwald vor Scharnitz, Seefeld, Innsbruck, Matrei, Lueg am Brenner, Sterzing, Brixen, Klausen, Bozen, Neumarkt, Trient; auf der Pustertallinie Mühlbach, Bruneck, Toblach, Gasthaus oder Ospitale, Impezzo oder Heiden. — Auf der oberen Straße: Neutte, Vermoos (nördlich des Fernpasses), Imst (südlich desselben), Zams, später Landed, Prutz, Nauders, Glurns, Latsch, Meran, Terlan, Bozen, Neumarkt oder über Eppan und Kaltern dorthin; von Trient aus durch die Valsugana Bergine (Persen), Borgo (Bürgen), Levico, Castelnovo, Grigno (Grimb). — Diese Rodstätten waren 15 bis 20 Kilometer voneinander entfernt und die Fracht zwischen ihnen benötigte je einen Tag, während der Nacht waren die Wagen in der Niederlagsstätte eingestellt. Im ganzen waren also von Mittenwald bei Scharnitz über Innsbruck bis Bozen acht Niederlagsstätten und daher war die Fracht acht Tage am Wege, bis Impezzo zehn, ähnlich war es auch an der oberen Straße, vorausgesetzt daß stets Rodleute zur Verfügung standen und das Wetter nicht allzu schlecht war, sonst mußten auch ein oder mehrere Tage eingeschoben werden. Laut eines Berichtes von 1604 berechnete man für die Fahrt von Venedig über den Brenner oder über den Reschen bis Augsburg fünf bis sechs Wochen im besten Falle, sonst auch mehr bis doppelt so viel, für die Fuhr- und Niederlagskosten 10 bis 13 Gulden, für die Zollgebühren 2 bis 3 Gulden je Sam, das waren drei bis vier Zentner zu je 100 Pfund oder 50 Kilogramm. Dabei waren auch die langen Strecken von Venedig bis Bozen und von Mittenwald oder Neutte nach Augsburg eingeschlossen. Um das Jahr 1830, als die Landstraßen gegenüber früher wesentlich verbessert waren, dauerte die Warenfracht von Bozen bis Innsbruck immer noch fünf Tage.

Die Frachtwagen waren von verschiedener Größe, es gab solche mit zwei, vier und sechs Doppelgespannen und einem entsprechenden Ladegewicht von 20 bis 60 Zentner. Seit dem 16. Jahrhundert übergaben die Kaufleute vielfach ihre Frachten an sogenannte Gutfertiger oder Condutores, das waren Speditoren. Diese führten oft 20 bis 40 Wagen in einem Zuge oder Condotta. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gingen über den Brenner jährlich bei 20.000 bis 25.000 Zug- und Saumpferde, über den Reschen bei 12.000. Es wurde bis Ende des 18. Jahrhunderts auch auf den Fahrstraßen ziemlich viel neben den Wagen auch mit Saumtieren gefrachtet, wobei ein Führer deren mehrere unter seiner Hut hatte, weil die Tiere mit ihren schweren Lasten (drei und vier Zentner) auch allein in ihrer Reihe blieben und keine Seitensprünge machten. Über den Nilberg und Jausenpaß waren überhaupt nur Saumwege.

Personen reisten zu Pferde, in Wagen oder auch in Sänften, die von zwei Saumtieren getragen wurden, ärmere Leute gingen zu Fuß. Außer den Handelsleuten waren über die Poststraßen Tirols oftmals Fürsten oder deren Gesandte, Geistliche und Pilger, die nach Rom oder in das Heilige Land strebten, sowie deutsche Ritter, Kriegerleute und Handwerker, die in Italien Dienste suchten, am Wege. Die Post wurde entlang der Brenner- und Fernpaßlinie schon unter Kaiser Max I. eingerichtet, aber Postwagen für mehrere Personen kamen erst nach 1600 auf, dann auch für den Verkehr von Innsbruck über St. Johann nach Salzburg und weiter nach Wien. Von Innsbruck bis Bozen waren um 1800 neun Posten zu je 15 Kilometer und für jede Post wurde eineinhalb oder eine Stunde, je ob Ordinari- oder Extrapost, benötigt, also für diese ganze Strecke ein voller oder ein schwacher Tag.

Neben den Landstraßen wurden schon seit dem frühen Mittelalter die Flüsse zur Schifffahrt benützt, so der Inn von Telfs abwärts mit kleineren, von Hall abwärts mit größeren Fahrzeugen, die Elsch von Bozen abwärts, und zwar ebenso für Frachten wie für Personen. Flußauf wurden die Schiffe durch Pferde, die am Ufer entlang geführt wurden, gezogen, von Kufstein bis Hall wurden dazu fünf Tage benötigt, abwärts für

dieselbe Strecke nur sechs Stunden. Diese Flußstreden kamen also für den Verkehr über den Brenner sehr in Betracht.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird in den Schriften der landesfürstlichen Regierung von Tirol oft geklagt, daß der Verkehr zwischen Italien und Deutschland über den Brenner und Reschen infolge der Auffindung der direkten Seewege von der atlantischen Küste Europas nach Indien und auch infolge der Fahrten der Holländer und Engländer ins Mittelmeer, nachlasse; ferner daß die Verbesserung der Straßen über den Radstädter Tauern und über die Graubündner Pässe, sowie die große Steigerung, die Kaiser Ferdinand I. an den Zöllen zwecks Deckung der Kosten für die Türkenkriege anbefohlen hatte, endlich die Errichtung eines Stapelzwanges seitens der venezianischen Regierung zu Verona, die Kaufleute von der Benützung der Brenner- und Reschenstraße abhalte und damit der Transitverkehr durch Tirol und auch der Besuch der Bozener Märkte bedenklich gemindert werde. Daran ist gewiß richtig, daß dieser Handelsverkehr damals nicht mehr in dem Maße wie seit 1450 ständig zugenommen habe, sondern eben etwas zurückgegangen sei. Im Jahre 1675 ordnete Kaiser Leopold I. eine Senkung der Zölle entlang der Brennerlinie von Rovereto nordwärts an und suchte auch Venedig für seine nach Si den anschließende Strecke dazu zu bewegen.

Gründliche Änderungen gingen im Zoll- und Verkehrswesen Tirols wie in jenem von ganz Österreich in der Zeit von 1730 bis 1840 vor sich. Die Zolltarife wurden für ganz Tirol vereinheitlicht und die Einhebung der Zölle an die Grenzen des Landes und in die großen Städte verlegt und dadurch eine wirksame Wirtschaftspolitik ermöglicht. Die Einfuhr von gewerblichen Erzeugnissen in das eigene Land wurde nun höher besteuert, die Ausfuhr und auch die Durchfuhr niedriger, weil diese Gewinn ins Land brachten. Doch hatte Tirol damals noch einen eigenen Zolltarif, der allerdings die anderen österreichischen Kronländer gegenüber den fremden Staatsgebieten sehr begünstigt hat. Erst 1835 wurden Tirol und Vorarlberg ganz an das Zollwesen des Kaisertums Österreich angeschlossen. In der Zeit von 1760 bis 1790 und dann wieder von 1820 bis 1850 wurden alle Hauptstraßen, so auch jene über den Brenner und Reschen, über die Scharnitz und den Fern, verbessert und auf weite Strecken ganz neu gebaut, ebenso Fahrstraßen über den Arlberg und das Stillsferjoch, letztere zur direkten Verbindung zwischen Innsbruck und Mailand. Hierbei wurde das Gefälle der Straßen tunlichst ausgeglichen, der Unter- und Seitenbau an den Abhängen sehr massiv und die Fahrbahn gegenüber früher fest und glatt hergestellt, was man eben damals eine Chaussee nannte. Ein besonderes Bauwerk für damals waren an der Brennerlinie die Stephansbrücke über die Rueschlucht, ein einziger Bogen aus Steinquadern von 36,5 Meter Höhe und 44 Meter Länge, und die eiserne Kettenbrücke über den Inn bei Innsbruck.

Diese Straßenbauten waren noch nicht ganz beendet, als seit 1840 das völlig neue Verkehrsmittel der Dampf-Eisenbahnen ihre ersten Linien in den Ebenen vor den Alpen erhielt. Damals leitende Männer Tirols erkannten sogleich, daß auch ihr Land darauf sich irgendwie einstellen müsse. Zwar wagte man vorerst noch nicht über die eigentlichen Gebirgstreden einen Schienenstrang zu legen, aber man forderte, daß dies baldigst durch die ebenen Haupttäler des Landes, also von Kufstein bis Innsbruck und von Verona bis Bozen erfolge, um den Brennerweg einigermaßen konkurrenzfähig zu erhalten. Im Jahre 1858 konnten diese beiden Eisenbahnstrecken eröffnet werden. Inzwischen war mit dem Jahre 1854 die Eisenbahn über den Semmering mit einer beträchtlichen Steigung als erstes derartiges Werk vollendet und auch eine dafür geeignete Lokomotive konstruiert worden. Gestützt auf die dabei gewonnenen Erfahrungen schritt man auch an die Überschienung des Brenners, der Württemberger Karl von Gmel und der Schweizer Achilles Thommen waren dabei leitend. Sie bezwangen die Schlucht der Sill von Innsbruck bis Matrei und jene des Eisack von Bozen bis Klausen mit zahlreichen Tunneln und hohen Stützmauern und die letzten steilen Anstiege von Steinach und Gossensaß zur eigentlichen Paßschwelle, indem sie durch die Seitentäler von Bals und Pfersich weite Schleifen mit Rehrunnels zogen. 1867 wurde auch diese Eisenbahnstrecke eröffnet und so dem

Brenner seine alte Bedeutung für den Durchgangsverkehr weiterhin gesichert, und zwar um so mehr, als 1869 auch der Suezkanal dem Betriebe übergeben und dadurch das Mittelmeer in den Weltverkehr einbezogen wurde.

Die Brennerbahn wurde 1871 durch die Linie Klagenfurt—Franzensfeste auf der Südseite und 1873 durch die Linie Salzburg—Saalfelden—Wörgl an der Nordseite der Zentralalpen an das gesamtösterreichische Eisenbahnnetz angeschlossen, weiters wurde dieses 1884 durch die Arlbergbahn Innsbruck—Feldkirch—Bregenz bis an die Schweiz und Südwestdeutschland vorgeschoben. Bei dieser letzteren Bahn waren technische Höchstleistungen der zehn Kilometer lange Tunnel durch den Arlberg und die 195 Meter lange und 86 Meter hohe Brücke über die Schlucht der Trisanna, Leiter dieses Baues war der Wiener Julius Lott, der aber vor der Vollendung gestorben ist.

Durch diese Eisenbahnen ist der Frachten- und Personenverkehr von den Landstraßen der betreffenden Täler abgezogen worden. Die Personenzüge über den Brenner bis Bozen benötigten nun sechs und die Schnellzüge viereinhalb Stunden gegenüber den zwölf und neun mit der Pferdpost und beförderten in dieser Zeit eine um vieles größere Anzahl von Menschen. Noch weit größer war verhältnismäßig die Beschleunigung der Lastenzüge. Innsbruck wurde durch die Brenner- und Arlbergbahn der Schnittpunkt einer Nord-Süd-Linie und einer Ost-West-Linie von europäischer Bedeutung. Die Reschenlinie wurde durch diese Eisenbahnen umfahren und vom Durchgangsverkehr völlig ausgeschaltet. 1881 wurde wohl die Sackbahn Bozen—Meran gebaut und 1906 dieselbe bis Mals verlängert. Die Erbauung der Strecke von dort über den Reschen nach Landeck an der Arlbergbahn wurde zwar auch gleich in Aussicht, aber erst während des Ersten Weltkrieges in Angriff genommen und nach dessen Ende wieder eingestellt und dann wiederholte sich daselbe gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. Sinegen konnte 1912 eine neue Normalbahn Innsbruck—Seefeld—Garmisch—Schwalm—Reutte, die erste mit elektrischem Antriebe, eröffnet werden. Von Garmisch aus bestanden bereits damals Eisenbahnen nach München und Augsburg und von Reutte nach Sempfen, direkte Züge wurden aber von Innsbruck aus allein nach München eingelegt, die Fahrtdauer ist ungefähr die gleiche wie über Kufstein.

Diese Eisenbahnen haben, wie überall, den Verkehr nach und durch Tirol sehr gesteigert, beschleunigt und verbilligt, die Industrie und den Handel auch für das Land selbst befördert. Den Einwohnern des Landes wurden dadurch als Beamten und Arbeiter an den Eisenbahnen Anstellungen verschafft und in den Hauptstationen die Zahl der Einwohner beträchtlich vermehrt. Das Fuhrwerksgewerbe an den Hauptstraßen hat allerdings infolge der Eisenbahnen so ziemlich aufgehört, aber das Gastgewerbe, das früher auch von den durchreisenden Personen stark in Anspruch genommen war, fand alsbald einen Ausgleich. Denn die Eisenbahnen haben von auswärts immer mehr Gäste in das Land gebracht, die kürzere oder längere Zeit als Berg- und Talwanderer oder als Sommerfrischler sowie in den Kurorten von Südtirol auch in anderen Jahreszeiten verweilen. Dieser Fremdenverkehr hat seit 1870 immer mehr zugenommen und sich zu einem Hauptfaktor der Wirtschaft des Landes Tirol entwickelt. Seit etwa 1900 wirkte hierbei in immer stärkerem Maße der Wintersport, besonders der Skilauf, mit. Das Anwachsen dieses Fremdenverkehrs wird seit etwa 50 Jahren durch eine allgemeine Statistik gekennzeichnet, die allerdings nur die Gemeinden mit stärkerem Verkehr berücksichtigt, nicht aber jene mit einem etwas geringeren, der aber in seiner Gesamtheit doch auch sehr ins Gewicht fällt.

Der Ausgang des Ersten Weltkrieges brachte die staatliche Verteilung von Nord- und Südtirol, die bisher ein einheitliches Verkehrsgebiet gebildet hatten. Die Eisenbahnen südlich des Brenners und Reschen übernahm nun der italienische Staat, in Nordtirol die bisher der k. k. privilegierten Südbahngesellschaft gehörige Hauptlinie Kufstein—Innsbruck—Brenner und die der österreichischen Staatsbahn gehörige Linie Salzburg—Wörgl—Innsbruck—Arlberg—Bregenz die Österreichische Bundesbahn. Die wichtigste Neuerung war dann in den Jahren 1920 bis 1930 die Elektrifizierung aller dieser

Strecken, wodurch für unsere Alpenbahnen der Bezug der auswärtigen Steinkohle durch die ergiebigen Wasserkräfte des eigenen Landes ersetzt und überdies die Fahrzeit der Züge um etwa ein Drittel beschleunigt worden ist. Derzeit fahren sechs Schnell- und neun Personenzüge über den Brenner in beiden Richtungen und demgemäß dürfte auch die Zahl der Lastenzüge sein. Es sei auch hier daran erinnert, daß jene staatliche Zertrennung Tirols im Jahre 1919 von den Weltmächten gegen den Willen seiner Einwohner diktiert und dadurch der Verkehr über unsere Pässe keineswegs gefördert, jener über die seitlichen höheren Joche und über die Gipfel völlig unterbunden worden ist.

Vergleiche zwischen der Frequenz des Brenner- und Reschenpasses einerseits und der ost- und westwärts davon gelegenen Pässe der Alpen andererseits sind wegen Mangel an geeigneten Angaben weder für die frühere Zeit noch für jene nach der Erbauung der Eisenbahnen möglich. Nur im allgemeinen wird auch noch heute darauf hingewiesen, daß die Gotthardlinie stark auch für den Verkehr zwischen den östlichen Teilen von Italien und Deutschland benützt wird, weil auf dieser Strecke die Tarife niedriger und auch die Zugverhältnisse günstiger sind als auf der Brennerbahn. Es fällt dies um so mehr auf, weil die letztere seit 1919 die am weitesten nach Norden reichende Strecke der italienischen Staatsbahnen ist.

Seit 1920 haben die Landstraßen durch den Automobilverkehr eine neue Bedeutung gewonnen, und zwar nicht nur für den Personen-, sondern auch für den Frachtenverkehr, und das gilt ebenso für die Brenner- wie auch in einem gewissen Grade für die Reschenstraße. Zu diesem Behufe wurden diese Straßen durchaus mit einer neuen Hartdecke versehen und auch streckenweise ganz neu angelegt, auch manche neue Brücken dafür gebaut. Seit 1900 haben übrigens auch viele Seitentäler Tirols und auch manche Pässe zwischen ihnen neue Fahrstraßen erhalten, so der Jaufenpaß zwischen Passeier und Sterzing, der Katerpaß und das Borboijoch in den Dolomiten, der Gerlospaß im Zillertal u. a. Über den Grad der Benützung der Straßen durch Kraftfahrzeuge werden allerdings auch keine genauen Statistiken geführt, nur beiläufig wird berichtet, daß derzeit über den Brenner täglich bei tausend Personen- und Lastwagen gehen, und zwar neben der Eisenbahn und daß während des Sommers (vom 1. Juni bis 30. September) 1953 über den Brenner mit der Eisenbahn und auf der Straße bei zwei Millionen Menschen passiert haben, daher das ganze Jahr über mindestens die doppelte Zahl.

Alle Einzelheiten und näheren geschichtlichen Belege zur obigen Darstellung finden sich in meinem Buche „Geschichte des Zollwesens, Verkehrs und Handels in Tirol und Vorarlberg von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert“ in der Reihe der Schlern-Schriften, Band 108, 312 Seiten, erschienen 1953.

Die Kletterschließung der Karnischen Voralpen

Von Dr. Wolfgang Herberg und Vincenzo Utamura

Die Geschichte der Früh- und Haupterschließung der Karnischen Voralpen wurde in den Jahrgängen 1900 und 1901 dieser Zeitschrift in den ausgezeichneten Aufsätzen von H. Steiniger gegeben, deren Fortsetzungen Dr. Günther Freiherr v. Saar und Karl Doménigg in den Jahren 1905 bis 1908 schrieben. Sie entwarfen damit ein so anschauliches Bild von den Karnischen Voralpen, wie man kein besseres zeichnen kann. Mit der Beschreibung der Kletterschließung soll diesen Arbeiten hier der Schluß angefügt werden.

Warum aber dieser Zeitraum von 46 Jahren? Weil — so merkwürdig die Tatsache ist — sich in diesem Zeitraum niemand gefunden hat, der die Kletterschließung systematisch durchführte!

Im Jahre 1905 schrieb v. Saar: „Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, wenn auch diese einsamen Gegenden ‚kultiviert‘ sein werden ... und ehe man sich's versieht, ist der Zauber der Ursprünglichkeit dahin auf Nimmerwiedersehen. Drum spüte sich, wer da allein wandern und schwelgen will.“

Nichts davon nahmen wir wahr, sondern trafen dort 1951 in vier Kletterwochen nicht eine zweite Seilschaft, und 1952 in wieder vier Wochen eine einzige an einem Sonntag!

Im Jahre 1910 schrieb Kaufmann¹ von seinem Wege an der Stalla: „Wenn durch häufigere Begehungen das lockere Gestein aus der Rinne entfernt ist, dürfte ihre Durchkletterung ... wesentlich leichter sein.“

Keine dieser „öfteren Begehungen“ erfolgte. 1953 standen wir nach v. Saar (1903) und Kaufmann (1909) als dritte Seilschaft auf dem Gipfel der Stalla!

Im Jahre 1912 schrieb Bleier² über den Campanile Irma: „Er hat viel Aussicht, eine Robetour zu werden.“ Und auch das trat nicht ein, der Campanile Irma hat in 46 Jahren sechs Erstleistungen erlebt. Von Bekanntheit oder gar Mode ist keine Rede. Vielleicht spricht das nun alles gegen diese Berge? Niemand kennt sie, niemand besucht sie! Und auch das kann es nicht sein, denn die wenigen, die sie kannten und kennen, haben sie mit den schönsten Worten gelobt³. Nein, sie sind vergessen worden, diese Berge, die schon Kuhn zu erschließen verhindert wurde, so vergessen, daß sie noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Bild jener Ursprünglichkeit und Schönheit vermitteln, wie sie unsere Väter und Großväter in den Alpen erlebten. Einsam läuten die Ruhgloden auf den wenigen Hochalmen, einsam schicken die Bergbäche ihre Wasser zu Tal, und einsam liegen die Gipfel, wo die alten Steinmänner noch heute die vor 50 Jahren hinterlegten Karten bergen. Vergessene Gipfel sind es, vergessen neben den berühmteren nördlichen Dolomiten und dem Rennen um den 6. Grad.

Überzicht und Sitten

Die Karnischen Voralpen sind die südsüßlichsten Dolomiten. Sie werden begrenzt von den Flüssen Piave und Tagliamento, die im letzten Jahrzehnt durch einen vorbildlichen hydroelektrischen Kraftausbau bekannt geworden sind⁴. Die allgemeine Beschreibung

¹ Österr. Alpenzeitung 1910, S. 44.

² Österr. Alpenzeitung 1912, S. 269.

³ Steiniger, *J. DÖW.* 1901, S. 398, v. Saar, *J. DÖW.* 1906, S. 380, Schuster, Österr. Alpenzeitung 1901, S. 252, Bleier, Österr. Alpenzeitung 1915, S. 121.

⁴ Der Bergsteiger, 19. Jg., S. 11, August 1952, S. 92.

des Gebietes kann ausführlicher und schöner nicht gegeben werden, als es Steiniger tat. Seine Arbeit kann geradezu als Musterbeispiel der Allgemeinkenntnisse eines Alpinisten über eine bestimmte Zone gelten, das besonders der Jugend als Ansporn dienen kann. Auch den Beschreibungen v. Saars der Berge und ihrer Normalanstiege soll nur wenig hinzugefügt werden, soweit sie der Berichtigung oder der größeren Klarheit bedürfen.

Der Name „Karnische Voralpen“ aber ist uns immer als unbefriedigend erschienen, ebenso wie die Bezeichnung Ferruccis: „Clautaner Alpen“. In neueren italienischen Veröffentlichungen ist als Bezeichnung stets nur die Summe der Einzelgruppen, z. B. „Cridola, Monfalconi, Spalti di Toro“ genannt worden. Gelegentlich einer Besprechung mit Professor Berti in Vicenza ist für den neuen Führer die neue und treffendere Bezeichnung „Le Dolomiti Dolcetripiave“ gefunden worden. Dieser Name ist leider im Deutschen in der ganzen treffenden Kürze nicht wiederzugeben, man müßte vielleicht „Piave-Dolomiten“ sagen. Vermieden sind damit jedenfalls die irreführenden Begriffe „Karnische“ Alpen und „Voralpen“, die der Lage und dem Charakter des Gebietes nicht gerecht werden, denn es sind Dolomiten! Die alten Freunde des Gebietes werden für ihre Lebenszeit natürlich an den gewohnten Namen der „geliebten Carnia“ oder der „Spalti“ festhalten.

Diese Karnischen Voralpen umfassen die Bergstöcke der Cridola, der Monfalconi, der Spalti di Toro, des Pramaggiore, des Duranno, des Fregajane, des Monte Raut und des Col Nudo. Von ihnen sollen in vorliegender Arbeit nur die drei ersten als die nördliche Gruppe behandelt werden. Ihre Gratverläufe zeigt die beigegebene Skizze, die in jahrelanger Begehung des Gebietes mit Bußsole und Höhenmesser aus den fehlerhaften italienischen Tafolette entwickelt worden ist.

Durch Hütten ist das Gebiet gut erschlossen, wenn diese Tatsache auch merkwürdigerweise die alpine Tätigkeit wenig gefördert hat. Im Norden, zweieinhalb Fußstunden von Domegge di Cadore, liegt die Padua-Hütte (Rifugio Padova) auf der herrlichen Wiese Pra di Toro in 1310 Meter Höhe. Sie wurde bereits 1910 von der Sektion Padua des Club Alpino Italiano (CAI) an jener Stelle erbaut, an der schon v. Saar eine Hütte herbeiwünschte, indem er in seiner Veröffentlichung 1906 schrieb: „Vielleicht findet sich, durch diese Zeilen angeregt, eine mit Glücksgütern gesegnete Sektion des CAI. Bewogen, in Pra di Toro . . . eine Hütte zu bauen.“

Die erste Padua-Hütte wurde jedoch bald durch eine Lawine zerstört und am unteren Ende jener schönen Wiese wieder aufgebaut, hinter welcher sich hinter einem dichten Waldgürtel die reizvollen Zadenmauern der Toro-Kette erheben. Dort, wo die alte Hütte stand, wurde 1953 die Mocco-Kapelle errichtet, zum Gedächtnis des berg- und blumenliebenden Dr. Mocco der Sektion Padua, der 1952 mit 80 Jahren der Hütte noch seinen hundertsten Besuch machte! Die Hütte ist eine zünftige Berghütte mit vier Zimmern und einem großen Schlafraum und ist Ende Juni bis Ende September gut bewirtschaftet. Ihre Zweckmäßigkeit und die Schönheit ihrer Lage lassen sie an erster Stelle zum Ausgangspunkt für Bergtouren geeignet sein.

Weiter im Süden, im Meluzzo-Tal, liegt die Forderone-Hütte (Rifugio Forderone). Schon Steiniger hatte 1901 für diesen Punkt eine Hütte gewünscht doch schrieb er: „Hier müßte ein Rifugio der CAI¹ stehen, dachte ich immer, wenn ich zu Hause war, und wenn ich wieder hierherkam, sagte ich: Gottlob, daß hier nichts ist als Natur.“

Die heutige Hütte liegt nahe der alten Meluzzo-Alm, wohlbekannt bei allen Pionieren der Erschließungszeit und unter ihnen eine Art Verbindungsglied², aber erhöht über dem hochwassergefährlichen Talboden. Sie wird von Longarone über Cimolais (bis hierher Autobus) erreicht und ist der bevorzugte Stützpunkt für sonntägliche Campanile-Be-

¹ „Società Alpina Friulana“, in Udine, heute die Sektion Udine des CAI.

² Neben Steinigers und v. Saars Bemerkungen über die Meluzzo-Alm fanden wir bei De Gasperi („In Alto“ 1903, S. 57) die Bemerkung: „Auf einem der alten Stämme . . . fanden wir eingeschrieben die Namen Uhländ-Hübel-Wolfmar.“

sücher. Sie ist mit ihrem Einraumssystem noch zünftiger, aber für Daueraufenthalt weniger geeignet. Damit ist von Steinigers klassischem Wort über Meluzzo: „Begrenzt ist der Raum, unbegrenzt jedoch die Menge der Flöhe“ immer noch der erste Teil (und nur der!) Wirklichkeit! In der Ostseite der Berggruppe wurde im Gias-Tal im Jahre 1947 die Gias-Hütte (Rifugio Gias) erbaut¹, mit Forni di Sopra als Talort. Durch die Tüchtigkeit der friaulanischen Alpinisten, insbesondere jener von Forni di Sopra selbst und aus Udine, ist diese Hütte bis zum Jahre 1950 der meistbenutzte Ausgangsort für Neutouren gewesen. Der Hüttenwirt war in dieser Zeit der bekannte Bergführer J. Corabazzi-Bianchi², ein wahrhafter Fanatiker der Berge. Er starb leider im Jahre 1952. Seine letzten Worte auf dem Sterbebette waren: „Gebt mir meinen Rucksack und meinen Eispickel.“ Der ehemalige „Salzburger Turm“ nordöstlich des Crodon di Gias wurde zu seiner Erinnerung in „Torre Bianchi“ umbenannt.

In Bezug auf die Einteilung und Benennung der Gratzige herrschte zu Steinigers und noch zu v. Saars Zeiten große Verwirrung. Auch die Führer „Berti“ (1928) und „Furtscheller“ (1930) brachten noch keine volle Ordnung. In einer italienischen Veröffentlichung³ haben wir folgende Gliederung vorgeschlagen, die sich bei Neubenennungen an örtliche Bezeichnungen anlehnt:

I. Cridola-Gruppe,

II. Monfalconi

1. Monfalconi di Forni
 - a) Crodè di Gias (Gias-Massiv)
 - b) Coston di Forni (Forni-Ramm)
2. Monfalcon di Cimoliana
 - a) Ramo del Leone (Leone-Rst)
 - b) Ramo d'Arade (Arade-Rst)
3. Monfalcon di Montanaia,

III. Spalti di Toro

1. Ramo di Toro (Toro-Rst)
2. Ramo del Castellato (Castellato-Rst)
3. Castello di Vedorcica (Vedorcica-Kastell)
4. Ramo di Vedorcica (Cadin-Spitzen).

Die Erstbesteiger

Die Früh- und Haupterstbesteigung zeigt Tafel 1. Die Namen sind aus den Veröffentlichungen von Steiniger und v. Saar bekannt. Wie alle Beschreiber von Erstbesteigungsarbeit mußte auch v. Saar sich auf die Gipfelnotizen beziehen. Da sich die Wiedergabe seines Berichtes über vier Jahre hinzog, klagte er in einem Brief an Paul Hübner vom 19. Jänner 1907: „... und kann nicht aktuell bleiben, da ich doch unmöglich alle Jahre alle Gipfel abgrasen kann, um nachzusehen, wer, wann und von wo usw. oben gewesen ist.“

Ebenso mußten auch wir uns der Arbeit der Begehung sämtlicher Gipfel unterziehen und gründen unsere Kenntnisse über die weitere Erstbesteigungsgeschichte auf die vorgefundenen Gipfelkarten und auf die wenigen späteren italienischen und österreichischen Veröffentlichungen sowie auf die bei Professor Berti gesammelten Erstbegehungsberichte.

Die ersten, welche der „Gilde zum groben Metterschuh“ folgten, waren Dr. Otto Meier aus Wien und Franz Schöffenegger⁴. Sie führten im Jahre 1907 eine Reihe von Begehungen aus, insbesondere die Überschreitung der Scala Grande, und kehrten 1913 noch einmal dahin zurück, um die restlichen Torri del Crodon di Scodanacca zu besteigen und mit Paolo Fanton die ersten Angriffe auf die Nordwand des Campanile di Bal Montanaia zu führen. Von 1906 bis 1910 war hier auch der bekannte Dolomitenführer Tita Piaž am Werk. Auch er erinnerte sich gerne jener Berge⁵. Von Piaž' Gipfeln

¹ Le Alpi Venete, 1946, Nr. 4, S. 126.

² Le Alpi Venete, 1952, S. 155

³ Le Alpi Venete, 1953, S. 17.

⁴ Österr. Alpenzeitung 1912, S. 233.

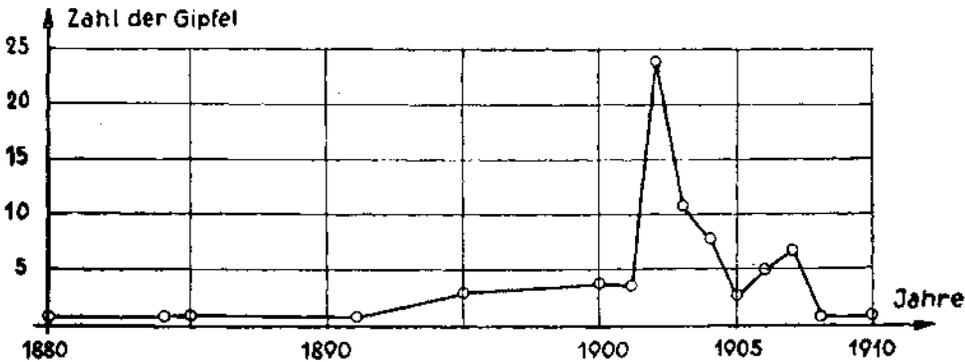
⁵ Le Alpi Venete, 1948, S. 39.

ist der bedeutendste die Punta Pia, auf der wir 1951 die sechste Begehung zählten. Von seinen Wegen ist die Nordostwand des Campanile Loro die bedeutendste, die er seine schwerste und eindrucksvollste Fahrt nannte.

Tafel 1

Die Früh- und Haupterschließung der nördlichen Karnischen Voralpen

	Gipfel	Wege
1. v. Glanvell, v. Saar, Doménigg u. a.	11	13
2. Bleier und Schroffenegger	7	6
3. G. B. Piaz und Frier	3	10
4. Süßel, Uhlend, Eichinger	7	5
5. Gebr. Fanton mit Andreoletti, Meneghini u. a.	3	8
6. Koegel und Both	8	—
7. Berger und Pechenbleitner	5	2
8. Verti, Tarra, Cappellari u. a.	—	6
9. Patéra und Filippin	2	1
10. Cozzi, Marcovich und Zanutti	3	—
11. Kaufmann, Pinner und Giordani	—	3
12. Steiniger und Reichreiter	2	—
13. Mantica, Ferrucci	2	—
14. Schuster, Bröckelmann und Engelhardt	1	1
15. Morasutti, Loffoli, Pitacco, Agostini	je	1
16. Unbekannt	11	—
17. Unbedeutende Gipfel und Wege	23	5
	100	60



Bedeutende Felsfahrten wurden in der gleichen Zeit von Antonio Verti mit Tarra, Stigler und den Geschwistern Fanton durchgeführt. Bekannt geworden sind insbesondere die Namen von Professor A. Verti als Bearbeiter des besten Dolomitenführers und jener der tüchtigen Luisa Fanton durch die Einweihung der Glode auf dem „Glodenturm“ im Montanaiatal im Jahre 1926. Die bedeutendsten Wege Vertis sind die Durchführung des Südweges auf den Cridola-Hauptgipfel, nachdem Bleier und Schroffenegger bei ihrer vorhergehenden Begehung eines Teiles dieser Wand nur jenen kleinen Felszahn im Sinn hatten, den sie „Campanile Schroffenegger“ benannten (heute Ago del Cridola) und der neben der Masse der Cridola nicht der Rede wert ist. Daneben waren große Neufahrten von Verti die Nordostwände der Cima d'Arade und des Cadin di Beborcia. Die beiden genannten italienischen Erschließer leben noch, und außer ihnen vor allem A. Ferrucci, der, 82jährig, heute in Udine die ausgezeichnete alpine Bücherei der SAZ betreut.

Einige wenige Touren machten 1908-1909 Dr. H. Kaufmann und Dr. L. Pinner, der 1911 im Alleingang an der Punta Emma im Hofengarten abstürzte. Sie legten als erste einen Weg durch die hohen Südalstürze der Gias-Gruppe. Dieser Weg fand, ebenso wie ihr Nordwestweg an der Pala Grande, bis heute keine zweite Begehung.

Der Weg Stauffmann-Giordani an der Stalla dagegen ist nur als Variante zum Weg von Saar-Doménigg-Glanwell-König zu bewerten. Dann folgt die große Lücke 1914 bis 1918, die Zeit, die auch den Tod Umberto Fantons brachte, der damals der beste Kletterer in jenen Bergen war. Erst 1923 beging Dr. D. Olivio den Castello di Bedorcica mit einer Neutour, und 1924 führte die „Klettergilde Salzburg“ eine Reihe von Erstbegehungen aus, über die nichts veröffentlicht wurde. Ihre Fahrten bereiteten uns aus diesem Grunde in den Jahren 1952 und 1953 einige Enttäuschungen! Von 1927 meldet eine Salzburger Seilschaft¹ Erstbegehungen, die sich bei der Nachprüfung durch italienische Alpinisten 1949 und durch uns 1952 in sämtlichen Angaben als weit übertrieben erweisen. Zum Beispiel ist die als dritte und 100 Meter höher angegebene Spitze der Scala Piccola beschriebene „Torre Nani“ (Purtscheller 1930, S. 150) überhaupt nicht vorhanden. Ein eingehender Vergleich der Beschreibungen bei einer Begehung der Scala Piccola lassen sie identisch mit der Cima Anna-Paolina Meiers werden. Ab 1928 wird die Erschließertätigkeit in diesen Bergen rein italienisch. Die bekannten Alpinisten Dougan und Duffar begehen zwei Berge der Monfalconi erstmalig, und die Bergsteiger aus Forni di Sopra beginnen ihr Erschließungswerk des Forni-Kammes. Unter ihnen stehen N. Antoniacomi und J. Coradazzi-Bianchi im Tourenverzeichnis an der Spitze. Ihre Tätigkeit steigt nach 1945 sehr an. Ihnen folgen Dr. D. Soravito aus Udine und der bekannte Bergsteiger und Schriftsteller B. Casara, der dem „Schlüsselberg“ der Torre del Cridola die Südseite abrang. So ist bis zum Jahre 1950 das Werk der Erschließung fast ausschließlich von der Ostseite, d. h. von der Gias-Hütte aus betrieben worden, während wir 1951 bis 1954 den Schwerpunkt wieder nach Bra di Toro verlegten. Eine Zusammenstellung der neuesten Erschließung zeigt Tafel 2. Eine interessante Feststellung konnten wir beim Beginn unserer Arbeit machen. Von der Ostseite des Gebirges waren alle Wände begangen worden, die man von der Gias-Hütte einsehen konnte. Ähnlich war es vor dem ersten Weltkriege von der Padua-Hütte geschehen. Zwischen beiden Blickfeldern aber blieb, außer der Tatsache, daß überhaupt sehr wenige Begehungen erfolgten, ein völlig toter Winkel übrig, der noch zwei Gipfel-Erstbegehungen für 1951 übrig gelassen hatte (Leone-Mt).

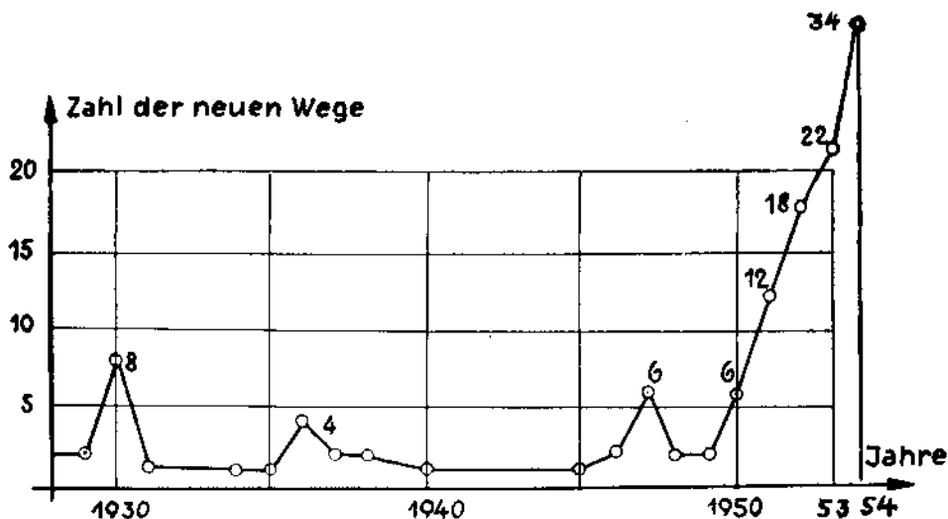
Tafel 2

Die Klettererschließung der nördlichen Karnischen Vorsalpen

	neue Wege
1. W. Herberg	65
2. R. Mtamura	42
3. N. Antoniacomi	17
4. J. Coradazzi-Bianchi	14
5. D. Cella	12
6. G. Berotti, G. Schianlini, C. Woglio	9
7. N. Perajutti, C. Castiglioni	7
8. E. Casara, C. Gilberti, G. Alessio, E. Francesconi, D. Soravito, C. Capuis	5
9. B. Cavallini, A. Treppo, A. Londoio	3

Wir selbst haben diese Berge 1932 zum ersten Male gesehen, angezogen natürlich vom berühmten Campanile di Val Montanaia. Damals stand unser Zelt am oberen Ende von Bra di Toro, wohl nahe jener Stelle, wo auch die frohe „Gilde zum groben Kletter-schuh“ gelagert hatte. Und der Zauber jener Gegend packte uns mächtig. Nur einen Gipfel bestiegen wir damals außer den zwei berühmten Campanili, und die Tatsache, daß auf jenem die letzte Gipfelintragung 20 Jahre zurücklag, ließ uns die Einsamkeit dieser Berge ahnen. Aber noch sollten weitere 19 Jahre vergehen, ehe wir zu der systematischen Klettererschließung anhuben. Erst 1951 ging die Fahrt wieder nach Bra di Toro. Bezaubernd und erregend war das Wiedersehen mit den Dolomiten. Fast atemlos

¹ Österr. Alpenzeitung 1927, S. 223.



vom Schauen kamen wir in Fiebe di Cadore an, wo der Jeep Da Deppo Natale bereitstand, der uns, ob der Steilheit des Weges hart an die Rückenlehne pressend, mitten in die Zauberwelt der grünen Wälder und der bizarren Spitzen der Spalti hinaufführte. Wenn ich mich dieser Stunde erinnere, verläßt mich nicht die dichterische Beschreibung eines Jungen vor dem Ferienparadies: „Er schrie einmal auf, hell wie ein Vogel. Dann stürzte er sich kopfüber in die neue Welt“ (Wiechert, Das einfache Leben). So stürzten wir uns hinein, in Fels und Sonne, Wald und Wasser, in die harte Arbeit von vier Kletterwochen. Wir begingen 1931 25 Gipfel auf den Wegen der Erstbegeher, drangen von Bergkette zu Bergkette, immer in völliger Einsamkeit. Wir suchten die Wege nach den alten Beschreibungen und sahen die wenigen Gipfelformen, die an unsere Vorgänger erinnerten. Gewaltig wirkte die Fülle des Unbekannten: getürmte Grate, tief eingeschnittene Schluchten, hohe Kamine, düstere Scharten und sonnenüberflutete Gipfel. Langsam klärte sich dann Teil für Teil das Unbekannte, und es gab sich durch die systematischen Begehungen Ordnung im Verlauf der Gratzüge und in der Lage der Wege zu erkennen. Und die Padua-Hütte war unsere Dase der Nacht, von der wir beim Morgengrauen fortgingen, und zu der wir, mit letzten Kräften meistens, heimkehrten, liebevoll versorgt von der Hüttenwirtin Frau Rita, die uns eines der Mädchen mit Schüsseln kalter Milch vor die Hütte entgegenschickte! So durchdrangen wir die Spalti, die Monfalconi und die Tribola-Gruppe. Und dann hatten wir fotografiert in diesen Wochen, alle Berge, alle Grate, und die stille Winterarbeit über Karten und Literatur ließ uns die Menge des Neulandes erkennen. So standen auch wir ab 1951, wie v. Saar und seine Gefährten 1902, vor einer „schier erdrückenden Zahl von Problemen“. Hatten doch die meisten großen Berge nur einige wenige Anstiege von den zuhöchst gelegenen Scharten, manche überhaupt nur einen, so wie sie der „Purtscheller“ von 1930 nannte. So brachten uns die Jahre 1951/1952 20 Erstbegehungen, das Jahr 1953 weitere 21, und das Jahre 1954 weitere 35. Als erstklassiges Hilfsmittel erwiesen sich die Lichtbilder, sowohl zum Auffinden, als auch zur Lösung der Probleme. Denn auf einer Tour, besonders auf einer schwierigen und einer erstmaligen, ist man gar nicht in der Lage, die gesamte Umwelt mit allen Wänden, Graten, Kaminen und Rissen in sich aufzunehmen und alle Erstiegunsmöglichkeiten auf einmal zu erkennen. Und nach jedem Jahr konnten wir mit v. Saar (1906) sagen: „Über den Felswinkeln der ‚Carnia‘ jedoch lag Grabesruhe wie ehedem, denn nur sehr wenige Tatenlustige hatte während dieser Zeit die Mär von der verborgenen träumenden Schönheit ihrer Hochwelt angelockt.“

Berge und Neutouren

1. Cridola-Gruppe

Die Cridola-Gruppe ist die nördlichste der drei betrachteten Gruppen und wird begrenzt im Norden vom Mauria-Paß und im Süden von der Forcella Scodavacca. Zentral dominiert der doppelgipflige Cridola selbst. Am östlichen (Hauptgipfel) mangelt es nicht an Wegen. Sehr begehrenswert bleibt immer noch der gewöhnliche Weg von Rugh, von dem man den herrlichen Rundblick auf die Torre Cridola hat. Überraschend klein ist die Spitze der Gipfelpyramide, und von ihr geht ein weiter Blick von den westlichen Dolomiten über die nördlichen und die Tauern bis zu den Juliern. Nach Süden aber öffnet sich die zackstarrende Wildnis der Monfalconi und der Spalti, in die man nur nach jahrelangen Begehungen Ordnung zu bringen vermag.

Der westliche Cridola-Gipfel ward kaum betreten. Von Westen führt der Schuster-Weg, von Norden der Weg Hübel zum Gipfel. Der Ostgrat ist mit seinen ganzen Türmen noch nicht überschritten worden (man umging sie bisher immer in der Südseite), und in der direkten Südwand blieben wir 1953 kurz vor dem Ausstieg auf die große, geneigte Schutzzone unter Überhängen stecken. Ihre Durchsteigung gelang uns erst Sommer 1954, und erinnert durch eine schwere, im Wasserfall zu erkletternde Seillänge an die Civetta-Wand. Sehr schön und leicht ist die Begehung des weiteren Grades nach Westen über die von uns „Croda Lunga“ und „Croda di Mezzo“ genannten mächtigen Massive zum Gypsfeiler Crodome di Scodavacca. Von der Forcella Croda Lunga findet man Gratanschluf über die Cima Sacido zum Montanel. Im Osten des Cridola-Massives zieht die Torre Cridola alle Blicke auf sich. Im Jahre 1903 von Hübel begangen, hat sie trotz ihrer hervorragend kühnen Form erst 15 Begehungen. Ihr Gipfelbuch (1927 von den Brüdern Schmid gelegt) spiegelt mit den Namen der Begeher die ganze Erschließungsgeschichte der Karnischen Voralpen wider:

1. 29. 7. 1903 Hübel, Uhlend, Volkmar.
2. 5. 8. 1903 v. Glanvell, v. Saar, Doménigg, König.
3. 24. 7. 1904 Eichinger, Uhlend.
4. 18. 7. 1907 Bleier, Schroffenegger.
5. 28. 8. 1910 Verti, Fanton.
6. 30. 8. 1927 Brüder Schmid, Wieber.
7. 1. 10. 1932 Zanutti, Raggi, Perlich, Benvenuti.
8. 14. 8. 1935 Bareggi, Mosconi.
9. 30. 8. 1935 Kupilius, Holzmann, Wallenfels, Schreiner.
10. 13. 7. 1945 Casara, Cavallini, 1. Begehung von Südwest.
11. 28. 8. 1950 Schiaulini, Cella, Antoniacomi.
12. 10. 7. 1951 Herberg, Bayer, Altamura.
13. 9. 7. 1952 Altamura, Freh, Schlaget.

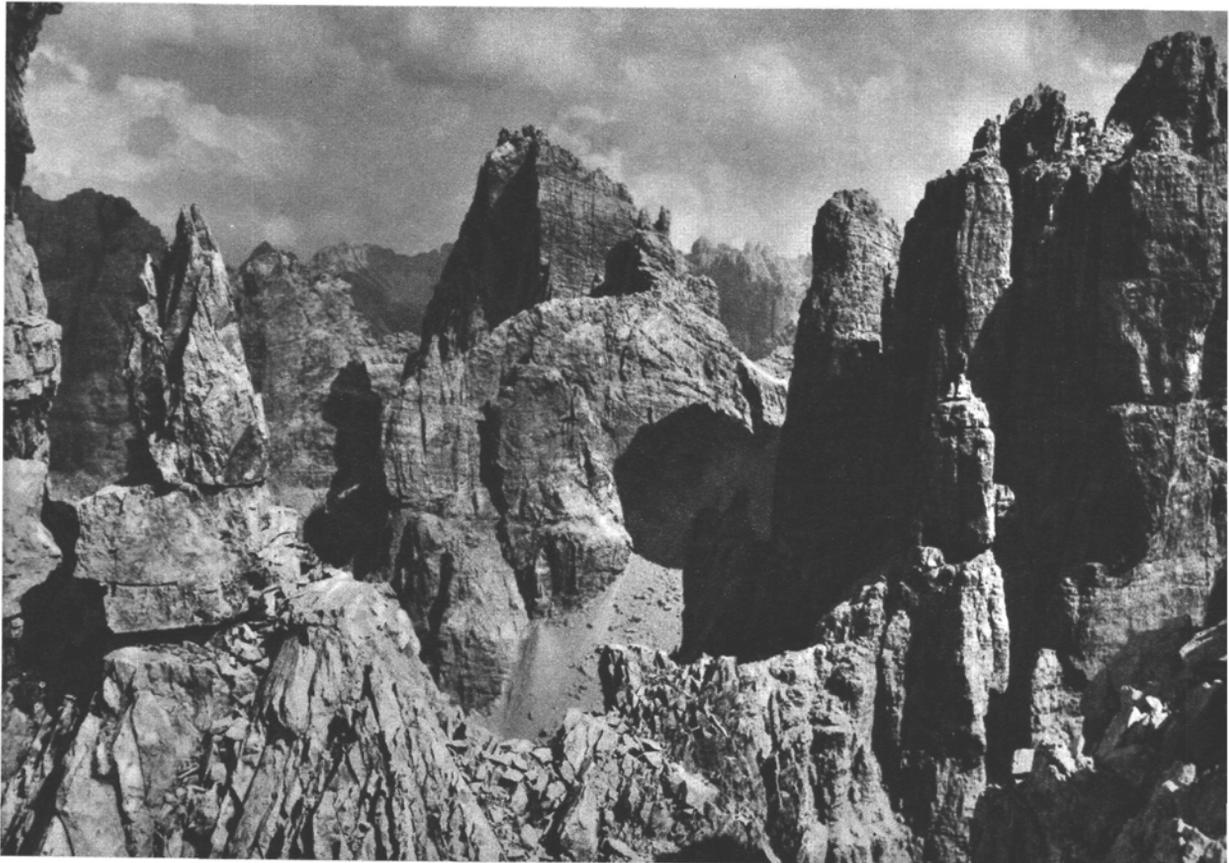
Der Normalweg der Torre Cridola ist heute noch eine herrliche Kletterfahrt, deren Schwierigkeit man als 3. Grad bewerten kann. Der schwere Südwest-Weg Casaras hat noch keine zweite Begehung gefunden. Eine direkte Südwand ließe sich, im unteren Teile wahrscheinlich mit künstlichen Hilfsmitteln, erzwingen. Eine direkte Nordwand wurde 1954 von Antoniacomi — Cella — Schiaulini begangen.

Der östliche Pfeiler der Gruppe nach dem Gias-Tal ist der Vallonut, dessen drei große Gipfel heute eigene Namen führen. Am westlichen, Castello della Torre, eröffneten wir 1953 den Südpfeiler (3. Grad) und fanden im Abstieg mit der Begehung des auf allen Bildern auffallenden schrägen „Südwest-Bandes“ den leichtesten (1. Grad) und schnellsten Weg von der Forcella Scodavacca. Am mittleren Vallonut, Croda della Cuna, begingen wir 1952 ebenfalls die Südwand und fanden weder in ihr einen Steinmann, noch auf dem Gipfel eine Karte über eine vorherige Begehung, die, wie wir später erfuhren, 1951 von Coradazzi-Antoniacomii-Cella erfolgt sein soll. Vom Ostgipfel, dem heutigen Vallonut, wendet sich der Kranz der Cridola-Berge wieder nach Norden und steigt über Monti Tor (von hier zeichnete Keschreiter sein charakteristisches Bild von der wilden Nordseite der Cridola), Cresta del Mieron zum Mauria-Paß ab.



Bedorcia-Alt und Cabinspitzen

Aufn.: Dr. W. Gerberg



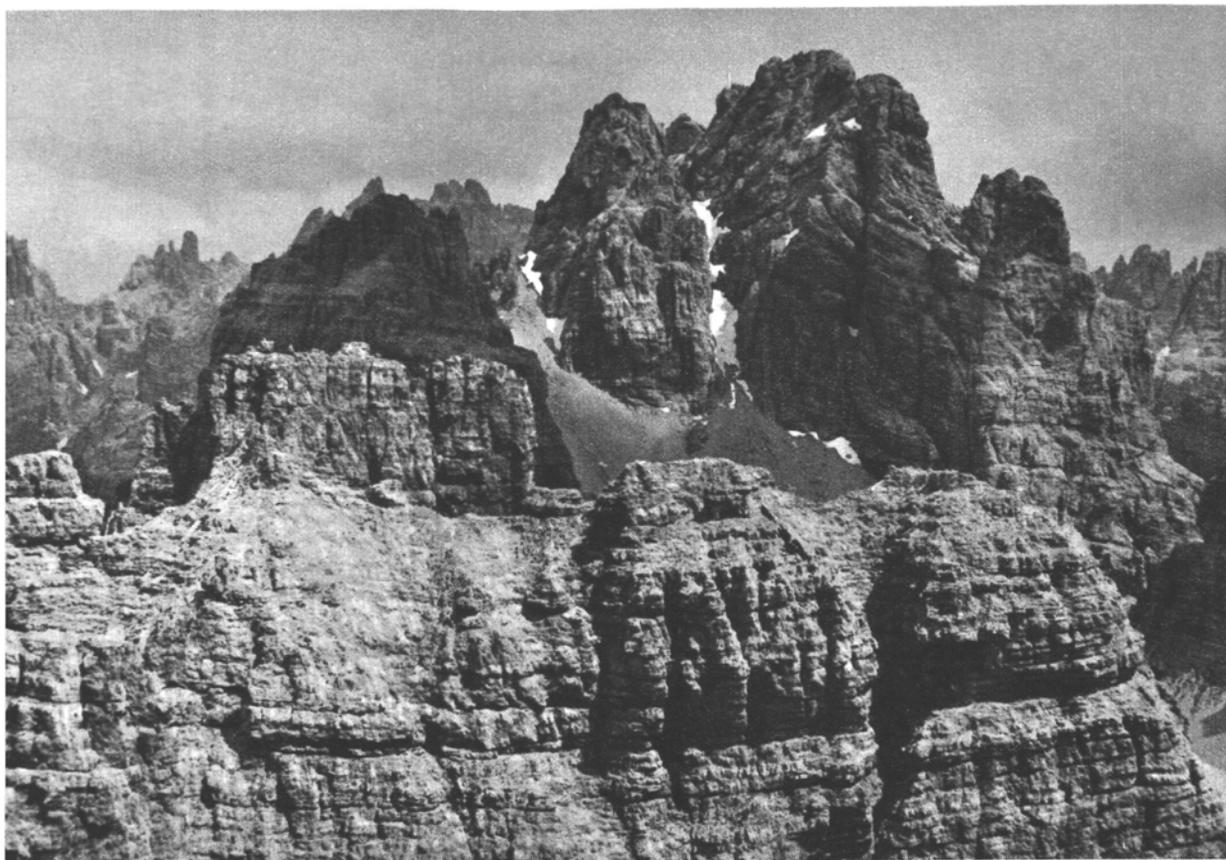
Castellato und Cima Talagona von Westen

Aufn.: Dr. E. Urban



Punta Koegel von Nordwesten

Aufn.: Dr. W. Gerberg



Montafalcon di Montanaia von Südwesten

Aufn.: Dr. W. Gerberg

Die Ostwände von Ballonut und Monti Tor wurden, da von der Gias-Hütte sichtbar, von friulanischen Kletterern begangen. Die bisher einmalige Gesamtüberschreitung der hufeisenförmigen Cridola-Gruppe wurde im Jahre 1904 von der Münchener Seilschaft Eichinger-Uhland in sieben Tagestouren ausgeführt.

Eine Reihe kleiner, aber sehr schlanker Türme steht unter der Westwand des Crodon di Scodavacca. Sie wurden 1905 von Piaz-Drier und 1913 von Bleier-Schroffenegger-Fanton erstiegen. Außer einer Wiederholung von Ugo d'Amicis sind keine weiteren Begehungen bekanntgeworden. Schließlich stehen noch südlich unter der Croda della Cuna zwei formensichöne Türme: Torre Gabriella und Torre Spinotti. Die von der Gias-Hütte sichtbare mauerglatte Südwand wurde 1951 von Floreanini-Zamolo durchstiegen und damit (nach der Nordwand des Campanile di Val Montanaia) der zweite 6. Grad mit künstlichen Hilfsmitteln in diesen Bergen eröffnet.

2. Die Monfalconi

Als mächtiges Massiv schiebt sich die Gias-Gruppe zwischen das Toro- und Arade-Tal, und als zinnengefrönte Schneide steigt von Westen die „Scala Grande“ zu ihrem Gipfel auf. Nach Nordosten bricht das Massiv mit den gewaltigen und steilen Wänden des Crodon di Gias ab. Schwere Verwirrungen herrschten zu Steinigers Zeiten hier in der Benennung. Läßt man von den heutigen Namen noch die „Vetta di Forni“¹ weg, so kommt man mit den Hauptgipfeln Cima Gias, Crodon di Gias und Monfalcon di Forni zu einem klaren Bild. Begleitet wird der Hauptstock nördlich von der Scala Piccola und den kleinen Parallelzügen Maddalena-Torre Valentino und Torre Bianchi-Torre Verti. Zwischen Crodon di Gias und Monfalcon di Forni steht noch der von Agostini, d. h. schon vor seiner Begehung durch v. Saar, „Zigarre“ genannte Turm, der sich aber bei weitem nicht so frei abhebt, wie man nach der Beschreibung vermuten müßte. Der mächtige Monfalcon di Forni schließt die Gias-Gruppe im Südosten ab. Er gehört zu den meistbegangenen Gipfeln und wurde erstmalig 1900 von Steiniger und Keschreiter bestiegen, die damit die ersten Kletterer in dieser Gruppe waren. Ihnen folgten wenige Wochen später Patéra (Tierarzt aus Wien) an der Cima Gias und Agostini mit Führer de Santa am Gordon di Gias. Beide Parteien stiegen in der finsternen Nordwand aus der düsteren Forca alta di Scodavacca an, die für damals schreckenerregend gewesen sein muß. Während der Weg Patéras, der nach der Beschreibung von Schuster bekannt ist, sich gut finden läßt und Bedeutung gewonnen hat, wissen wir bis heute noch nicht genau zu sagen, wo Agostinis Weg verläuft. Er muß jedenfalls weiter östlich der Forca alta beginnen und am Verbindungsgrat oder nahe der Forcella Crodon di Gias aussteigen. Die Begehung einer direkten Nordwand an der Cima Gias, die der Weg Patéras eigentlich nur kreuzt, steht noch aus. Im Jahre 1906 hofften v. Saar-Doménigg-König die Cima Gias von Westen zu erreichen, indem sie in der Forcella Bloccata anstiegen, doch endete ihr Versuch auf der Torre Scodavacca. Die erste Überschreitung von hier führten erst Bleier-Schroffenegger ein Jahr später aus, nachdem sie wenige Tage vorher die Scala Grande begangen hatten. Ganz unverständlich bleiben Schroffeneggers vergebliche Versuche an der Torre Scodavacca von der Forcella Bloccata aus², wo er doch am Campanile Irma in der Lage war, einen 5. Grad zu meistern. Wir fanden für den Weg v. Saars nur Schwierigkeitsgrad 2. Die Bleierschen Überschreitungen sind bis heute nicht wiederholt worden. Die Gesamtüberschreitung von der Torre del Rifugio bis zur Cima Gias müßte eine erstklassige, etwa zehnstündige Fels-tour sein³, bei der sich mit der direkten Überkletterung der Torre Bianca auch noch Neuland bietet. Sie wurde bisher links (nördlich) umgangen und von Nordosten erreicht.

¹ Agostini nannte 1900 so den letzten Gratabsatz im Südgrat des Crodon di Gias, wo sein Begehungsversuch von Süden endete. Dieser Name hat sich später unter friaulischen Bergsteigern für den Crodon di Gias selbst eingebürgert.

² *ÖZG.* 1912, S. 265.

³ Schon v. Saar schrieb 1907: „Eine Überschreitung des ganzen Kammes von Westen nach Osten müßte eine herrliche, erstklassige Tour sein.“

Eine italienische Begehung der oberen Gratteile in umgekehrter Richtung ist umstritten¹, wahrscheinlich endete sie schon auf der Torre Bianca, die von Osten aus der Forcella Cima Gias leicht erreichbar ist.

Auf den Gipfeln der Scala Grande und Scala Piccola fanden wir keine Karten der Erstbegeher. Wahrscheinlich hatten Bleier und Schöffenegger nicht an einen genügenden Vorrat von Konservenbüchsen gedacht! Nur der Gipfelsteinmann der Cima della Scala barg zwei völlig verblichene und unleserliche Zettel². Die Beschreibungen von Bleiers Touren sind lesenswert³ und geben einen Eindruck, wie damals Klettertouren unternommen wurden mit täglichen Annäherungen von fünf bis sechs Stunden zum Einstieg von Calalzo aus. Schließlich aber bezogen sie doch die verlassene Toro-Alm, von der aus die von Domegge mitgeführte Wirtschafterin Marietta die Kletterer durch Anlag kleiner bewimpelter Proviantdepots in der Nähe der Ein- bzw. Ausstiege und durch zweckmäßige Verlagerung von Pickel und Nagelschuhen unterstützte. Wenn man neben dieser Marietta an die Trägerinnen des Grafen Mantica denkt, an die tüchtige Trägerin Piaž', nach der die Forcella Teresa genannt ist, und an das „schwächliche Mädchen“, das den 25-Kilogramm-Koffer Gianvells von Longarone nach Cimolais trug, so muß man diesen cadurischen Frauen als Erschleckerhilfe ein tüchtiges Lob zollen und wünscht sich oft die gleiche Hilfe für die eigenen Rückfälle!

Unbegangen in diesen und späteren Jahren aber waren die steilen Nord- und Südfanken der Scala Grande und Scala Piccola geblieben. Auch wir kamen, nach Erkennen der „schier erdrückenden Fülle der Probleme“ und nach Beginn systematischer Begehungen erst 1953 und 1954 an diese Wände und durchstiegen:

Torre del Verone,	Südwand und Nordwand,
Torre del Coltello,	Südwand und Nordwand,
Torre di Mezzo,	Nordwand,
Cima della Scala,	Nordwand,
Torre Scodavacca,	Südwand,
Cima Forchetta,	Westwand,
Cima Anna-Paolina,	Südwand,
Torre Bianca	Südwand und Nordwand.

Von diesen zeichneten sich zwei Fahrten besonders aus. Die Südwand der Torre del Coltello bot eine sehr schöne und interessante Kaminletterei. Vom Südaufstieg zur Forcella Bloccata, der im Zusammenhang mit diesen Querbegehungen der Scala Grande ebenfalls von uns erschlossen wurde, reiht sich ein Kamin an den anderen. Oft sperren riesige Blöcke oder Dächer den Weg, immer aber fand sich ein Durchschluß, bis der Weg ganz oben in den breiten Spreizkamin zwischen den Gipfeln mündete. Bedeutender und noch schöner war der Südweg auf die Torre Scodavacca. Wir stiegen aus dem Arade-Tal von rechts auf den Vorbau und umgingen ebenfalls rechts den ersten Schluchtüberhang. In der großen Südschlucht selbst weiter ansteigend, mußten wir einen sehr engen und kraftraubenden Kamin durchsteigen, der sich vielleicht auch links umgehen läßt. Je höher wir kamen, um so mehr türmten sich die Überhänge. So setzte auch der hohe Schlußkamin zum Fuß der Gipfelwand mit einem rechteckig abgeschnittenen Überhang ein, der uns fast den Mut nahm. Wohl bot sich links ein Ausweg, doch wollten wir hier einmal nicht von der Sentrechten abweichen, und die Gangbarkeit des Überhanges bestätigte uns wieder, daß sich in den Bergen die Felsen dem Auge oft schlimmer bieten als der Hand. Gerade beim Wegerkunden von unten schien das nun folgende Stück unter der Gipfelwand sehr fraglich. Es zeigte sich als feiner, schräger Riß, in dem wir die Hauptchwierigkeiten erwarteten. Und bei der Begehung erwies er sich als ein schmaler

¹ Rivista Mensile, 1911, S. 57.

² 1954 fanden wir die einzige Karte von Bleier-Schöffenegger auf der Torre Bianca. Hier lag auch noch die Karte der Italiener Verti, Fanton, Andreoletti, Gemeghin.

³ DfZ. 1915, S. 121.

Gang, hinter einer Art Brustwehr nach außen verdeckt (genau wie es sich in der Nordostwand der Torre di San Lorenzo wiederholte).

Die Höhen der Scala Grande wurden von den Erstbegehern nur geschätzt. Unsere mehrfachen Aneroidmessungen zeigten Fehler bis zu 80 Meter. So ist z. B. die Torre Scodavacca als höchster Gipfel der Scala Grande 2440 Meter, statt 2360 Meter wie bisher, angegeben.

Die bedeutendste Südwand der Gias-Gruppe entsendet die Cima Gias selbst ins Urade-Tal. Sie ist so auffordernd, daß sie trotz der Einsamkeit der Berge schon zeitig ihre Bezwingler fand. Emil Solleder durchstieg 1929 die Wand und Antoniacomi 1950 die Kante selbst. Auch die zentrale Südwand des Crodo di Gias fand schon 1929 durch Fanton ihren Bezwingler. Wir begingen 1951 die linke Rampe, so daß nur die rechte noch unberührt liegt. Die Gias-Gruppe endet südlich an der 2300 Meter hohen Forcella Monfalcon di Forni, die touristisch zu den interessantesten gehört durch das Zusammenmünden dreier Täler und die Nachbarschaft dreier bedeutender Übergänge. Nordöstlich liegt die Forcella da Vis Busis, ein Übergang zur Gias-Hütte. Östlich breitet sich vor dem Coston di Forni der begrünte oberste Talboden der Val Monfalcon di Forni, und südlich erreicht man in 15 Minuten die Forcella del Leone zwischen dem Leone-Ast und der Monfalcon di Cimoliana-Gruppe, ein Übergang in das wunderschöne Monfalcon di Cimoliana-Tal und zur Fordenone-Hütte. Die Leone-Scharte erhielt 1900 von Ugostini ihren Namen nach den zwei auffallenden Felszacken, die sitzenden Löwen ähneln sollen. Bei den einheimischen Hirten hießen sie früher „I Frati“, weshalb Patèra die Scharte Forcella dei Frati nennen wollte. Da sich aber der Begriff „Löwen-Scharte“ eingebürgert hat, haben wir diese Bezeichnung verwendet und den unbenannten Mittelzug zwischen dem Ramo d'Urade und dem Coston di Forni „Ramo del Leone“ genannt und die Gipfel selbst „Cresta del Leone“ und „Croda del Leone“. Die südöstlichen Ausläufer dieses Zuges nennt die Tavoletta „De Croda Bianche“. Da hier aber keine bedeutenden Gipfel liegen, haben wir den Namen „Croda Bianca“ dem S. 2172, dem höchsten dieses Zuges, gegeben. Anschließend an die Croda del Leone folgen südlich fünf untergeordnete Punkte unter 2070 Meter (hier irrt also die Tavoletta Blatt Prammaggiore sehr), bis der „finstere Klotz der Stalla“ vor dem Meluzzo-Tal den Abschluß der Gruppe bildet. Dieser Leone-Ast ist der einsamste Bergzug, den ich je kennengelernt habe: seine sechs Berge weisen in rund 50 Jahren zusammen nur zehn Begehungen auf. Wir selbst bestiegen 1952 die Croda del Leone von Südwesten und Norden, überschritten 1953 erstmalig die ganze Cresta del Leone, drangen in die noch unbetretenen Klare der Südostseite der Croda Bianca ein und erstiegen die Croda Bianca von Südwesten. 1954 stiegen wir einen Westweg auf die Croda del Leone und einen Ostweg auf die Croda Bianca hinzu. Schließlich erreichten wir 1953 die Stalla über die fast 400 Meter hohe Westwand und legten damit den ersten zweiten Weg auf diesen Gipfel. Während dieser Besteigung war uns eine Photographie der Wand, die wir ein Jahr vorher von der gegenüberliegenden Cima Montanaia gemacht hatten, bei der Orientierung eine große Hilfe. Mit dieser Photographie hatten wir die Wand eigentlich überhaupt erst entdeckt, da sie beim Durchschreiten des engen Monfalcon di Cimoliana-Tales dem mühsam bergwärts Strebenden wie dem leichtfüßig zu Tal Glenden gar nicht auffällt!

Wir fanden in dieser Gruppe je eine alte Gipfelfarte auf der Croda Bianca und auf der Croda del Leone (Feruglio 1904) und deren zwei auf der Stalla (v. Saar 1903, Kaufmann 1909). Daraus und aus dem Studium ältester und seltener italienischer Literatur in der Bücherei von Udine gibt sich für uns von der bisher völlig unklaren Erststeigungsgeschichte des Leone-Zuges folgendes Bild zu erkennen. Es wurden be-

Feruglio-De Gajperi:	1904	Croda Bianca, Croda del Leone, Cresta del Leone-Hauptgipfel,
Deffar-Dougan:	1930	Cresta del Leone-Südgipfel,
Antoniacomi-Cella:	1951	Cresta del Leone-Nordgipfel.

Für die unbetretenen und unbenannten Scharten im Norden und Süden der mächtigen Croda del Leone wählten wir die Namen „Forcella della Cresta“ und Forcella Sud della Croda del Leone“. Waren die Gipfelschichten von der Cresta und Croda del Leone schon bezaubernd, so war jener von der Stalla die Krönung. Durch den südlichen Standpunkt etwas unter der Höhe der Hauptketten hob sich der Kranz der nahen Monfalconi so großartig heraus, daß der Stalla in dieser Hinsicht, um mit v. Saar zu reden, die „Palme gebührt“. Wir reicheten sie ihr ohne Bedenken, aber sie lohnte es uns mit einem fürchterlichen Gewitter und entließ uns nur blitzumzuckt und steinumschwirrt aus ihrer ungeschützten Ostflanke. Aber ihr Gipfel hatte uns weitere Einblicke in unbegangene Wände und die ersten Photographien von diesem seltenen Standpunkt geschenkt, so daß wir sie in bester Erinnerung behalten. Aber auch 1954, bei der Eroberung ihrer Nordwand, schickte sie uns wieder Regen auf die Häupter.

Der Hauptast der Monfalcon di Cimoliana-Gruppe ist der Urade-Nst, der von der Forcella Monfalcon di Forni zum Monfalcon di Montanaia führt. Am Monfalcon di Cimoliana (2450) durchstiegen wir 1953 die Nordwand, die in einem wundervollen 80 Meter hohen Kamin ausläuft. Einige Wochen später durchstieg Dino Cella die östliche Stirnwand, deren glattes Gipfelstück sich nur als 6. Grad ergab. Am zweiten Berge dieser Kette (im „Furtcheller“ 1928 noch nicht genannt), der nach unserem Aneroid 2400 Meter hoch ist und dem wir den Namen „Cima Veronica“ gaben, führten wir mit der Durchsteigung der langen Nordwestwand die zweite Begehung aus. 1954 durchstiegen wir Süd- und Westwand. Vom Gipfel war unser Blick ständig von der nahen Nordostflanke der Punta Koegel gefesselt. Bald schien sie gangbar, bald unmöglich. Wir nahmen Photos und studierten das Problem im Winter in Ruhe. Außer der frontalen besaßen wir auch Aufnahmen von beiden Seiten, so daß uns eigentlich nichts mehr entgehen konnte. Zwei Punkte blieben unklar: der überhängende Kantenrücken in der Höhe der winzigen vorgelegten Säule und die Gipfelwand. Im Sommer 1953 legten wir Hand an, und was zeigte sich? Der Abstand der Säule von der Wand betrug drei Meter, wir aber hatten eine Spreizmöglichkeit erhofft. Aber in der überhängenden Kante der Punta Koegel öffnete sich ein feiner Riß, der auf den Seitenbildern nicht zu sehen war und auf der Frontalaufnahme durch jene Säule genau verdeckt wurde. Überhängend und mit losen Steinen verkeilt, war er ein schweres Stück Arbeit, doch überwindbar für uns. Die Gipfelwand aber, die so schlimm ausgesehen hatte, erwies sich als ein 2. Grad! Die Gipfelstunde fand uns nun doch etwas matt, es war der vierte von rastlos aneinandergereihten Touren Tagen, gefüllt mit Erstbegehungen. Und sie erinnerte mich an unsere erste Koegel-Begehung vor zwei Jahren. Wir erreichten damals den Gipfel als zweiten Berg des Tages erst gegen 18 Uhr. Im schon abendlichen und fast unwirklichen Licht reichte sich um uns Berg an Berg in verwirrender Menge und Unordnung. Uns blieben zehn Minuten der Rast, wenn wir mit dem letzten Licht noch den Ausstieg erreichen wollten. Wir lagen so tiefatmend auf dem flachen, sonnenwarmen Gipfel, ohne auch nur den Versuch zu machen, zu erkennen und Ordnung in das uns umgebende Chaos zu bringen, dann tauchten wir wieder in die geheimnisvollen Kamine der Westseite. Diese stillen Minuten aber und der wunschlose Blick in Unbekanntes haben unsere Liebe zur Punta Koegel begründet. Der von uns begangene Westkamin ist eine sehr schöne Kletterei (3. Grad), insbesondere, wenn man den Kamin in gerader Linie von ganz unten ansteigt. Ob der Kamin in dieser Weise schon begangen wurde, konnten wir mit Sicherheit nicht feststellen¹. Bei der Begehung erkennt man sofort, wie Platz zum Nordwestweg kam: die hohen Schrofen im Mittelteil der Wand versüßten zu schnellem Emporstiegen in gerader

¹ Am ehesten kommt die Seilbahn Sladek-Barth-Pfleumer 1906 in Frage, doch hinterließ sie auf dem Gipfel keine Wegangabe. Die fünften Begeher des Berges (L., H., U. Fanton und D. Meneghini 4. 9. 1910) schrieben: „Sulla Cima troviamo le seguenti notizie: 1^a asc. F. Koegel con la guida J. Both 2. 8. 1902, 2^a asc. e 1^a da NO Trier, Pfeleumer con B. G. Piaz 30. 7. 1906, 3^a asc. e 2^a da NO K. Bröske con Piaz, 4^a (sull'anticima) Sladek, Barth e Pfeleumer. Non conosciamo la via percorsa da questa comitiva, (Rivista Mensile 1911, S. 222.)

Richtung und enden unter Überhängen. Hier muß man entweder nach links ausweichen wie Piaç, oder weit zurücksteigen und einen schmalen, seltsam schief eingeschnittenen Riß rechts der Schlucht nehmen. Ein leichterer Weg wurde von uns 1954 von Osten entdeckt. Der schnellste Abstieg geht über unsere NO-Kante mit einer 20-Meter-Abseilstelle (Hafen) gegenüber der „Säule“.

Die Cima d'Arade reißt sich südwestlich als nächster Gipfel an und war 1952 unser Ziel. Im Gipfelsteinmann liegen noch alle Karten der Erstbegeher der verschiedenen Wege, von denen außer dem leichtesten noch keiner wiederholt worden ist. Auf anderen Gipfeln sind die interessanten Karten leider verdorben oder verloren, weil die Erstbegeher sie nicht gleich in Blechbüchsen verwahrten, sondern nur „einige große Steine über sie warfen“, wie v. Saar einmal schreibt. Unser Ostweg von der Forcella Toro (heute Forcella Roegel) erwies sich nach diesen Karten nur zum Teil als neu, weil die „Klettergilde Salzburg“ eine Begehung von Osten aus dem Jahre 1924 meldete und wir einen ihrer Steinmänner auch in einer Parallelschlucht gesehen hatten. Die Besteigung der Cima d'Arade ist bestimmt auf allen Wegen lohnend, zumal man den gewöhnlichen Weg im Abstieg leicht findet. Der schönste Weg wird der Nordweg von Verti sein. Eine zweite Begehung aller dieser Wege würde zu größerer Klarheit beitragen, insbesondere beim Südweg der Seilschaft Debelakova-Cerrivo-Dezai (1930). Ihre Angaben¹ sind unklar, und ihre Gipfelfarte ist in einer Sprache geschrieben, die ein normaler Mitteleuropäer nicht zu lesen vermag. Feststeht jedenfalls, daß Frau Debelakova mit der weiteren Angabe der Erstbegehung von der Forcella d'Arade über die Punta Mantica zum Monfalcon di Montanaia irrt. Wahrscheinlich hat sie wiederum die Gipfelfarte der „Klettergilde“ nicht lesen können, die diese Fahrt von 1924 meldet. Noch heute, nach 30 Jahren, zieht sich einer Perleschnur gleich die Reihe der Steinmänner der „Klettergilde“ über den Nordgrat zur Punta Mantica. Wenn diese auch eine nur weniger bedeutende Erhebung im Nordgrat des Monfalcon di Montanaia ist, so bewahrt sie doch die Erinnerung an Graf Mantica, der einer der ersten Pioniere in diesen Bergen war und dem ein Troß von Trägerinnen Zelt und Lebensmittel nachtrug. Von der Punta Mantica, für deren Höhe wir 2500 Meter gemessen haben, kann man den folgenden großen Grat zum südlich direkt überklettern (3. Grad), oder ihn leicht nach links umgehen und den gewöhnlichen Weg zum Monfalcon di Montanaia gewinnen. Mit diesem höchsten Berge der nördlichen Karnischen Voralpen sind viele Namen der Erschließungszeit verbunden: Ferrucci, Hübel, v. Saar. Letzterer hat den Berg 1908 beschrieben. Nur der Südgrat bedarf einer neuen Beschreibung, die vom Dr. Urban, Wien, der den Weg 1953 wiederholte, für den neuen Führer vorliegt. So verbleibt nur noch die Südostwand des Berges zu durchsteigen, doch zeigte sich vom Gipfel der Stalla, daß hier keine einheitliche Wand, sondern sehr zerklüftetes Gelände vorliegt, das die Orientierung erschwert. 1954 wurden von uns noch begangen: Punta Mantica NO-Wand (sehr schöne Kletterei), Monfalcon di Montanaia von NO und SW.

Vom hohen Monfalcon di Montanaia zieht ein Bergzug genau nach Süden. Er beginnt hinter der Forcella Cimoliana mit der formenschönen Croda Cimoliana, die mit mauer-glatten Wänden nach Westen und Osten abstürzt. Ihr Anblick wird jeden Überschreiter der Forcella Montanaia begeistern, der mehr sieht als nur den berühmten Campanile. Sie gehört zweifelsohne zu den schönsten und mächtigsten Bergen der Monfalconi. Wir konnten 1952 noch eine sehr interessante Route durch die Nordostwand legen, während uns in der hohen Ostwand erstmalig eine italienische Seilschaft (Blanchini-Micoli) zuvorkam. Ihre Begehung ist eine der bedeutendsten Neufahrten in diesen Bergen. Die Wandhöhe beträgt 600 Meter, wenn man den Einstieg von der Höhentote 1205 der Pordenone-Hütte (Tavoletta JGM) mißt. Doch nach unseren Beobachtungen und mehrfachen Aneroidmessungen müßte die Hütte genau 100 Meter höher liegen. Man müßte eine Überprüfung von Vougarone-Cimolais aus vornehmen.

¹ Österr. Alpenzeitung 1931.

Am der südlich folgenden Cima Montanaia bereitete uns mit der Westwand wieder die „Klettergilde Salzburg“ eine Enttäuschung: gemäß Gipfelfarte hatte sie die Wand bereits am 12. August 1924 begangen. Wir schwer es ist, Wege im Abstieg zu finden, erlebten wir wieder einmal am Südwege v. Saars. Schließlich mußte uns Abseilen auf das Band zur Meluzzo-Scharte bringen, von wo leichte Kaminreihen ins Montanaia-Tal hinabführen. 1954 durchstiegen wir erstmalig ihre Ostwand, die mit über 600 Meter die höchste Wand der Monsfalconi ist. Der Gipfel der Cima Montanaia, bis heute auch nicht mehr als 1. Mal betreten, gibt den besten Einblick in die von unten nicht zu übersehende Westwand der Stalla und auch auf den berühmten und so nahen Campanile di Val Montanaia. Über ihn ist seit 50 Jahren genügend geschrieben worden, so daß wir uns die Worte sparen können. Die Schwierigkeit des Normalweges kann man mit 3. Grad bezeichnen, die kurze Stelle am Cozzi-Riß mit 4. Grad. Man sieht an den vielen schönen 3. Graden in diesem Gebiete, daß in unseren heutigen Bewertungen der 3. Grad im allgemeinen etwas entwertet ist. Ein 3. Grad heißt aber: eine schwere Kletterei! So konnten wir schon erleben, daß italienische Wiederholer eines unserer Riß-Kamin-Dreier doch etwas verwundert dreinschauten. Aber auch ihnen konnten wir nur sagen: ein 3. Grad ist eben „schwer“! Der berühmte Quergang am Campanile ist ein zweiter Grad und wir wollen erwähnen, daß kurz vor der Mitte, gleich hinter einer Kante, wo sich das Band verbreitert, sehr hoch ein Sicherungshaken steckt, der meist übersehen wird, der über der luftigen Tiefe aber gute Dienste leistet. Über die berühmten Nordüberhänge¹ wird W. Casara in der Fortsetzung seines schönen Buches „Arrampicate libere“ schreiben. Gelegentlich eines Vortrages in Vicenza zeigte uns Casara seinen wunderschönen Campanile-Film, der eine Besteigung und die Abhaltung einer Messe auf dem Turme darstellt. Über den Wert der Besteigung über die Nordüberhänge kann man den Worten Bleiers² zustimmen, der sie als erster benannte.

Das große nach Süden offene Hufeisen des Montanaia-Tales mit seiner schönen Wiese nördlich des Campanile, wird an eigener Schönheit und jener der Umgebung nur durch die einsame und blumenübersäte Hochfläche in der benachbarten Val Monsfalconi di Cimoliana übertroffen. Der obere Talschluß des Montanaia-Tales wird von der formenschönen Cima di Forcella Montanaia gebildet, die auf allen Campanile-Gipfelglocken-Bildern im Hintergrund zu sehen ist. Paul Hübner bestieg sie 1903 zum ersten Male, und zwar durch die Südwand. Ihm folgte mit neuem Wege 1909 Patéra von Westen aus der Forcella Teresa. Dieser Weg blieb, trotz der hinterlegten Gipfelfarte, bis 1952 unbekannt. Wir selbst durchstiegen in diesem Jahre die lange Nordwand, in deren letztes Stück man allerdings auch leicht von der Forcella Montanaia aus einsteigen kann, und 1954 die Westwand. Mit diesem Gipfel endet an der genannten Scharte das wilde Reich der Monsfalconi.

3. Spalti di Toro

Als erster Zug der „Spalti“ (Felsmauern) umfaßt der Toro-Nst: Cima Both, Cima Emilia, Cima Toro, Punta Pia und Pala Grande. Sie sind jene Berge, die Bra di Toro umschließen und zusammen mit dem Castellato-Zug das charakteristische Profil hinter der schönen Bergwiese abgeben. Sie sind von Domenigg und v. Saar eingehend beschrieben worden und bedürfen nicht vieler weiterer Worte. Auf der Cima Both fanden wir 36 Gipfelfarten, womit sie sich unter die weniger öfters begangenen Gipfel einreihet (wenn man rund eine Begehung pro Jahr als „oft“ bezeichnen will!), weil sie an der Montanaia-Scharte und damit am Zugang zum berühmten Campanile liegt. Ihr plattiger Gipfel vermittelt einen wunderbaren Blick auf die Monsfalconi. Als wir 1951 begannen, in die verwickelten Formen von Gipfeln und Scharten einzudringen,

¹ Der Bergsteiger, 9. Jg., 1939, S. 11, S. 690.

² „Das Bemerkenswerteste an diesem wahnsinnigen Treiben war aber wohl, daß keinem von uns der Gedanke kam, wie wenig unsere Bemühungen mit Alpinismus zu tun hatten.“ (Wiener Alpenzeitung 1915, S. 142.)

stiegen wir von Norden zur Forcella del Campanile zwischen Cima Botz und Cima Emilia an. Doch verloren wir in dem Gewirr von Schluchten, Schutt-Terrassen und Schrofen die Orientierung und erreichten ohne es zu wissen die nächste Scharte, Forcella dei Giumelli, zwischen Emilia und Cima Toro. So hielten wir an der Emilia-Beschreibung fest und gelangten mit „Band zu Kamin“ auf einem neuen Wege auf die Cima Toro. Erst einige Tage später, eingedenk der Nähe eines kühnen, scheibenartigen Gipfels, der nur die Punta Pia sein konnte, und einer roten Markierung einer Scharte, von welcher der Hüttenwirt berichtete, daß sie an der Cima Toro liege, erkannten wir, daß wir gar nicht auf der Cima Emilia gewesen waren. Wenn wir 1951 auch noch kein Aneroid mit uns führten, so war doch klar zu erkennen, daß der Gipfel der Punta Pia niedriger ist, als jener der Cima Toro (2355). Statt 2387 wird die wahre Höhenkote der Pia etwa 2350 sein. Die Cima Toro ist in der Ersteigungsgeschichte der Spalti bekannt durch das zufällige Zusammentreffen zweier Seilschaften, die ihre Erstbegehung versuchten und schließlich gemeinsam den Gipfel erreichten. Die Gliederung des Berges ist gekennzeichnet durch das große Band, auf welchem man etwa in Schartenhöhe auf der Montanaia-Seite den Berg bis zur Punta Pia umgehen kann. Nicht ganz sicher waren wir im Erkennen der von v. Saar genannten Nebengipfel „Col Toro“ und „Testa Toro“. Der Col Toro könnte der rückenartige Vorgipfel nach der Montanaia-Seite zu sein. Als Testa Toro könnte man aber viele säulenartige Gebilde auf dem Grat zur Forcella dei Giumelli (= Zwillinge) hin erkennen. Das lange Gratstück von der Scharte nordöstlich der Cima Toro, die wir der Markierung wegen „Forcella Segnata“ nannten, bis zur Forcella dei Giumelli ist leicht zu begehen, indem man die einzelnen Türme auf der Cadin- oder Montanaia-Seite umgeht. Der interessanteste Gipfel des Toro-Kammes ist die Punta Pia. Als mauerglatte Scheibe erscheint sie von der Cima Toro, als kühne Doppelnadel aus dem Cadin-Tal. Der Anstieg von Südwesten ist, trotz der kühnen Gestalt des Turmes, nur mittelschwer. Etwas problematisch allein ist die beste Art, den Sodel zu erreichen. Der schnellste Zugang von Pra di Toro geht über die Forcella Scura (drei Stunden von der Hütte). Von hier (besser gesagt etwas westlich unterhalb der Scharte) durchstiegen Piaz-Trier einen Kamin zum Sodel, dessen Brüchigkeit weit über ein normales Maß hinausgeht. Doménigg-König-Gafner-v. Saar wandten sich von der Scharte nach Osten und erreichten auf brüchigen Bändern und durch einen Kamin auf diese Weise den Sodel. Es ist gut zu wissen, daß man nun auf Schuttbändern die ganze Pia westlich (Seite Cadin-Tal) leicht umgehen und so die Forcella Pia und im Anschluß daran das oben erwähnte Schuttband auf der Südseite (Montanaia-Seite) der Cima Toro erreichen kann. Damit ist vom Montanaia-Tal bzw. von der Forcella Segnata aus ein sehr schöner höhenwegartiger Zugang zum leichteren Anstieg auf die Pia gegeben, wenn auch der Forcella Scura-Weg einen viel rascheren Abstieg zur Padua-Hütte bietet. Der Pia selbst wäre an der Südostkante noch ein 5. oder 6. Grad abzurängen. Unsere Begehung 1951 war erst die sechste nach Piaz-Trier 1906, Doménigg-König-Gafner-v. Saar 1906, Fanton-Rossi 1908 und Antonio da Via 1936 und 1939. Wir hatten von der Forcella Scura eineinviertel Stunden benötigt. Der Aufstiegsweg von Piaz-Trier von der Forcella Pia muß ungleich schwerer sein, die Überschreitung von hier zur Forcella Scura ist eine sehr schöne Bergfahrt.

Im weiteren Verlauf des Toro-Kammes schließt sich an die Punta Pia die mächtige Pala Grande an. Wiederum aus der finsternen Forcella Scura stiegen Piaz-Trier durch einen 35 Meter hohen, schweren Riß an. Man gewinnt durch ihn dieselbe Sodelhöhe wie an der gegenüberliegenden Pia und damit leichteres Gelände. Nach unseren Beobachtungen wäre dieser Riß westlich unter der Forcella Scura durch einen Kamin zu umgehen, der direkter in jene Schlucht und damit zur Schlußwand führt, die auch Piaz-Weg berührt. Doch führten wir die Pala Grande-Überschreitung in der entgegengesetzten Richtung aus und konnten später wegen der „schier erdrückenden Fülle der Probleme“ dieser Beobachtung noch nicht nachgehen. Der Normalanstieg erreicht den Gipfel von der südwestlich gelegenen Forcella Cadin, von wo schon E. König 1900 einen

Vorturm erreichte, der heute keine eigene Benennung mehr trägt. Wollte man hier jeden auffallenden Zacken benennen, so würden einmal sämtliche Mädchenmamen nicht ausreichen¹, zum anderen hätten die nördlichen Vortürme mehr Recht auf eigene Namen. Die Pala Grande ist, wie schon ihr Name sagt, ein mächtiges Massiv und hat eine riesige, weltverlorene Gipfelfläche. Von ihr sieht man daumenklein den berühmten Campanile tief unter sich zwischen den mächtigen Bergen des Montanaia-Tales stehen. Im Jahre 1929 wurde in der Nähe der Pala Grande ein „Campanile Pra di Toro“ erstiegen, der allerdings nicht sehr groß sein kann oder nicht frei steht, da wir ihn bis jetzt noch nicht gesehen haben. Bemerkenswert ist noch, daß der große Südsporn im Cimoliana-Tal, der auf allen Karten am Castellato eingezeichnet ist, in Wirklichkeit von der Pala Grande ausgeht. Die West- und Nordwand der Pala Grande wurden 1954 vom Erstverfasser im Alleingang durchstiegen.

Damit ist der Toro-Akt beendet, und der folgende Campanile Toro ist schon zur Castellato-Gruppe zu rechnen. Er ist nach dem Montanaia-Turm der bekannteste und meistbesuchte. Auf seinem Gipfel wurde, um der Ruhe und Bergeseinsamkeit etwas abzuwehnen, 1952 eine Glocke aufgestellt, was hoffentlich nicht weiter Schule machen wird, denn sonst könnte man denken, auf Almen statt auf Gipfeln zu weilen. Vier Wege führen heute auf seinen Gipfel, von denen der Weg Piaž' der berühmteste und gefürchtetste geworden ist, weil Piaž ihn selbst als seinen schwersten und eindrucksvollsten bezeichnet hat. In seiner Beschreibung von 1907 irrt v. Saar mit der Bemerkung, die Seilschaft Nieberl-Klammer habe die zweite Begehung durchgeführt. Nieberl selbst schreibt², daß er den Campanile von der Forcella Cabin nur betrachtet hätte auf dem Wege zum Campanile di Val Montanaia. Uns hingegen scheint, daß er nicht den Piaž-Weg betrachtet hat, dessen schiefer Riß von der Scharte verdeckt ist, sondern daß er die Möglichkeit eines Anstieges erpäht hat, der erst 1930 von Stösser-Schütt begangen wurde. Wie sehr der Campanile Toro die Gedanken der meisten Pra di Toro-Besuche beherrscht, zeigte uns ein kleines Erlebnis 1951. Wir saßen an der letzten grünen Insel im Cabin-Tal rastend, als uns zwei Italiener, schnellen Schrittes und leicht gegürtet, überholten. Sie verstanden auf ihre Frage nach unserem Ziel sicherlich nur das Wort „Toro“, nickten, sahen befriedigt auf unser dickes Seil und zogen eilig weiter. Ihre Enttäuschung, als sie dann ohne Seil am Einstieg zum Campanile saßen, wir aber durch die Talbreite entfernt von ihnen am Einstieg zum „Cabin di Toro“, war groß! Unter „Toro“ durfte man doch nichts anderes verstehen als den Campanile Toro!

Der Castellato ist der mächtigste Berg der Pra di Toro-Umrahmung. In die Daten seiner Erststeigungsgeschichte haben sich manche Irrtümer eingeschlichen. Aus den Aufzeichnungen über aufgefundene Gipfelfarten (v. Saar 1907), aus der genauen Kenntnis des Geländes und nach dem Studium der Originalberichte von Peß und De Gasperi³ konnten wir nachweisen, daß Feruglio-Peß 1902 nicht den Castellato, sondern die heutige Torre di San Lorenzo erreichten (2383), die sie für den Castellato hielten⁴. Damit sind die wirklichen Erstbegeher Berger-Hechenbleitner (Vorname: Ingenuin, nicht Genewein wie bei v. Saar), die 1903 auch „keine Spur menschlicher Anwesenheit“ vorfanden. Ein zweiter, bisher ebenfalls nicht aufgefundener Irrtum hält die „Stiße zum groben Kletterschuh“ für die ersten Begeher von Westen. Diesen Weg durchstiegen aber schon De Gasperi-De Santa 1903, die sich wiederum irrtümlicherweise auf den Spuren von Feruglio-Peß glaubten und deren beschädigte Kürbisflasche es war, die Domenigg in Gipfelnähe vorfand. Die steile und finstere Nordwand wurde 1906 von Piaž-Trier bezwungen und 1907 von Dibona-Luz wiederholt. War der Berg somit von Osten, Westen und Norden bestiegen, so begaben wir uns 1952 in die Südwand und fanden

¹ Pia und Olga (Campanile Olga) sind Töchter von Piaž.

² Nieberl schreibt in der DZG, 1907, S. 313: „Ein endgültiges Urteil über dessen Schwierigkeit darf ich mir nicht erlauben, weil ich mich trotz der Kletterwut meines Genossen nicht verleiten ließ ...“

³ Sulle Prealpi Clautane, Cronaca S. A. F. 1903, S. 57, 1905, S. 25.

⁴ Le Alpi Venote, 1953, S. 23.

hier, fast 50 Jahre nach der ersten Ersteigung des Berges, den leichtesten Anstieg (1. Grad). Die schlankste Gestalt des Castellato-Juges ist die Torre di San Lorenzo, von Berger „der bauchige Turm“, von uns kurz „die Flasche“ genannt. Über ihren Ost-überhängen zur Forcella Cadarin endeten 1903 Doménigg-v. Saars Abstiegsversuche. Diese Wand stand zwei Jahre auf unserem Programm, doch bei jeder Betrachtung schreckte ihre Blätte ab. Insbesondere beim Abstieg vom nahen Castellato gedachten wir, den Anstieg gut studieren zu können, doch (und nicht nur weil der Nebel zog!) schüttelten wir die Köpfe und enteilten zu Tal. Einen ähnlichen Eindruck mußte schon v. Saar gehabt haben, denn er schrieb 1907: „Ein Anstieg von der Forcella Cadarin erscheint wohl ausgeschlossen.“ Ein italienischer Versuch 1952 wurde unter überhängenden Wänden abgebrochen. Unsere Wegführung 1953 war nun keine „direttissima“, doch (sagt man es zum Trost?) „von der Natur gegeben“. Unter den überhängenden Wänden folgten wir einer Steilrampe nach links, wo ich als Schlüsselstelle einen feinen, überhängenden Riß erpäht hatte. Er war in der Tat der Schlüssel der überhängenden Zone, und danach kam die große Überraschung: wo wir in der Gipfelwand einen schweren Quergang erwartet hatten, war ein schmaler, von außen nicht sichtbarer Korridor in die Wand gesprengt, der ohne jede Schwierigkeit nach links zu dem Bande brachte, wo in der Tat an überdachter Stelle noch der Entfagungssteinmann v. Saar-Doméniggs stand. Die Torre di San Lorenzo hat nach den betannten alten Begehungen und nach den aufgefundenen Gipfelfarten bis heute nur zehn Ersteigungen. Auch der gewöhnliche Weg von Westen aus der Forcella di San Lorenzo ist einer Begehung wert, eine mittelschwere, sehr steile Kletterei, die wiederum von der nahen Cima di San Lorenzo viel schwerer erscheint. Die Bedeutung der Cima di San Lorenzo ist gering, da sie von Osten her leicht zu erreichen ist. Ein Nordweg von uns hat wenig Bedeutung. Der sicherlich schönste Weg ist jener von Südwesten von Doménigg-v. Saar, der aus der Verlegenheit entstand, von der Forcella Stretta aus den Stier nicht bei den Hörnern packen zu können¹. Diese Hörner bestehen in einem sehr überhängenden Kamineinstieg, den wir 1951 überwandern, der aber möglicherweise schon vor uns von den Geschwistern Fanton begangen worden war. Der damit erreichte Kamin ist leicht und wundervoll, der Grat zum Gipfel ein Genuß.

Ganz beherrschend im Abschluß der Val Cadin steht die doppelgipflige Cima Talagona. Die Nordwestwand der östlichen Spitze durchstiegen Doménigg-König-v. Saar 1903. Die Nordwand in der Mitte begingen Verti-Sligler, doch endet auch ihr Weg in der Scharte zwischen beiden Gipfeln. Wir eröffneten 1953 die direkte Nordwestwand zum Westgipfel, die durch eine Reihe bemerkenswerter Kamine gekennzeichnet ist, und vollendeten 1954 Doméniggs Weg mit einem geraden Durchstieg auf di: Ostspitz. Auch der Westkamin, der vom Cadin di Toro so herausfordernd aussieht, wurde von uns (1952) durchstiegen. Der Gipfel der Cima Talagona ist nun der, dessen Ausblick nach v. Saar „die Palme gebührt“. Ohne Zweifel ist diese Aussicht eine Palme wert, doch muß man dann eine vergoldete der Stalla reichen! Unsere erneuten und genauen berg'eichenden Beobachtungen in dieser Gruppe im Sommer 1954 haben di: Vermutung von Prof. Verti bestätigt, daß auf der italienischen Karte (Tavoletta Pramaggiore) die Höhentoten für Punta Pia, Pala Grande, Castellatto und Cima Talagona der Reihe nach verschoben eingetragen worden sind. Als wahre Höhen ergeben sich demnach für

Punta Pia	2350 (Aneroid Herberg)
Pala Grande	2387 statt 2424
Castellatto	2424 statt 2429
Torre di San Lorenzo	2380
Cima Talagona-Ost	2429.

¹ „Ein Versuch, den Stier bei den Hörnern zu packen und die Gipfelwand der Cima di San Lorenzo im direkten Anstieg von der Stretta aus zu erobern, mißlang.“ (B. DDB. 1907, S. 304).

Am Cadin di Toro vereinen sich Castellato-Nist und Bedocia-Nist (Cadin-Spitzen) und nach Norden zweigt der kleine, aber hochinteressante Castello di Bedorcja ab, ein „Carnia-Paradies“ im Kleinen. Auch hier war die tüchtige „Gilde zum groben Kletterschuh“ am Werk, wenige Wochen vor ihr allerdings schon die Junsbruder Seilschaft Berger-Hechenbleikner. Die Lage der Südanstiege auf Massiv und Südturm ist uns, selbst in der Forcella Sud stehend, nicht klar geworden. Wir waren 1951 rechts dieser Scharte ansteigend in sehr steilem und brüchigem Gelände steckengeblieben und führten einen Südostweg auf den Südturm erst 1952 durch, ohne die Scharte zu berühren. Die alten Südanstiege müssen demnach südwestlich der Scharte liegen. Auf keinen Fall aber besteht von der Forcella Sud „ein leichter Übergang von Scharte zu Scharte“ („Purtscheller“ 1930, S. 165). Ein leichter Weg (2. Grad) bis zur Forcella Nord bietet sich erst vom Gipfel des Südturmes aus. Der Hauptgipfel ist ein rechter Dolomitenturm mit senkrechten Wänden und ebener Gipfelform. Auch sein Steinmann birgt die Klarten fast aller Kletterer, die Pra di Toro besucht haben, darunter die von Walter Stösser aus dem Jahre 1925. Der Nordostturm ist der schwerste, die Wegführung der Erstbegeher aber zu umständlich und zu unklar beschrieben. Man hält sich heute von dem torartigen Absatz direkt am Turm bis zu einem bequemen Bande, das nach links bringt. Oder man steigt auf unserer Variante vom Tor etwas nach Norden ab und erreicht über die leichtere Nordwestflanke (2. Grad) direkt das Ende jenes Bandes, von dem man noch etwas links quert und in der Nordwand den Gipfel erreicht. Der Campanile Olga bietet ohne Zweifel die schönste Kletterei der Bedorcja-Türme, insbesondere auf der eleganten Einstiegsvariante vom v. Saar- zum Piaz-Weg. Seine nordwestliche Talseite wurde von uns 1954 in sehr schwerer, aber schöner Nistkette:ei durchklettert. Der Campanile Domegge ist der am seltensten begangene Gipfel, da er nicht „am Wege“ der anderen liegt. Auch wir haben ihn noch nicht erreicht, da uns in der Einstiegschlucht ein wütendes Gewitter zurückschlug. Ein uralter, riesiger Ringhafen (sicherlich Bauart Berto Fanton!) dient hier, von der Scharte zwischen Nordost-Turm und Campanile Domegge kommend, im Abstieg zur Überwindung eines großen Schluchtüberhanges. Damit ist der Castello zu Ende und das Massiv, dem die einzelnen Türme entwachsen, fällt steil zum Collalto und Col Piccolo ins Talagona-Tal ab.

Der letzte Bergzug der „Spalti“ vor der Forcella Spe wird von den Cadin-Spitzen gebildet, die im Liede der „Gilde zum groben Kletterschuh“ besungen wurden. Sie sind drei mächtige Berge, deren Pyramidengefalten, von Domegge aus gesehen, die „Spalti“ verkörpern. Auf den Cadin di Toro fand Oskar Schuster 1901 einen neuen und leichteren Weg aus dem Cadin-Tal, dem wir 1951 folgten. Etwas schwerer und schöner ist der Anstieg v. Saars über den Nordgrat, allerdings ohne den Umweg über die Forcella Bedorcja. Steigt man vom Gipfel über die leichte schöne Cresta Piana zur Forcella della Neve ab, so kann man mit der Überschreitung der Cima Talagona und beliebig vieler weiterer Gipfel Bergfahrten von allen Längen ausführen. Der Cadin di Bedorcja ist, von der Alpe Bedorcja gesehen, die edelste Berggestalt, die gleichnamige Alpe selbst ein seiner würdiger Vordergrund. Von ihrer Schönheit schrieb v. Saar 1905: „Selbst in den Karnischen Voralpen wird es nur wenige Punkte geben, die sich mit Bedorcja messen können.“ Die Nordwände der Cadini wurden auf mehreren Wegen begangen, die gewaltigen Südwände haben wohl ihre Anwärter, doch sind sie noch unbezwungen. Die SO-Wand wurde 1954 von Altamura-Cogliol-urban durchklettert. Aber auch alle gewöhnlichen Wege auf diese großen Gipfel, besonders die Überschreitungen, sind begehenswert. Anschaulich hat v. Saar die denkwürdige Begehung des Cadin degli Elmi mit Bergmaler Compton geschildert, der 1904 seine herrlichen Bilder der Karnischen Voralpen malte, die die Jahrgänge der Zeitschrift 1905 bis 1908 schmücken. Wie gut kann man sich in jene Zeiten versetzt denken, wenn man ihre Wege geht. Noch ist es ebenso einsam, noch erinnert die primitive Casera Bedorcja an einfachstes Leben, noch findet man dieselbe große Freude, die jene gefunden haben, an deren Steinmännern wir auf den Gipfeln sitzen.

So ist erst heute die „klassische“ Erschließungsperiode beendet, und es verbleibt noch jene des 6. Grades und der künstlichen Hilfsmittel, doch braucht man viel Liebe für große Annäherung und große Geröllhalben, wenn man hier neue Wege gehen will, und dazu viel Kenntnisse der gewöhnlichen Wege, der Scharpen und der Abstiege. Und wichtiger, als daß man nun auch hier schnellstens „das Abenteuer mit dem Hammer aus dem Fels schlägt“, erscheint uns, daß man das Gebiet mit Stille begeht und seine Ursprünglichkeit erhält. Daß man sich hier wohl und geborgen fühlen kann wie in den Tagen fernster Bergesamkeit, und daß man hier weiterhin das Bergglück ungetrübt und fern von allen Verfallserscheinungen findet, der Liebe wert und gleich, die wir den Bergen zutragen.

So können auch wir 1954, wie v. Saar 1906, aus vollem Herzen sagen: „Nicht die alpinen Probleme allein, die da unten in schier erdrückender Fülle unser hartn, waren es, welche uns zur Wiederkehr bewogen: die unvergleichliche Schwermut jener Täler, die weltabgeschiedene, träumerische Einsamkeit ihrer von hochragenden Zinnen umsäumten Klare, haben es uns angetan, daß wir wieder und wieder gekommen sind.“

Inskriften der Verfasser: Dr. Wolfgang Herberg, Bensheim-Bergstr., Darmstädter Straße Nr. 37, und Vincenzo Altamura, Mailand, Via Inghanni 43.

Die modernen Felsfahrten im Wetterstein

Von Dr. Kurt Hausmann

Der „6. Grad“ — viel geschmöhrt und unterschätzt von den einen, leidenschaftlich verteidigt und als beglückendste Form des Bergsteigens angesehen von den anderen — hat seit etwa 40 Jahren, seit dem Aufflammen des Dülferschen Sternes die Gemüter und Geister der Bergsteiger erhitzt und zum Teil recht unfruchtbare Polemiken ausgelöst. Die Entwicklung im Felsklettern ist aber allen warnenden Stimmen und Widerständen zum Trotz weitergegangen und hat in den Jahren 1934 und 1935 mit der Durchsteigung der Westlichen Zinne-Nordwand und der Punta-Civetta-Nordwestwand, mit den kühnen Wegen der Seilschaft Hinterhoisser-Kurz in unseren Bergen eine akrobatische Spitze erreicht. Was seither als Schwierigkeitssteigerung empfunden wurde, ist meiner Ansicht nach Selbsttäuschung. Man darf auch als Erstbegeher allerneuester Routen und als einer der ersten Wiederholer nicht vergessen, daß auch die vorgenannten Wände einmal „einzunageln“ waren, dann lange Zeit nur wenig Haken vorhanden waren und erst heute die Massierung der zurückgebliebenen Stifte eine Westliche Zinne-Nordwand etwas leichter gemacht hat als eine „Neubearbeitung“ einer gleich schwierigen Wand. Die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit war 1935 schon erreicht, sie kann auch durch Anwendung allerneuester Hilfsmittel — wie Steinbohrer — nicht gesteigert werden, mögen auch noch einige, für die bisherige Hakenklettertechnik unmögliche Wände erobert werden. Die Fahrten von 1935 sind von Leuten durchgeführt worden, die ihre Freiklettertechnik in härtestem, jehtrelangem, geistig durchdachtem Training erworben haben, die auch über die erforderliche Kraft zum halentechnischen Klettern verfügten, ebenso wie über die dazu nötige Erfahrung, bei seelischer Härte und fanatischer Einstellung zu diesem, ihrem Bergsteigen. Sie haben bereits das Letzte aus den Muskeln herausgeholt durch rationelles Arbeiten und Umstellung ihres Kreislaufes, wie es nur bei Hochtrainierten möglich ist. Sie haben die dem menschlichen Körper gesteckte biologische Grenze schon erreicht. Ein ganzes Buch hat der Italiener Domenico Rudatis über dieses Thema geschrieben. Geistvoll beschäftigt er sich hier eingehend mit der Materie. Da ich aber in einigen wesentlichen Punkten mit dem Verfasser nicht einig gehe, möchte ich sie kurz skizzieren. Rudatis schreibt dem Sinn nach: „Der 6. Grad ist eine Bezeichnung für die äußerste Schwierigkeit, die bei einer Bergfahrt auftritt, die ein Höchsttrainierter, körperlich und seelisch Geeigneter gerade noch zu meistern vermag.“ Gegen diese Definition dürfte nichts einzuwenden sein. Nun schreibt der Verfasser aber weiter: „Die äußerste Grenze dieser Schwierigkeit kann nur dann gegeben sein, wenn die Länge der äußerst schweren Stellen viele hundert Meter beträgt, also eine Wandhöhe zwischen 500 und 1000 Metern bei fast stets andauernder, äußerster Schwierigkeit vorhanden ist, bei zusätzlicher objektiver Gefährdung Brüchigkeit und schlecht sitzenden Haken. Dazu soll die Möglichkeit des Auskneifens aus der Route nicht gegeben und ein Rückzug sehr schwierig sein. Erst im Zusammenhang all dieser Momente entfalte ein 6. Grad.“

Das scheint mir doch erheblich über das Ziel hinausgeschossen zu sein. Es sei nicht verkannt, daß all die Kriterien eines 6. Grades nach Rudatis eine Bergfahrt in der Gesamtwertung ungleich höher stellen, gefährlicher und belastender machen als ein kürzeres Andauern einer äußersten Schwierigkeit, womöglich ohne objektive Gefährdung. „Äußerst schwierig“ und somit „6. Grad“ bezeichnet doch schon rein sprachlich nur die technische Schwierigkeit einer Stelle, Seillänge oder ganzen Wand. „Sechs“ ist ja eine vergleichende Stellenschwierigkeitsbewertung und nicht ein Indikator der Gesamtleistung einer Berg-

fahrt. Zumeist wird so schon aus einer Fahrt des höchsten Schwierigkeitsgrades, also einer Häufung von Stellen 6. Grades, eine beachtliche Gesamtleistung resultieren, denn meist sind die Forderungen von Rudatis in einem oder mehreren Punkten erfüllt, nur sind sie eben nicht bezeichnend für den 6. Grad. Sollte denn einem zehn Meter hohen Überhang, den ich in den Voralpen in dreistündiger Arbeit erstmals erkletterte, abgesprochen werden, daß er äußerste Schwierigkeiten bietet. Gewiß stellt er nur ein besseres Klettergartenkunststück dar, aber eben von der Schwierigkeit „6“. — Meiner Ansicht nach ist eine Tour 6. Grades eine solche, bei der äußerste, also an die Grenze des Leistungsvermögens gehende Schwierigkeiten überwunden werden müssen, wohlgemerkt äußerste Schwierigkeiten. Es darf sich nicht einfach um ein Hochturnen an einer Felsenleiter handeln. Ich erinnere mich hier an die ehemalige Schlüsselstelle der einst sehr beachtenswert schwierigen Wartsteinfante, an den 15-Meter-Überhang, von dem die Erstbegeher, die ihn in anstrengendster Arbeit mit Haken und Holzseilen bändigen mußten, meinten, er stelle die Grenze des Möglichen dar — was damals sicher zutrifft —, heute aber bei der „Übernagelung“ der Stelle keineswegs mehr Gültigkeit beanspruchen darf. Ich getraue mir hier trotz der immer noch sehr anstrengenden Doppelseilmanöver, die diese Meter verlangen — bei großer Exposition — nicht mehr von einem 6. Grad zu sprechen. Man darf eben nicht anstrengend mit äußerst schwierig verwechseln; sonst hätten die alpinen Theoretiker recht, die immer von der Felsenleiter des 6. Grades jafeln, und die damit beweisen, daß sie selbst noch nie eine solche Fahrt durchgeführt haben; sonst wüßten sie, wie weit hier im Durchschnitt die Haken voneinander entfernt sind, von einigen wenigen Metern oder Seillängen abgesehen, hätten sie den Nervenkitzel an sich selbst erfahren, weite Meter über dem sicheren Haken nur an Finger- und Zehenspitzen zu hängen, wüßten, welch raffiniertes Gleichgewichtsspiel oft vonnöten ist, welch überlegte Fußtechnik, was für ein Festhalten der Fingerringen an nur Andeutungen von Griffen, um die letztlich noch fehlenden Zentimeter zum nächsten Haken sich emporzuschwindeln zu können. Von welcher Häufung von Stellen des 6. Grades ab man von einer Fahrt 6. Grades sprechen darf, bleibt dem Geschmac jedes einzelnen überlassen. Eine gewisse Länge muß allerdings gefordert werden, damit das Wort „Fahrt“ seine Berechtigung bekommt.

Ginge es nach Rudatis, gäbe es im Wettersteingebirge wenig Fahrten 6. Grades, denn Tausendmetermauern von durchgehender Schwierigkeit „6“ gibt es hier nicht. Diesen Bergen aber Aufstiege von äußerster Schwierigkeit absprechen zu wollen, dürfte wohl auf Unkenntnis oder Blasiertheit beruhen. — Der „Wetterstein“ ist die größte zusammenhängende Berggruppe der deutschen Alpen. Mir ist sie zur Bergheimat geworden, und entsprechend der frühererischen Einstellung meiner Jugendzeit habe ich fast die Hälfte aller Wege 6. Grades in diesem Gebirge im Laufe der Jahre kennengelernt.

Als erster 6. Grad im „Wetterstein“ ist die Durchsteigung der Schüsselfarspitz-Südwand durch Herzog und Fiechtel zu werten. Die neueste internationale Schwierigkeitskala in den Alpen hat die Wand auf die „obere Fünf“ gedrückt auf Grund der neueren Fahrten, die sie an Schwierigkeit wesentlich übertreffen. Doch glaube ich, dürfte man den ursprünglichen Schlüsselstellen — also ohne Haken — das Prädikat „6“ immer noch nicht absprechen. Jahre nach der Eroberung der Wand vergingen, bis neue Fahrten dieser Klasse in der Gruppe gelangen. Die Generation von Spindler und Welzenbach brachte hier, genau genommen, keine wesentliche Steigerung in der Schwierigkeitsstufe, das blieb Peters und Hebitsch mit ihren auch heute noch voll als „äußerst“ anerkannten Fahrten vorbehalten. Schöber, Schließler und Cukrowski waren es dann, die Touren erschlossen, die auch nach neuester Skala als die obere Grenze von „6“ zu werten sind.

Die Erinnerung soll sprechen

Schüsselfar-Süd- und Südostabstürze — Begriffe für den „Extremen“, Wunschtraum derer, die es werden wollen! In mächtigen, fast fugenlosen, gelbgefleckten Platten bricht der Berg senkrecht nach Süden ab. Vergebens suchst du Gliederung, es sei denn, du meinst damit die feinen Risse, die sich bald verlieren, die Barrikaden der Überhänge,

die riesigen Strebepfeiler, die auf grünen Matten oder Geröllströmen fußen. Drei äußerst schwierige „Bege“ harren deiner — der idealste und geradeste, der Durchstieg von Aschenbrenner-Kainer, der schwerste und berühmteste, die Südostwand, das Meisterstück von Rudolf Peters (diese Route wird derzeit etwas über die Nordwand der Großen Rinne gestellt) und Michael Schobers erste Reutour in „seinen“ Bergen — die 600 Meter hohe Ostwand.

Stunden hängen wir schon in der lotrechten Südostwand, plagen uns in den griffarmen, immer wieder überhängenden Rissen. Anstrengend ist diese Art von Kletterei, das einzig Markante — die pausenlose Schwierigkeit! Sonst nur: Risse und Überhänge und wieder Risse und Überhänge. Wenig Einzelheiten sind mir im Gedächtnis verblieben, der ich sonst jeden Meter einer erklimmenen Wand weiß. Still sind wir geworden. Nur Rufe wie „Seil ein! — Zug! — Gut sichern! — Seil aus!“ — sind zu hören und das Keuchen des Kletternden. Schwer büßen wir, mit nur dreißig Meter langen Seilen eingestiegen zu sein, müssen uns oft einige Meter unter gutem Stand mit Hängeständen begnügen. Jetzt wird's aber pikant! 30 Meter hängt Rudi, der Gefährte, über mir an einem Überhang, und schon war der letzte Meter des Seiles durch meine Finger gelaufen. Rasch treibt er einen Haken ein, ist froh, sich selbst halten zu können. So muß ich ohne Sicherung fünf äußerst schwere Meter nachklettern zum nächsten Haken. Eine Schlinge fädle ich ein und sichere, selbst im labilen Gleichgewicht, Rudi, der sich die letzten Meter zum Stand empor kämpft. Naß sind die Felsen. Tage vorher war Schnee gefallen, die am Grat verbliebenen Reste hatten zu schmelzen begonnen und die Risse und Verschneidungen der unteren, schwereren Wandhälfte durchnäßt; die Manchonsohlen — es war noch vor Einführung der Gummijohle — sind bereits verschmiert, auf den Halt der Füße ist kein Verlaß. Jetzt verstehe ich Kaparek, der wohl ähnliche Verhältnisse antraf und schrieb, die Wand hätte das Letzte von ihm gefordert. Der Schlechtwetterbote, ein pfeifender Westwind, treibt immer neue schwarze Wolken heran, die sich am Gipfel unseres Berges festhaugen, was gewiß nicht zur Stärkung unserer Klettermoral dient, ebensowenig wie in der Frühe das kitschige Morgenrot beim Ausbruch vom Oberreintal. Wenn das Wetter bricht, hier wäre die Hölle los! Nur gut, daß wir vorgeforgt haben und einen Rucksack, mit Zeltack, Proviant und Haken vollgestopft, mitschleppen. Der Wettergott aber bleibt uns hold, und wir schaffen alles, die scheinbar endlose Folge schwerer Verschneidungen, Risse, Rampen, Dächer und Rippen, die teils frei, teils mit Zug erklettert werden. Der Bivakplatz der Erstbesteiger ist erreicht. 18 Stunden hatten sie für die Wand benötigt, nachdem die Hälfte der Schwierigkeiten schon vorher mit Haken gespickt war. Das folgende leichtere Gelände bietet entspannende Kletterei; noch einmal zeigt der Fels seine Zähne, wird ganz schwierig; noch eine Stunde vergeht, dann stehen wir am Gipfel. Die Südostwand der Schüsselfarspitze ist unser. Silends klimmen wir am Westgrat der Wangscharte zu. Es ist Abend geworden, während wir über die Felsen und das Geröll des Schüsselfares abwärts streben, der Oberreintalhütte zu. Im fahlen, dämonischen Licht der aufsteigenden Nacht, bricht noch einmal die Sonne hervor, und ihre scheidenden Strahlen lassen die wie Kulissen ins Blickfeld geschobenen, das Kar umrandenden Türme gelb und rot erglühen. Wir scheinen in ein Zauberland nach Wagnerschen Bühnenbildern versetzt zu sein.

Die Schwesterwand der Südostwand — das ist die Ostwand mit ihrem Mittelstück wie aus einem Guß von Stahl. Ihre einzelnen Kletterstellen verlangen viel, sind vielleicht schwerer als die der Südostwand, in der Gesamtwertung bleibt die „Ost“ aber zurück.

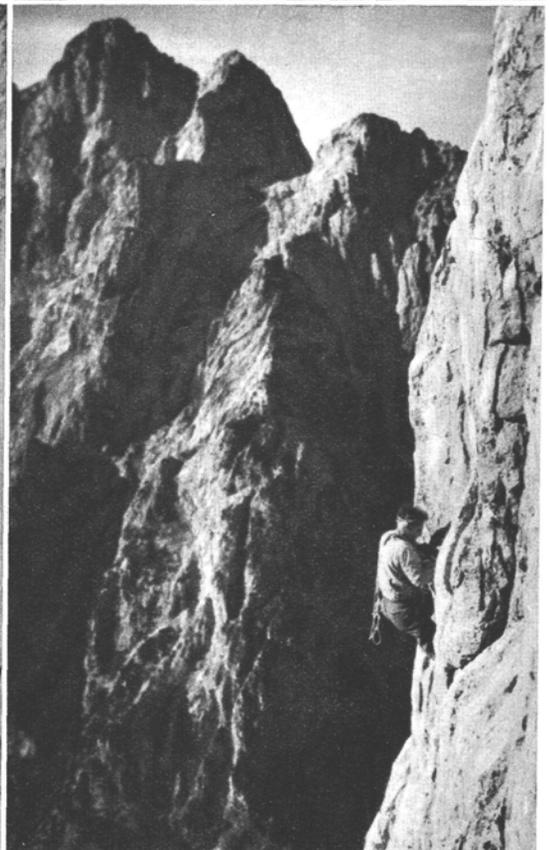
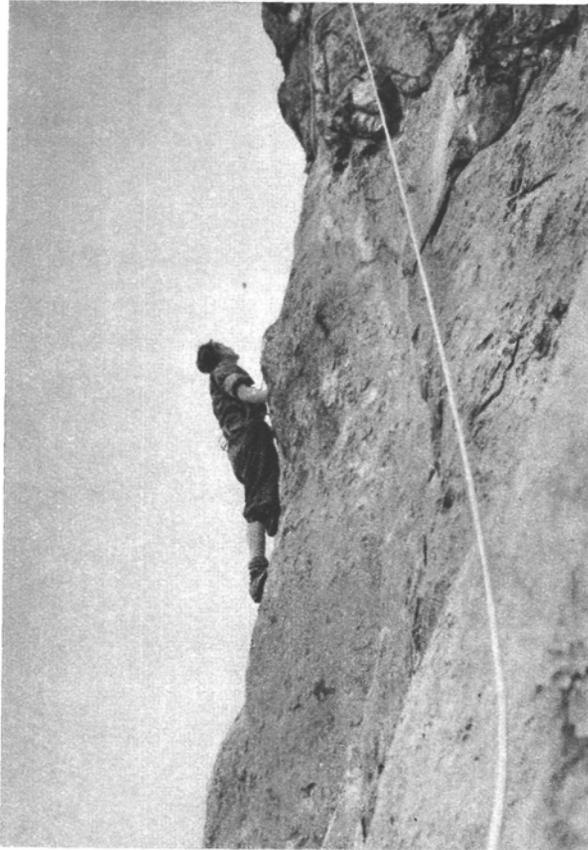
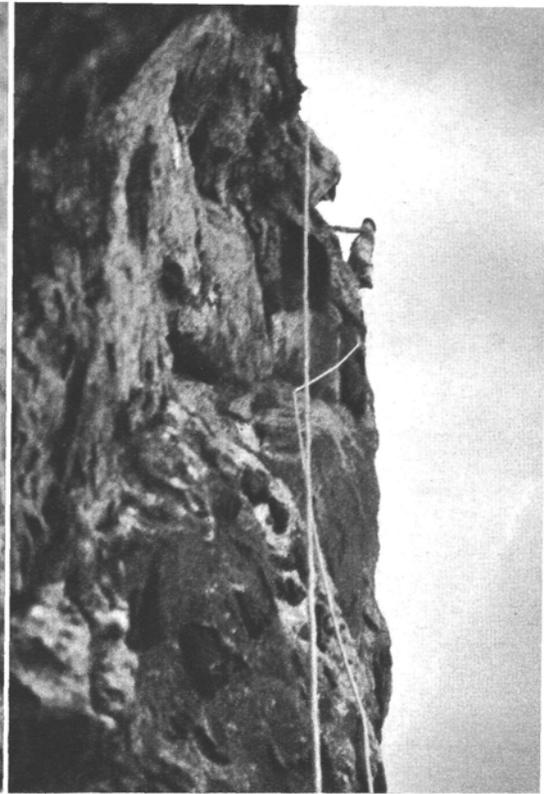
Vorpiel: Des Gefährten Weder streift. Erst um 10 Uhr verlassen wir die Hütte, sind zu träge, um die verfloffenen Stunden durch schnelleres Tempo einholen zu wollen. Mit schwerem Gepäc streben wir der Wangscharte zu. Die altbekannte Abseilreise beginnt. Es ist Nachmittag, als wir einsteigen. Die Tat: Der anstrengende und lange Steilschrofengürtel der Ostwand liegt unter uns. Eine weitere Stunde verlieren wir, bis wir den richtigen Einstieg in die mittlere Wandzone finden, dank der etwas mäßigen Beschreibung des Erstbegehers. Ein Quergang, bei dessen letzten Metern man nicht gleich

weiß, woran man sich halten soll, bildet den Auftakt. Der folgende Riß, mit einem Überhang enormen Ausmaßes geschlossen, fällt auch nicht aus der Reihe. Dann will eine brüchige, gelbdüstere Wandpartie überwunden sein. Der erste Seilzugriß, — Seilzugriß deshalb, weil auf zehn Meter drei Haken stecken, von denen zwei wackeln. Dazu hängt der Fels stellenweise über. Man tut gut daran, sauber zu klettern, waren doch hier schon einige der Besten „geflogen“. Wir stehen vor dem „grauen Riß“. Es ist schon ein Kunststück, ihn über einen Höhlenübergang zu erreichen. Toni sichert, tief im Loch verkeilt — und ich suchte mit meinen Schuhsohlen beängstigend nahe vor seinem Gesicht herum. Jetzt müssen Haken Griffe und Tritte ersetzen. Eine — allerdings zweimal unterbrochene — Hakenleiter, deren Unterbrechungsstellen mit überlegter Freiklettertechnik überwunden werden wollen, ermöglicht das Hochkommen. Ein kleiner Stand auf lustiger Kanzel — ein respektabler Bursche von Überhang noch — es wird leichter. Brüchigkeit löst die Schwierigkeit ab. Wir stehen am Eingang des Höhlenkamins, vor dem Kuriosum der Wand. Eine Seillänge klimmen wir im Innern des Berges einen Schacht hoch, in den wenig Licht fällt. Nach unten führt der Schlund grundlos in die Tiefe. Ein Stein, den wir hinabwerfen, gibt kein Echo — ein gruseliges Gefühl. Verschollen in der Ostwand würde es von dem heißen, der hier fallen würde. Als Fleißaufgabe — sprich aus Sturheit! — verlassen wir den Höhlenkamin nach 25 Metern nicht, sondern kriechen weiter durch einen immer enger werdenden Schluff, in dem wir letztlich fast steckenbleiben, bis wir dann doch über dem „offenen Kamin“ das Licht der Welt wieder erblicken.

Intermezzo: Die Zunge ist uns längst am Gaumen angeklebt, wütend sticht die Sonne, wir eilen gipfelwärts. Wo nur auf einmal die vielen Wolken herkommen, diese schwarzen Ungeheuer? Wo ist der blaue Himmel geblieben? Binnen einer Viertelstunde wird es fast Nacht. Ein greller Schein blendet auf, am Gipfelgrat züngelt Feuer, es kracht höllisch — Höhengewitter! Zudende Feuerstrahlen peitschen die dunklen Wolkenbänke, und es donnert, als wolle die ganze Welt untergehen. Ein Wolkenbruch rundet das ganze ab. Wir flüchten unter eine überhängende Wand und kriechen in den Zeltfack. Ein atemberaubendes Schauspiel läuft vor unseren Augen ab — schön, faszinierend und gefährlich! Stunden verrinnen, die Dämmerung naht. Das Gewitter zieht ab. Ob wir es noch schaffen? Etwas spät waren wir heute eingestiegen. Über den Gipfel jagen wir, den Westgrat hinab, und doch überfällt uns zwei Seillängen über der Wangscharte die Nacht. Wieder beginnt es zu gießen.

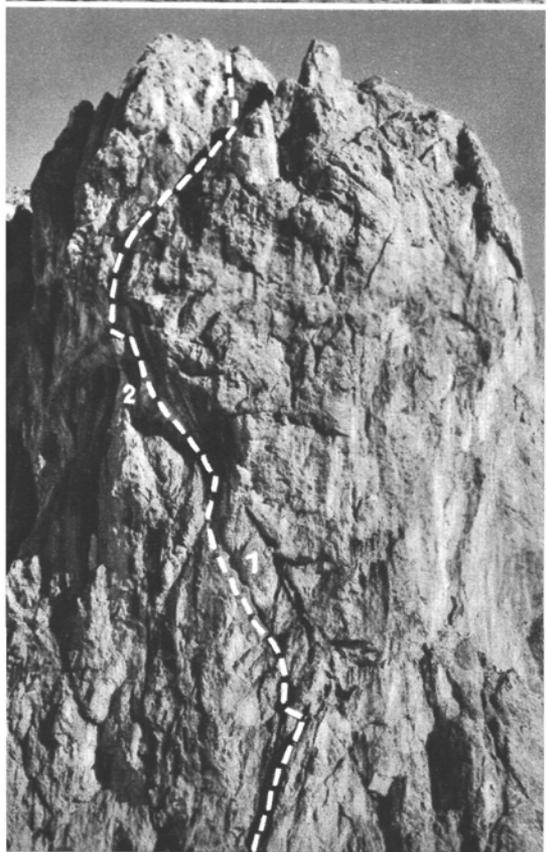
Ausklang: Zwei triefend nasse, abenteuerliche Gestalten gleiten am Seil in die schwarze Tiefe. Die Stricke lassen sich nicht abziehen, bleiben hängen, und wir tasten uns langsam den Wiesen zu. Unsere Rucksäcke am Einstieg sind bei dieser ägyptischen Finsternis auch nicht mehr erreichbar, wir verbringen also ohne all die schönen Dinge, wie Proviant und trodene Kleidung, in der durch den Krieg arg mitgenommenen Erinnerungshütte, in der sogar die Decken fehlen, eine nicht ganz angenehme Nacht.

Oberreintal — ein Zauberwort! Die Augen junger Kletterer werden aufleuchten bei Nennung dieses Namens. Oberreintal — das ist die Hochburg des 6. Grades im Wetterstein. Nirgendwo sonst findet sich in dieser Gebirgsgruppe solche Zusammenballung schwerster Pfade auf engstem Raum. Das vertraute Hüttl, das im Talgrund zwischen alten Hornbäumen sich versteckt, ist für viele zur Bergheimat geworden, hat manchen schon in seinen Bann gezogen, der von dort aus brennenden Herzens und voll Begeisterung ausgezogen war — schwer behangen mit dem Rüstzeug der „Modernen“ —, das lockende Abenteuer im Fels zu bestehen. Oberreintal, das ist das Land der Jugend! Mancher erfolgreiche Bergsommer lag hinter mir, oftmals hatte ich stolze Zinnen über jähe Abstürze gewonnen, da trieb es mich, die schwerste Fahrt des Gebirges kennenzulernen. Freund Helmut, der all die neuen Wettersteinwege selbst gegangen war, manche mehrmals, erschien mir als der richtige Mann, um bei ihm Auskunft einzuholen. — Die Oberreintal-dom-Nordwand auf dem Schlieflerwege, der Blaffenpeiler, die Risselkopf-Südostwand, der Ofelekopf-Südpfeiler, die Schüffelkar-Südostwand und schließlich die Südwestwand des oberen Berggeistturmes standen zur Debatte. „Die Rissel-Südost, früher,



Oben: Unterer Schlüsselkarturm-Nordwand (Schoberweg)
 Unten: Höllentoropf-Westkante — Höllentoropf Südwestwand

Aufn.: G. Pfanzelt



Oben: Hochblaffen, direkte Südwand Aufn.: G. Pfanzelt
 Unten: Riffelkopf-Südostwand. 1 - Rampe, Aufn.: G. Pfanzelt
 2 - Dachüberhang

Oben: Hochblaffen-Südpfeiler Aufn.: R. Simon
 Unten: Riffelkopf-Ostwand. : -- Weg Peters-Dehe, o., „Pro-
 blemwandl“, ... Variante Lippl-Förg Aufn. L. Schmaderer

als weniger Haken staken, zweifelsohne die schwerste Wand des Gebirges, habe bei dem gegenwärtigen Zustand beider Wände ihren Rang der Südwestwand des Oberen Berggeistturmes abgegeben. In keiner anderen Wand seien derartig schwierige Kletterstellen zu überwinden wie in letzterer, ihr gebühre also die Krone, wenngleich andere Wege länger und anstrengender seien", — meint der Gefährte. Da fiel es mir wieder ein, was ich schon alles gehört hatte über diese Route, dachte an die Worte des Erstbegeher's Cufrowski, der nach einem früheren Versuch, bei dem auch schon Haken stecken geblieben waren, noch zwei Tage für die Überwindung der entscheidenden 200 Meter benötigt hatte: „Ihre Gefährlichkeit, schlechte Hakenmöglichkeiten, Keepschnurstandplätze, außergewöhnliche Durchgehstellen und die Erinnerung, daß es mehrere Male 5 Minuten auf 12 stand, ist der Grund, warum ich diese Fahrt niemals mehr wiederholen würde.“ Gut erinnerte ich mich nun an die schaurige Erzählung der, ich glaube, ersten Wiederholer, die aus Vorsicht vor der zweiten schweren Seillänge einen weiteren Standhaken geschlagen hatten und deshalb noch einmal davon gekommen waren. Der Erste war nämlich an der folgenden Kletterstelle ausgeglitten und hatte den Zweiten mit samt dem Standhaken des Erstbegeher's aus dem Stand gerissen, und so hingen beide an dem neu geschlagenen Stiff in glatten Platten über großer Tiefe. Diese ausgezeichnete Seilschaft hatte sich aber dann doch noch durchgebissen. Ich erinnerte mich auch, wieviel gute Kletterer sich an dieser Stelle trotz eisernen Wollens geschlagen geben mußten.

Mein Freund Heinz und ich, wir lieben beide die Überwindung schwierigster Stellen im Fels, dieses Schreiten an der Grenze. Befriedigt mich doch eine Kletterei von 400 Metern Höhe, die zehn Stunden Arbeit verlangt, mehr als eine solche durch eine 800-Meter-Mauer, die in der gleichen Zeit zu erklettern ist, da erstere logischerweise die größeren technischen Schwierigkeiten aufweist. So schien uns die „Cufrowski-Wand“ auf den Leib zugeschnitten.

Die Schatten der Nacht beginnen sich zu lösen. Mit rötlich goldenen Flamme nbündeln tasten die Strahlen der aufgehenden Sonne nach den Spitzen des Zundernkammes, überfluten immer größere Teile der Berge mit Licht, — doch unheimlich und schattendüster starrt noch die Nordseite des Wächters des Tales, des Oberreintalturmes, herab und die Nordwände des Oberreintalomes und der Schüsselfartürme sehen noch unmöglicher aus, als beim hellen Licht des Tages. Die Bergschafe sind auch schon munter und bimmeln durch die felsbesäten Matten, als wir die Hüttentüre öffnen. Der Wasserfall, der die Felsen unterhalb des Oberreintaltars überfläubt, bringt erst den richtigen Klang in die Harmonie des Tales. Wie hatten wir es stets bedauert, wenn er geschwiegen hatte, versiegt war. Denn in seinem Rauschen spricht das Oberreintal. Wir legen den Kopf in den Nacken und suchen unseren Weg. Hoch über uns löst sich der Obere Berggeistturm aus dem Massiv. Wie lange werden wir zu klettern haben? — Steil und glatt zeigt sich das Profil der Südwestwand. Nachdem wir sorgsam die Ausrüstung verstaubt hatten, war einige Zeit vergangen; der begeisternd schöne Felszirkus erstrahlt hell im Licht des jungen Tages. Von den guten Wünschen „unseres“ Fischer-Franzl begleitet, steigen wir bergan und stehen bald am Fuß der Felsen. Nur mehr 400 Meter Höhe trennen uns vom Gipfel, doch 200 Meter davon gehören zu den schwierigsten Kletterstellen der Nördlichen Kalkalpen. Die nächsten 100 Meter bis dahin, ein steiler Schrosenworbau, ergeben sich rasch. Kurz unter der eigentlichen Wand verharren wir. Sie ist der glatte Abbruch eines langen Grades, der erst viel weiter oben den Gipfel bildet. Wie poliert sieht sie schon aus, diese Plattenzone, doch bei weitem nicht so schwer wie schon manch andere Wand, die „unser“ geworden war. Bald sollte uns aber klar werden: hier trügt der Schein!

Mit dem Doppelseil verbinden wir uns zur Seilschaft. Ein herrlich beruhigendes Gefühl bei extremen Fahrten, bei denen wie nirgends sonst die Hilflosigkeit des einzelnen sinnfälliger zutage tritt, sich auf einen Gefährten verlassen zu können, der, komme was da wolle, zu einem steht. — Ein triefendnasser, lehmverschmierter Riß will anfangs schon sorgsam behandelt werden und leitet nach einer Seillänge in eine tiefe Gufel.

Wir befinden uns unter der 70 Grad geneigten „Eisplatte“, wie sie ein Bewerber um die Wand benannt hatte. Mächtig sind wir beeindruckt von diesem düsteren Ort, denn die folgende Seillänge zeigt sich nicht nur naß, sondern in diesen Strühen fließt schmieriger Lehm über die glatte Platte. Ja, grifflose Platten, das ist die Stärke dieser Wand, Platten von derartiger Schwierigkeit, wie ich sie in dieser Höhe noch selten gesehen habe. Die Reibung der Klettersohlen wäre hier alles und die fehlt heute nahezu ganz; alles ist verschmiert. Deshalb muß ich schon für die ersten fünf Meter zweimal ansetzen, bis ich den nach links oben ziehenden Riß erreiche, der ein Dach von der wie aus Asphalt gewalzten Platte abspaltet. Immer gewärtig, mit den Füßen abzugleiten, erwische ich endlich den ersten Haken, der, allerdings nicht vertrauensverwendend tief, im Spralt steckt. Weiter taste ich mich, das Dach halb umgehend, halb erkletternd. Die Kante des Überhanges im Untergriff nehmend, stelle ich die Füße auf die grifflose Platte unterhalb. Ich bin gezwungen, wegen der ungenügenden Reibung die Arme maximal zu belasten und den Oberkörper zur Unterstützung der Haftung an den Füßen weit weg vom Fels zu legen. So geht es dann doch. Nun heißt es mit der linken Hand auslassen, den Riß entlangfahren, fest zugreifen und die Füße nachstellen. Der nächste Haken, der allerdings wackelt, ist erreicht. Wie froh bin ich um ihn. Ein zweites Dach folgt, ich überwinde es ähnlich. Schwieriger hätte es bei den heutigen Verhältnissen nicht kommen dürfen. Mit Eishaken wäre die Stelle vielleicht zu beenden, wir sind aber zu ehrlichem Klettern und nicht zum „Nageln“ eingestiegen getreu dem Grundsatz, Haken nicht als Griff und Tritt zu mißbrauchen an Stellen, die ohne diese Hilfe kletterbar sind. Ein im buchstäblichen Sinne aalglatter Überhang, wieder triefend naß, folgt, den ich gerade nach oben erklettere. Nun raste ich auf kleinem Tritt darüber. Teufel, hat mich das Kraft gekostet! Sorgsam bestrebt, die Balance nicht zu verlieren, säubere ich mit unwahrscheinlichen Verrenkungen die Sohlen der Patschen und arbeite mich eine Wandstelle in prächtigem Spiel mit dem Gleichgewicht in freier Kletterei empor, bis ich über einen Quergang nach links einen kleinen Stand erreiche. Heinz folgt, und grinsend quittiere ich sein Schnaufen. Weiter! So weit das Auge reicht — trodener Fels. Das wird ein Fest werden. Heinz übernimmt die Führung. Vor ihm liegt das Problem Nr. 1 der Wand, die „Platte“. Ein sehr schwerer Quergang leitet nach vier Metern unter die Platte. Sie stellt wirklich die Grenze des Möglichen in freier Klettertechnik dar. Griffe und Tritte sind nur schwach angedeutet — eine Stelle, wie man sie sonst nur in Klettergärten findet! Diese Meter kann man nur deshalb riskieren, weil kurz unterhalb ein verlässlicher Haken steckt, der einen eventuellen Sturz aufhalten würde. Man tut gut daran, über diesen „Schlüssel“ der Wand rasch hinwegzugehen, bevor die Füße wegrutschen. Es ist ein Klettern kurz vor dem Fluge. Prächtigt, wie Heinz das macht. Das eigenartige dabei ist, daß diese Stelle wenig Kraft verlangt, dafür allerdings ausgefeilteste Freiklettertechnik und ziemlich viel Schneid. Mit Seilzug erreicht der Freund nach einem sechs Meter langen, sehr geschmalzenen Quergang Stand. Ich folge. Der Quergang ist für den Zweiten nur mittels eines kleinen Tricks zu machen. Ich bin beim Gefährten. Nach Aussagen früherer Begeher ist uns nun der Rückzug abgeschnitten, da der Quergang rückwärts nicht kletterbar ist und ein Abreisen in dem fügenlosen, nach 20 Metern weit überhängend abbrechenden Fels der Falllinie nicht im Bereich der Möglichkeit liegt. Es gäbe aber doch wohl einen Ausweg, nämlich zwei Seillängen höher zu klettern und mit Pendeln den Quergang von oben her zu versuchen. Heinz ist so in seinem Element, daß er mir klarmacht, das wäre nur eine halbe Seillänge gewesen, und es stünde ihm also die nächste — man geht in der Wand das Seil selten aus — noch zu. Dem kann ich mich nicht verschließen, und so bleibt der Freund weiter in Führung. Ein Quergang zu einem mit Holzseilen gezähmten Riß sollte folgen. Da aber keine Seile zu sehen sind, strebt Heinz mittels eines steigenden Querganges dem Ende des Holzseilrisses zu. Das ist aber so schwierig, vor allem in den letzten zwei Metern, daß ich beim Nachfolgen, nahe am Ausgleiten, gerade noch schnell den linken Fuß im Sprung auf den Stand setzen muß. Kurze Pause. Ich trete wieder in Aktion. Acht Meter gras-

durchsetzter Fels liegt bald unter mir. Ich verfolge einen feinen Riß, bis er einer glatten senkrechten Wandstelle Platz macht. Diese überwinde ich in äußerst schwieriger Kletterei. Die Erstbegeber hatten hier weiter rechts von einer sogenannten Schwebesicherung Gebrauch gemacht. Die Wandstelle endet unter einem brüchigen Überhang zu Beginn eines Risses. An kleinsten Grotionszäcdchen hänge ich und versuche ganz vorsichtig einen Haken, der senkrecht nach oben geschlagen, noch dazu kaum drei Zentimeter tief, in dem Überhang steckt, zu erreichen. Wie soll denn der halten können? — denke ich mir. Sehr ruhig und Erschütterungen vermeidend, löse ich eine Hand vom Fels, greife einen Karabiner und hänge diesen nebst einer Schlinge in den Haken. Um die Haltbarkeit des Stiftes zu prüfen, ziehe ich einmal rudartig an der Schlinge. Da bricht der Haken aus und mit ihm ein Stück des Überhanges. Haken, Karabiner, Schlinge und ich — fliegen daher; ich hatte beim Probezug das Gleichgewicht verloren. Ein Ruck — vier Meter tiefer bleibe ich am nächsten Haken hängen, der nicht tief eingerammt ist, einen Sprung bekommt — aber hält. Das ist gut so, denn der nächste Haken, der Standhaken, steckt zehn Meter tiefer. Nun erst kommt es mir zum Bewußtsein — „du bist gestiegen“ — so schnell hatte sich alles abgespielt. Und wie stolz war ich immer, daß ich während meiner alpinen Laufbahn auf Grund sorgfälligen Trainings und vorsichtigsten Kletterns noch nie gestürzt war. Verärgert lasse ich mich am Seil zum Stand hinab, bin nun froh, daß Heinz die Führung übernimmt. Ein Meisterstück vollbringt er, verankert nahe der Stelle, an der der Haken gebrochen war, einen neuen — zur Beruhigung Nachfolgender sei es gesagt, einen recht gut sitzenden — und klettert sehr elegant und beherrscht über äußerst schwieriges Gelände in eine Nische dem nächsten Mastplatz zu. Weiter leitet die Route zwei Meter nach links, zu einem brüchigen überhängenden Riß, der mit Seilzug bezwungen wird, dann nach links um eine Kante und weiter gerade hoch zu einem Stand. Einen grauen Riß verfolgen wir — auch hier ist kein Meter leichter als 6. Grad — bis in eine Gufel. Nun ist schon viel Luft unter unseren Sohlen. Ich habe mich wieder „gefangen“. Aus eigener Kraft möchte ich diesen Weg zu Ende gehen, nicht mit Sicherung von oben. Jetzt folgt die Stelle, die Tuktrowski als Schlüsselstelle angesprochen hatte. Mittels Seilzug überwinde ich den Gufelüberhang, künke noch den letzten Haken ein, da sehe ich, wie sich der Fels etwas zurüdnegt, die Griffe und Tritte aber recht winzig werden und gut vier Meter über mir einen Haken, der kaum zwei Zentimeter tief steckt. Diesen Stift nach einer derartig schwierigen Freikletterei zu schlagen und dabei nicht zu wissen, ob es überhaupt weitergeht, ist eine Meisterleistung des Erstbegebers. Und tatsächlich ist auch gerade weiter nichts mehr zu machen. Diesen, mehr „moralisch“ steckenden Haken muß man nun etwas sein Gewicht anvertrauen, im leichten Seilzug einen Quergang nach rechts antreten. Dabei haften die Sohlen der Schuhe nur mehr mit dem äußersten Rande. Einen Stand — in Anführungszeichen — habe ich erreicht, das heißt einen Sturzhaken, an den ich mich einfach mittels einer Trittschlinge hänge. Heinz folgt, übernimmt dann die Führung und erreicht über einen Riß und einen Überhang nach 25 Metern die Westkante des Berges. Der sportliche Teil der Fahrt liegt hinter uns. Trotz meines Sturzes waren wir in viereinhalb Stunden durch die Plattenzone gekommen, was darauf beruhen dürfte, daß wir außer dem ausgebrochenen Haken keinen weiteren geschlagen haben. Das Eigenartige dieser Kletterei: man wird relativ frisch hier aufsteigen, da die Wand in größtenteils freier Kletterarbeit zu überwinden ist und auch die schwierigsten Freikletterstellen weniger rohe Kraft verlangen als das Einschlagen von Haken und die damit verbundene Seilzugarbeit. Hinzu kommt die Kürze der Schwierigkeit, wenn sie allerdings fast auch die ganze Plattenzone pausenlos anhält und immer und immer wieder die Grenze streift. Ich kenne strapazierende Wände im Wetterstein, doch keine von solcher Schwierigkeit. — Wir raffen und lassen die Spannung der vergangenen Stunden abebben, klettern dann den langen, brüchigen, noch mit etlichen schweren Seillängen gewürzten Grat gipfelwärts, diesen Grat, der aus dem Typ einer reinen Sportkletterei eine recht beachtliche Bergfahrt werden läßt. Wir zeigen auch nicht mehr mit der Zeit, haben keinen Grund dazu und halten so erst zwei Stunden später Gipfelrast.

Ein beachtlicher Klettergipfel — dieser Obere Bergegeisturm. Kein Pfad findet sich auf ihn, leichter als „überaus“. Einen weiteren Weg auf den Turm kenne ich, der wenigstens im unteren Teil das Prädikat 6 wohl beanspruchen dürfte, die Schoberroute über den Westgrat.

Oberreintal — „Schobergrat“ — leuchtende Blätter im Kranz der Erinnerung! Die Ersten waren wir damals im Jahre 1947, Alleinherrscher im prächtigsten Hochtal des Wettersteins. Schwierig, oft brüchig und doch genussreich zeigte sich der Weg über den Pfeiler und Grat. Griffarm war der Überhang und glatt die Wandstelle der ersten Seillänge. Nach ausgeklügelter Klettertechnik ergab sich der ansteigende Quergang in der zweiten Seillänge. Dann hatte eine splitterige Wandstelle böse und gelbbraun niedergedroht, Toni sie aber kurzerhand in alter Kartwendetechnik überlistet. Mal links, mal rechts der Kante war der Weiterweg verlaufen. Eine schwere Platte hatte unser zügiges Auswärtstürmen nur kurze Zeit verlangsamen können. Leichter war der Gang geworden, bis ein Steilausschmung zu Ausstößen nach rechts zwang. Zu einem Haken querte ich auf abschüssiger Rampe, zog mich dann an guten Griffen senkrecht hoch. Endlose Gieplänkel mit einzelnen Gratwandeln waren noch zu bestehen, dann standen wir auf dem Gipfel. Den Körper weit abgewinkelt vom Fels waren wir dann etwas später im Abseitsitz die Platten der Südwand hinabgeschritten, durch Heben und Senken der Arme das Tempo bestimmend.

Der große Bruder der Bergegeistürme ist der Teufelsturm, jetzt Oberreintal dom genannt. Die große Fahrt an diesem Berg — die Nordwand auf der Route von Martin Schliefler, ein mustergültiger 6. Grad, ist mir bisher leider aus persönlichem Erleben noch nicht bekannt. Diese Mauer gehört mit der Nordwand des unteren Schüsselfalturmes zu den abschreckendsten des Oberreintales. Der neueste Weg durch die Nordwand, von Gonda vor 1952 erstbegangen, soll allerdings den Schlieflerweg an Schwierigkeit übertreffen. Ein endgültiges Urteil wird man sich aber erst bilden können, wenn beide Routen gleich viel Begehungen aufweisen, die nötigen Haken somit in beiden steden. Die Schlieflersche Route war noch nicht eröffnet, als Toni und ich im Jahre 1946 am Oberreintal dom eine Zweitbegehung einheimen konnten, und zwar eine sehr begehrte, war doch der Name Schober mit der Südwestkante verbunden. Der Name Schober, der uns Jungen größte Achtung einflößte, der Name des erfolgreichsten der neuen Erschließer des Gebirges, der Name des Mannes mit dem virtuosen Kletterkönnen. Mit pikanten Einlagen und Kojinen wartet die Kante, eine der längsten Klettereien der Runde, auf. Im unteren Teil geht sie von der Westwand des oberen Bergegeisturmes ab, wird im oberen äußerst schwierig. Eine 35-Meter-Wand, die nur in den ersten fünf Metern mit Haken gebündigt ist, stellt an die Nerven des Begehers hohe Anforderungen. Das Erst- und nächste: ein Quergang durch überhängenden, völlig griff- und trittlosen Fels. Wie hatte Schober nur den einen Haken in der Mitte, der schräg nach oben geschlagen ist, den Schlüssel zum Weiterweg, angebracht? Sehr ergebnisreich war diese Fahrt für uns. Weniger wegen der Kletterschwierigkeiten, es waren mehr die pridehenden Einlagen, die der Berg für uns aufgespart hatte. Im unteren Teil schon hatte Toni einen Kletterschuh die Wand hinabgeworfen. Wir waren zuerst barfuß geklettert, konnten diese Auckenthalerische Methode des Kletterns mit unseren empfindlichen Fußsohlen aber nicht lange durchhalten. Dabei war es dann geschehen, beim Versuch die Patzchen anzuziehen. Mit einem Bein barfuß mußte nun Toni weiterklettern in diesem gar nicht abgeschmierten, rauen und erst einmal begangenen Wettersteinkalk. Eine Dual wurde der Weiterweg für Toni und — mich, denn nach einigen Seillängen hatte der Gefährte gestreift und erklärt: lieber abzuseilen, als weiterzugehen. Seufzend hatte ich dann Toni meinen Schuh angeboten.

Am Gipfel wurde es aber dann erst spannend. Als wir uns eben auf dem höchsten Punkt befanden, dessen zerborstene Steintippen von der Häufigkeit von Blitzeinschlägen zeugen, überfiel uns ein Gewitter. Alles war elektrisch geladen, buchstäblich standen uns die knisternden Haare zu Berge und bläuliche Funken sprangen aus ihren Spitzen. In

unserem Leben waren wir niemals so gerannt wie damals, gepeitscht von den nahen Einschlägen des Himmelsfeuers. Nur weiter! Nur hinab! Unter einem Überhang in einer Rinne fanden wir dann Schutz.

Steigst du vom Oberreintalboden über den sperrenden Felsgürtel zum Scharnitz- oder Schüsseltar, wird eine fühlbar ins Blau des Äthers stehende riesige Turmgestalt deinen Blick bannen — der Untere Schüsseltarturm, seine dir zugekehrte Nordwand wird auch deinem an extremen Fels gewohnten Auge das Bild der Unbezwingbarkeit sein. 300 Meter lotrecht, oft überhängend, kaum von feinsten Rissen gespalten, ragen gelbschwarze Fuchten, die nur selten eine graue Stelle duden, aus dem Kar. Mit seinem Durchstieg in Gipfelfalllinie gelang Schöber im Jahre 1938 die Lösung eines prächtigen Problems, fiel ihm sein größter Sieg im Wettersteinhauptkamm zu. Fünf Jahre dachte niemand an eine Wiederholung, den meisten war das Eisen wohl zu heiß. Erst in den Jahren 1945 und 1946 folgten weitere der Besten Schobers Spuren und berichteten ausnahmslos von der Schönheit, der großen Schwierigkeit und der einmaligen Stilleinheit der Fahrt, erzählten von immer wiederkehrenden Durchgehstellen, die Haken bräuchten nicht zu Seilzug benutzt werden, eine gut eingespielte Seilschaft benötige sie nur zur Sicherung. Solche Erzählung brachte unseren heißen Latendrang auf Siebegrade, und wir stiegen ein, als siebente Seilschaft gelang uns der Durchstieg. Nun gehörten wir zur Gilde, und genau so ehrfürchtig, wie wir vorher den ersten Wiederholern, lauschten die anderen Aspiranten auf die Wand unserer Erzählungen. Von neun Seillängen wußten wir zu berichten, von denen acht vom 6. Grad seien, die Kletterei erinnere sehr an die Dolomiten wegen ihrer enormen Steilheit und Ausgesetztheit, in manchen Seillängen gäbe es überhaupt keine Haken und in der am besten genagelten nur drei. Heute sind etwa doppelt so viel Mauerhaken zu zählen, im Lauf der Zeit bei den vielen Begehungen zurückgeblieben. Eine Schilderung der Fahrt darf ich mir schenken, eine Aufzählung von Kletterstellen würde ermüden, war doch damals alles reibungslos verlaufen, könnte ich doch den Bericht nicht mit Erlebnissen besonderer Art würzen. Nur das sei noch festgestellt, in dieser Wand wechseln Risse, Wandstellen, Überhänge und Queringe, kurzum alles, was das Herz eines „Extremen“ erfreut, in bunter Folge. Einen schöneren, ehlicheren 6. Grad wird man kaum finden.

Pfingsten — Hochbetrieb. Im Oberreintalkar gellen Hammerschläge. Auch wir wollen den allgemeinen Kletterauftrieb nicht versäumen. Nach der neuen Westwand des Oberreintalturmes steht uns der Sinn. Ich leide zwar noch etwas an den Folgen einer Erkrankung. Der Zauber des Frühlings in den Bergen ist aber stärker, ich ziehe los. In blanken Plattenschüssen stürzt der Oberreintalturm gen Westen ab. Halbmondförmige Dächer unterbrechen den glatten Aufbau. Mittendurch zieht die schneidige Föhre. Die Schwierigkeiten sollten etwa denen der Ostwand der Karlspitze im Wilden Kaiser entsprechen. Gemächlich bummeln wir zum Einstieg. Hier ziehe ich die Routenbeschreibung der Lörtsüdwand aus der Tasche. „O du . . .“ — beginnt dann die Ansprache, die Toni an mich hält, schon das nächste Wort muß ich wohl verschweigen. „Die Ersten (Brüch und Fischer im Jahre 1946) haben auch keine Beschreibung gehabt“, wage ich am Ende der Gardinenpredigt schüchtern vorzubringen. So beginnt die Fahrt, noch dazu der 13. Durchstieg! Das Omen hält auch getreulich, was es versprach. Wir hatten etwas von einer Quering unter einem großen Dach gehört, also hinauf! In seinem rechten Ende erreichen wir es. Dann folgt die Quering, die wir direkt am, statt 15 Meter unter dem Überhang ausführen. Mitten in der Traversen wird uns klar: hier war noch keiner geklettert. Bitter schwer fällt mir die Sache denn auch. Dies war der Berghauer Nr. 1, der uns viel Zeit kostete. Wir stoßen direkt bei der schwierigsten Stelle des richtigen Weges auf ihn. Feine Risse folgen und eine Quering, die wir wieder an der falschen Stelle anpacken. Berghauer Nr. 2! Doch aller guten Dinge sind drei, weshalb sich auch Toni eine ausgefallene schwierige Wandstelle hochschindet, einen noch gemeineren Überhang niederrauft, um dann nach zweistündiger verlorener Liebesmüh zur Überzeugung zu gelangen, daß das folgende Gelände Steinbohrern oder Zukunftskletterern vorbehalten

bleibt. Während sich Toni zurücktastet, trifft mich ein Hagel von Flüchen und Verwünschungen. Dabei darf ich mich gar nicht wehren, sonst würde ich von oben doch noch einen Steinbrocken aufs Haupt bekommen.

Mea culpa! Es stecken so wenig Haken — ich weiß allerdings nicht, wie es heute damit steht, daß jeder, der sich hier auf ihre Marterung verläßt, bald den Ariadnesfaden verloren hat. Dann aber entdeckt Toni den richtigen Weg. Seichte Risse, die mächtig ausgefesselt, prächtige, doch glatte Platten durchreißen, werden 60 Meter verfolgt. Zur Vervollständigung unserer guten Laune dient nun ein fast unentwirrbarer Seilsalat, zu dessen mühseliger Beseitigung ich, an winzigem Stande hängend, gezwungen bin. Eine Schlechtwetterfront ist inzwischen aufgezogen. „Jetzt fehlt nur noch eine kräftige Dusche, dann geht uns heut' mir mehr ab“, sagt Toni. In fliegender Eile überklettern wir den Gipfel und trollen uns die Westschlucht hinab zur Hütte. Einen Rekord haben wir aber sicher, so lange wie wir hat bisher noch keiner durch die Wand gebraucht!

Östlich ans Oberreintal schließt sich ein Klettergebiet von typischer Eigenart an, das rund um die Meilerhütte. Oberreintal — das ist wilde Wucht, erdrückt wird die Hütte förmlich vom riesigen Felszirkus, in dessen Mitte sie liegt. Meilerhütte — das ist Weite. Von dem in eine Scharte gebauten Unterkunftsbaus streift der Blick ungehemmt in weite Fernen über Spitzen ewigen Eises. Das Charakteristikum der Touren hier: wohl fast sämtliche Einstiege sind in wenigen Minuten durch Absteigen zu erreichen, die Wände ziehen sich nicht ermüdend in die Länge, der Fels ist im ganzen gesehen eisenfest, alpinen Gefahren ist trotz der größeren absoluten Höhe leicht zu begegnen, erreicht man doch gegebenenfalls nach ein paar Abseillängen sicheren Boden. Ein Gebiet für Feinschmecker, die sich mal nicht so plagen, dafür aber schwelgen wollen im grauen Kalk. Wenig Touren habe ich bisher beschrieben, die sich so stark von der Definition 6. Grades nach Rudatis entfernen, als die folgenden vier. Denn außer der äußersten Schwierigkeit, und die ist bei zweien nicht sehr ausgeprägt, dürften nicht viele weitere Punkte erfüllt sein. Prächtige Wege sehr beachtlicher Schwierigkeit sind die direkte Musterstein-Südwand und die westliche Südwand der Törlspitze. Erstere stellt die längste Fahrt der näheren Umgebung dar — der großzügige, sechsstufige Aufstieg über den Südpfeiler auf den Oselekopf (Kebitsch, Mariner, Krenademek) sei wegen seines weitabgelegenen Einstieges hier nicht mit einbezogen! —

Eine etwas verächtigte Durchgehseillänge, ein senkrechter schwarzer Riß mit schlechtfizenden Haken und schließlich ein kartwendelartiger Ausstiegüberhang machen die Musterstein-Südwand in der Gipfelsfalllinie nicht jedem zugänglich. Meinem Freund und mir jedenfalls hat es damals nicht sehr behagt in diesem Gefels, das erstmals Gedichtl und Jörg und Becherer und Pflugmacher niedergerungen hatten. An Tage vorher war uns eine sehr brüchige Erstbegehung im Großen Hundstall gelungen, die unsere Nervenkraft wohl etwas verbraucht hatte, was uns vielleicht in der Mustersteinwand noch nachhing.

Ein Weg, den ich eigentlich immer wieder gehe, wenn ich mich auf der Hütte befinde, ist die Westliche Törlspitze-Südwand (erste Begehung durch Emmer, Schiegg und Herbst), ein Gedicht — der Quergang, die kleingriffige Freikletterarbeit im folgenden Riß. Anstrengend wird erst das Schlagen eines Eishakens im nächsten Überhang und das Hochturnen an schon vorhandenen Stiften des gelben Überhanges, leichter dann der Fels in den netten Gipfelriffen. Wenn man noch Ambitionen hat, kann man anschließend noch eine zweite oder sogar noch eine dritte Tour an einem Tag unter Dach und Fach bringen — auch nur um die Meilerhütte möglich. Inwieweit die folgenden zwei Routen nach der neuen Stala noch als äußerst zu kennzeichnen sind, möchte ich offen lassen. Zweifelsohne warten der Westwandriß des Bayerländerturmes und die östliche Südwand der Törlspitze mit lustigen, anstrengenden und schneidigen Seillängen auf. Vielleicht kommt die Schwierigkeit nur wegen der Kürze dieser Klettereien nicht ganz so zur Geltung.

Westwandriß: So spät waren wir damals eingestiegen, daß uns nach Durchsteigung des glatten Risses mit seinem bekannten kleinen Stand am Gipfel die Nacht überraschte.

Östliche Törlsüdwand: Es ist Oktober. Überall liegt ein Hauch von Schnee. Eisige Kälte läßt unsere Finger nicht warm werden. Der jeweils Sichernde zittert und schnattert am Stand wie ein begossener Fudel. Und doch — ein geschenkter Tag, eine unvergeßliche letzte Tour am Ende eines Jahres.

Ein Buch würde sie füllen, die Beschreibung aller wichtigen 6. Grade im Wetterstein. Noch vieles wäre zu sagen über die großen Fahrten im Warenstein- und Blaffenkamm beide ein Eldorado für „Extreme“. Es sei der modernen Wege der Seilschaft Lippl-Gidenshink — wie Nordwestwand der Schönangerspize — gedacht und der kühnsten Erstbegehung von Michael Schober, der im ganzen fast überhängenden Riffelkopf-Südoftwand. Sie ist und bleibt die haftentechnische Tour im Wetterstein, eine Fahrt, bei der gigantische Dächer mit allen Raffineszen der modernen Technik bezwungen werden müssen. Diese Wand galt bis vor kurzem als die schwierigste des Gebirges, war berücksichtigt ob der schlechtesten Haken, der äußerst anstrengenden und seelisch belastenden Seillängen, konnte sich würdig mit dem schwierigsten Fels der Kalkalpen messen. Erst die Massierung der bei den vielen Begehungen zurückgebliebenen Haken hat eine kleine Entwertung mit sich gebracht, Schicksal aller berühmten Wände, die Modetouren wurden. Ansehnlich ist auch die Zahl der schweren Wege im Gratverlauf Gais-Hochblaffen-Allspitze-Höllentorkopf. Es sei hier der größten Fahrt gedacht, des Blaffenpfeilers, der in kühnster und riskanter Kletterei von der Seilschaft Hüttenhofer und Wiedemann bezwungen wurde, der wagemutigen Anstiege des Garmischer Pfanzelt durch die Südwand des Hochblaffens, der außerordentlich schwierigen, bis heute erst einmal wiederholten direkten Südwand des Hohen Gais, der Spitzenleistung von Adi Jörg — ist doch die alte Südwand auch schon nicht von Pappe — und letztlich der genugsamen Höllentorkopf-Südwestwand und der ganz schwierigen Nordostwand? Nur einige der eben kurz gestreiften Fahrten im Warenstein-Blaffenkamm kenne ich aus eigenem Erleben, hielt mich mit der Wertung aber an die Aussagen von Kameraden, deren Urteil ich genügend Objektivität zutraue.

Das waren die größten und bedeutendsten unter den extremen Wegen im Wetterstein — beschrieben oder nur erwähnt. Der eine oder andere Erstbegeher wird seine, obwohl vielleicht recht beachtliche Fahrt vermissen. Aber einerseits ginge der Bericht leicht ins Uferlose und andererseits mußte nach der neuen Skala ein sehr strenger Maßstab angelegt werden. Es liegt mir auch nichts ferner, als die oft schönsten und auch recht schwierigen anderen Wege, die heute nicht mehr dem 6. Grad zugerechnet werden, herabwürdigen zu wollen. Jeder Bergsteiger, vom Fochsummler bis zum Extremen, wird im Wetterstein vollste Befriedigung erlangen. Eine Fülle schöner Wanderungen und Klettereien jeden Schwierigkeitsgrades warten auf ihn, und vieles wird sich finden, was sein Bergsteigerherz höher schlagen läßt. — Ich halte den 6. Grad nicht für die alleinseigmachende Art des Bergsteigens. Aber er ist auch ein Weg zum Bergglaube. Unioersalität aber ist erst alles, jugendlicher Überschwang beim Kampf in schwersten Wänden, alpine Betätigung im Eis an großen Bergen und letztlich besinnliches Wandern und Schönheitssuchen. Alle Wege führen zum Berg, wichtig nur, sie führen in Höhen des Erlebens oder Geistes.

Vom Gesäuse über die Dolomiten bis zum Montblanc habe ich auf manchem Gipfel geraftet, nach herrlich schwerem Klettern im sommerlich lodendem Fels oder nach hartem Kampf in eisigen Klanten oder fern von sportlichem Ehrgeiz nur wandernd und andächtig stehend vor dem Wunder Natur. Viele Gruppen habe ich kennengelernt, mächtiger und imposanter als der Wetterstein — aber immer und immer wieder zieht es mich zurück in das Reich meiner Jugend. Wenn an söhnligen Tagen der Blick vom Rand unserer Stadt München nach Süden schweift, fängt er sich bald an einer blauen riesigen Kulisse an vielfach zerhackten und gezackten schattendüsteren Nordwänden, mächtigen Strebpfeilern, Kanten und Gipfeln. Düster und schön birgt sie die Lodung in sich, diese Mauer — mein Wetterstein!

Die „Hohe Route“ im Winter

Ein Beitrag zur Erinnerung an die erste Skidurchquerung der Walliser Alpen vor
50 Jahren

Von Franz Königer

Die „Hohe Route“ wurde von englischen Bergsteigern in der klassischen Zeit des Alpinismus im Sommer 1863, also vor 90 Jahren, erstmals begangen. Die Entdecker der „high level road“ hatten dabei die Absicht — von Chamonië ausgehend — getreu der Bezeichnung des Unternehmens, über Föcher, Berge und Gletscher die Montblanc-Gruppe und die Walliser Alpen zu durchqueren, dabei möglichst wenig Talorte zu berühren, um das Ziel im Osten, Zernatt bzw. Saas-Fee zu erreichen. War in der Entdeckerzeit dieses unvergleichlichen Höhenweges und noch einige Jahrzehnte später neben dem eigentlichen Kernstück, der Durchquerung der Walliser Alpen, noch eine Teildurchquerung der östlichen Montblanc-Gruppe mit einbezogen, so konnte man später, besonders seit der Einführung der nordischen Gleithölzer in unseren Alpen um die Jahrhundertwende, im alpinen Schrifttum unter dem Begriff „Haute Route“ immer häufiger nur von der Längsdurchquerung der Walliser Alpen lesen. Variationen in der Durchführung der „Hohen Route“ gibt es ebensovieler, wie es auf dieser Höhenwanderung zahlreiche hochgelegene Jochübergänge gibt.

Es ist selbstverständlich, daß mit der Eroberung der Alpen durch den Ski bergsteigende Skiläufer auch auf die weiten Gletscher dieses Gebietes aufmerksam wurden und die Bretter dazu benutzten, um eine Längsdurchquerung der Walliser Alpen auszuführen. Und in der Tat: Von allen „Hautes Routes“, die man im Laufe der Zeit entdeckte, sei es die Winterdurchquerung der Bündner Alpen, des Berner Oberlandes oder in den Ostalpen die der Hohen Tauern oder der Ötztaler Alpen, gebührt die Krone der eigentlichen „Hohen Route“, der Durchquerung der Walliser Alpen. Sie ist der Höhepunkt im Leben eines Winterbergsteigers und der Traum eines jeden Skiläufers, der Einsamkeit in einer Berglandschaft aufsuchen will, wie man sie in unseren Alpen kein zweites Mal mehr antrifft.

Als Gegenstück zu Prof. Paullets berühmter erster Skidurchquerung des Berner Oberlandes von Osten nach Westen im Februar 1897 wollten im Januar 1903 vier bewährte Chamoniënmänner, die emjigen Erschließer der Montblanc-Gruppe J. Gonttet, Dr. M. Bayot, A. Simond mit dem berühmten rotbärtigen Führer J. Ravanel die erweiterte „Hohe Route“ zum ersten Mal mit Skiern begehen. Diese Partie, die von Argentière im oberen Arvetal ausbrach und den östlichen Teil der Montblanc-Gruppe über den Col du Chardonnet nach Orsières durchquerte, mußte am vierten Tage nach ihrem Ausbruch zwischen dem Col de Chermontane und dem Col de l'Évêque wegen Schlechtwettereinbruch ihr Unternehmen abbrechen. Dadurch und wegen Proviantmangel waren die Chamoniarden gezwungen, wieder zur Chantrion-Hütte abzufahren. Erst über den aufgezwungenen Umweg: Martigny, Sion, Val d'Hérens und Les Haudères betraten diese Männer in der Nähe des Col d'Hérens wieder das klassische Gelände der „Haute Route“ und vollendeten ihren Gang am sechsten Tage an ihrem Endziel Zernatt.

Ohne von dieser Unternehmung etwas zu wissen, führten einen Monat später, im Februar 1903, Dr. H. Helbling, A. Fellaud und Dr. F. Reichert die erste vollständige

Skiburchquerung der Walliser Alpen von Westen nach Osten aus. Die drei hielten auf ihrem Weg eine mehr nördliche Route ein, die von der Pannossière-Hütte im Norden des 4317 Meter hohen Grand Combin den Gipfel des Ternelon blanc berührt. Nach einem sehr gewagten, lawinengefährlichen Abstieg zum Zessetta-Gletscher wurde als Zwischenunterkunft die Chanrion-Hütte betreten. Von dieser zweigt, im Gegensatz zum heute gebräuchlichen Weg, die nördliche Route ab, die den untersten Breneh-Gletscher überquert und über die Fochübergänge des Col du Mont Rouge, Col de Seillon und Col de Niedmatten nach Arolla hinunterführt. Andere Übergänge von der Chanrion-Hütte nach Arolla, die in der Folgezeit benutzt wurden, führen über den Col de la Serpentine oder über den Col de Breneh, die beide oberhalb Arolla wiederum den Col de Niedmatten berühren. Von Arolla erreichten Dr. Helbling und seine beiden Kameraden über den Col de Bertol und Col d'Hérens ihr Endziel Zermatt. Heute vermeidet man den kleinen Schönheitsfehler des alten Weges, der einmal inmitten der Strecke einen Talort berührt, indem man von der Chanrion-Hütte sich nahe des italienischen Grenzammes hält und den langen, sehr flachen Stemma-Gletscher befährt. Im obersten Gletscherbecken und damit am Fuße des Petit Mont Collon angelangt, hat man zwei Möglichkeiten, den Arolla-Gletscher zu erreichen, indem man entweder den Col de Chermontane oder den steileren Col du Petit Mont Collon überschreitet. Beide Wege vereinigen sich am Col de l'Évêque, um nach dessen Überschreitung den obersten Arolla-Gletscher nach Osten zu überqueren. Nach der Überschreitung des anschließenden Col du Mont Brulé befindet man sich auf dem oberen de-Ta-de-Tan-Gletscher und damit etwa drei Kilometer lang auf italienischem Boden, bis man am Col de Balpelfine wieder Schweizer Gebiet betritt. Das Finale der „Hohen Route“ fängt hier mit einer schönen Abfahrt über den Stockgletscher an, angesichts des schönsten Berges auf dem ganzen Weg, des Matterhorns. Bei Bedarf kann nochmals Unterkunft in der Schönbiühlütte genommen und am nächsten Tag der Zmuttgletscher in seiner ganzen Länge befahren werden. Am seinem Ende liegt am Fuße der Nordwand des Matterhorns die Stafelalp, von der man bald darauf Zermatt erreicht.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges sind im alpinen Schrifttum noch drei weitere Skibegehungen der „Hohen Route“ bekannt. Der Pariser M. Beaujard erreichte im Januar 1908 mit den beiden Navanel Joseph und Chouard — der Weg führte vom obersten Arvetal über die subalpinen Übergänge des Col des Montets und Col de la Forclaz, Martigny und durch das Val de Vagnes — am zweiten Tag nach seinem Ausbruch die Chanrion-Hütte. Diese Partie, die wohl sehr günstige Verhältnisse angetroffen haben mußte, erreichte schon am dritten Tage Zermatt, allerdings ohne einen Gipfel betreten zu haben.

Eine ideale Linienführung der Walliser Alpen-Durchquerung hielt der an der winterlichen Gipfelerschließung der Walliser Berge maßgeblichst und in hervorragender Weise beteiligte und bekannte Schweizer Bergsteiger Marcel Kurz ein. Mit seinem Begleiter F. Moge und den Walliser Führern J. und M. Crettes, L. Murisier und L. Theytaz brach M. Kurz im ersten Januardrittel 1911 von Bourg St. Pierre im Val d'Entremont auf, übernachtete in der Balforey-Hütte und überschritt zum ersten Mal mit Skiern den Col du Sonadon im Süden des Grand Combin, um zur Chanrion-Hütte abzufahren. Am fünften Tage gelang dieser Partie noch von der Bertol-Hütte der große Wurf der ersten Wintererbesteigung der Dent Blanche mit weitgehender Benutzung der Skier.

Fünf Monate vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges durchquerte Fr. Henning mit seinen drei Gefährten Meyer, Osse und Wagner als letzte Vorkriegspartie die Walliser Alpen auf Ski, wobei Henning den äußerst lawinengefährdeten Übergang von der Pannossière zur Chanrion-Hütte über die Mulets de la Viaz zum Zessetta-Gletscher seiner Vorgänger Helbling, Reichert und Bellaud vom Jahre 1903 wiederholte. Auch Henning warnt eindringlich in seiner guten Schilderung angesichts der Gefahren dieses Abstieges vor einer Wiederholung dieses Überganges.

Während und nach dem Ersten Weltkrieg war es auf den weiten Skifeldern der „Hohen Route“ ruhig. Dr. W. Welzenbach war einer der ersten, der diesen Dornröschenschlaf störte. Doch hatte Welzenbach mit seinen Gefährten Dr. E. Allwein und E. v. Siemens im März 1925 Wetterpech. Nach geglückten Gipfelbesteigungen im Bereiche des Grand Combin mußte die Welzenbach-Partie von der Jenfinshütte nach Arolla und Evolène abfahren und ihre Fahrt abbrechen.

Ebenso erging es zwei Jahre später der Partie E. Krauner, J. Ruchler, R. Guttig und H. Bollmann, die im März 1927 anfänglich im Combinstock Wetterglück hatte, einige Tage später aber wegen heftigem Schneefall wieder nach Courtyer im Val de Bagnes abfahren mußte und ihren Plan, von dort aus die Chanrion-Hütte zu erreichen, wegen Umbauern der Schneefälle nicht ausführen konnte und deshalb die Fahrt ebenfalls abbrach. Doch schon elf Monate später, Ende Februar 1928, treffen wir diese Unentwegten in Aosta, um die Scharte vom Vorjahre wieder auszuweken. Diesmal wollte diese Partie von der Ortschaft Valpelline über das Dörchen Ollomont und den Col de Fenêtre die Chanrion-Hütte erreichen, was ihr aber die Kommandantur in Aosta aus militärischen Gründen verbot. Kurz entschlossen wurde dieser Plan geändert und als Ausgangspunkt die erlaubte Grenzübergangsstelle, der Große St. Bernhardpaß gewählt. Damit wurde m. W. wieder eine Variante mit einem neuen Ausgangspunkt für die „Hohe Route“ zum ersten Mal begangen. Nach einer nicht sehr genussreichen Abfahrt über unzählige Lawinengänge, die nördlich nach Bourg St. Pierre führte, erreichte diese Seilseilgesellschaft den obengenannten Ausgangspunkt von M. Kurz im Jahre 1911 und führte diesmal ihr Vorhaben bis Zermatt einschließlich der Besteigung des Breithornes glücklich zu Ende.

Ein Problem für sich bleibt die Berührung des westlichsten Teiles der Walliser Berge, die Umgehung des Grand Combin-Stodes und die Erreichung der Chanrion-Hütte von Westen oder Norden her immer: sei es auf meinem, in nachfolgenden Zeilen beschriebenen Wege vom Corbassière-Gletscher über den Col du Meitin, wobei die Querung des Unterbaues des Combin de Balsoren auf der Südseite zum Plateau du Couloir bei mißlichen Schneebedingungen beinahe undurchführbar sein kann; sei es der noch gefährlichere Aufstieg von Dr. Helbling, Reichert und Henning über den östlichen Steilgletscher der Mulets de la Diaz und Tournelon blanc zum Bessetta-Gletscher und zur Chanrion-Hütte; sei es der laminengefährdete Zugang zu dieser Hütte von dem eben im Bau begriffenen Großstauwerk Mauvoisin durch das schluchtartige Tal der oberen Drance de Bagnes oder der noch verhältnismäßig sicherste Zugang von Bourg St. Pierre über die Balsoren-Hütte und über den Col du Sanabon zur Chanrion-Hütte. Um auf einem der obengenannten Wege einigermaßen sicher durchzukommen und von Lawinen und Schneebrettern verschont zu bleiben, hilft nur die Wahl der Tourenzeit, die man — im Gegensatz zu früheren Unternehmungen¹ — möglichst in das Frühjahr verlegen soll. Ein südseitig gelegener Steilhang kann im Mat, vorausgesetzt daß er in der Nachmittagssonne auffriert und in der darauffolgenden Nacht mit einer soliden und harten Oberfläche verharzt mit dem Steigeisen vom frühen Morgen bis zur Vormittagsmitte in den meisten Fällen ohne Gefahr erstiegen oder gequert werden. Manche Unternehmung in der Frühzeit des Winterbergsteigens mit Stiern war in den Monaten Januar bis März von einem unwahrscheinlichen Glück gesegnet und blieb nur dank ihres guten Sternes von Lawinen verschont. Man denke an die damalige Unkenntnis über die vielen Arten von Schnee und die mannigfachen Arten von Lawinen, eine Wissenschaft, die erst durch Prof. P. Paulde u. a. in der breiten Öffentlichkeit bekannt wurde. Auch die neuzeitige Abfahrtsweise, wobei nicht schnelles Tempofahren gemeint ist, trägt zu einem großen Teil zur Verminderung der Gefahren des winterlichen Hochgebirges bei. Früher fuhr man — man kann dies oft genug lesen — steile und breite Hänge in ihrer ganzen Ausdehnung in riesigen Lehren ab und schnitt dabei mehrfach in gefährvoller Weise immer den Hang an.

¹ Siehe die Daten der obengenannten Aufstellung.

Zu guter Letzt darf die neuzeitliche Vervollkommnung und Ergänzung der Ausrüstung für den Bergsteiger und Skiläufer für solche ausgedehnte Skidurchquerungen nicht unerwähnt bleiben. Ein Unternehmen wie die winterliche „Haute Route“ (auch wenn sie im Mai oder Juni durchgeführt wird) bedarf immer einer bedachtamen Auswahl des Rüstzeuges. Man spare hier nicht an unrechter Stelle, sondern schaffe sich nur erstklassige Gegenstände an. Leichtsteigeisen, Perlonseil, Daumenjade, Perlonzeltsack usw. wiegen nur einen Bruchteil der Ausrüstung von früher. Manche skilaufernde Bergsteiger aus früheren Jahren mußten an der „Hohen Route“ wegen Proviantmangel ihren Höhenweg vorzeitig verlassen oder mußten auf manchen schönen Gipfel verzichten, weil sie bei aufgezwungenen Hüttenaufenthalten durch schlechtes Wetter wegen Aufzehrens ihres Mundvorrates nicht auf Wetterbesserung warten konnten. Eine neuzeitliche Ausrüstung, auf mehrere Mitglieder einer Partie verteilt, verbürgt die zusätzliche Mitnahme von Proviant, ohne daß dadurch der Rucksack schwerer wird als früher.

Eine nicht ableugbare Erleichterung schufen, wie anderenorts auch in diesem Gebiet, die während des Zweiten Weltkrieges oder nachher erbauten Seilbahnen. In diesem Zusammenhang sollen vor allem die Seilbahnen von Breuil-Cervinia auf der Theoduljoch und von Courmayeur bzw. Entrèves-la Palud auf den Col du Géant erwähnt werden. Seit der Erbauung dieser beiden Bahnen wurde nach dem Kriege erstmals eine neu entdeckte „Haute Route“ begangen und seitdem beliebt und oft wiederholt, die in großzügiger und ausgiebiger Weise moderne Verkehrsmittel wie Schwebbahnen und Autobusse benutzt und die neben der klassischen Längsdurchquerung der Walliser Alpen mit Skiern wieder die Montblanc-Gruppe mit einbezieht, die den Vorteil hat, daß sie am Anfang die östliche, am Ende die zentrale Montblanc-Gruppe durchquert. Von Chamoni; ausgehend wird in nordöstlicher Richtung mit der Bahn oder dem Bus Montroc bzw. Le Tour erreicht und von hier aus zur Cabane Albert I. aufgestiegen. Über schönes und schon längst berühmtes alpines Skigelände wird über den Col du Tour und das Plateau du Trient die Orny-Hütte berührt und nach Orsières abgefahren und damit Walliser Boden betreten. Von Bourg St. Pierre bis Zermatt bzw. Breuil-Cervinia hält sich dieser Weg streng an die heutzutage übliche „Hohe Route“ über die Balsoren-, Chanrion-, Jenkins- und Schönbühl-Hütte, wobei je nach Zeit- und Proviantreserven dem Drang zu den Gipfeln südlich und nördlich dieses Höhenweges keine Grenzen gesetzt sind. Von Breuil-Cervinia fahren täglich, auch im Winter, mehrmals Omnibusse durch das Val Tournanche hinab nach Châtillon im Val d'Aosta, wo man entweder die Bahn bis Pre St. Didier oder besser wieder einen Autobus bis Courmayeur bzw. bis la Palud benutzt. Am letzten Tag wird mit der Seilschwebbahn der Col du Géant erreicht und über den Géant-Gletscher und die Mer de Glace nach Chamoni; abgefahren.

Von vielen Sommerfahrten her kannte ich bereits große Teile der „Hohen Route“, doch war es mir außer einem Winterbesuch der Monte-Rosa-Gruppe, von Saas-Fee und der Umgebung der Schönbühl-Hütte noch nicht vergönnt gewesen, meine Skispuren über die Cols und Gletscher der zentralen Walliser Berge zu legen. Freudig stimmten gleichgesinnte Bergkameraden meinem Plan zu, einmal das Glanzstück des hochalpinen Skilaufs kennenzulernen. Im Frühjahr 1937 war es dann so weit, daß ich mit meinen Begleitern N. Hauser, M. Holzer und L. Steinauer die Fahrt antreten konnte. Wir lebten bereits in einer Zeit, in der die Devisenbeschaffung manche Schwierigkeiten bot. Die „Hohe Route“ wurde von uns von Westen nach Osten befahren, wobei, von Martigny im Unterwallis ausgehend, als erster Berg und gleichsam als westlicher Pfeiler der „Hohen Route“ der Grand Combin (4317 Meter) erstiegen und das Ziel im Osten — Zermatt — nach zwölf Tagen erreicht wurde.

Kürzlich las ich in der Zeitschrift des Schweizer Alpen-Clubs „Die Alpen“, daß eine Partie gut trainierter Skiläufer einen Großteil der „Hohen Route“, nämlich die Strecke Chanrion-Hütte—Zermatt an einem Tag bewältigt hat! Eine bewundernswerte Leistung dieser Männer! Wir kamen als skilaufernde Bergsteiger aus dem fernen München ins Wallis und wollten keinen Streckenrekord auf der „Hohen Route“ aufstellen, sondern

möglichst viel Schönes auf diesem weiten Skiweg erleben und unterwegs einige Berge ersteigen. Da wir einerseits höhen- und rucksadentwöhnt, nach der Besteigung des Grand Combin bei schönstem Wetter einen Rasttag auf der Panossière-Hütte einschalten mußten, andererseits uns das Wetter durch Nebel- und Schneesturm einbrüche drei weitere Rasttage auf der Charriion- und Jentins-Hütte aufzwang, läßt sich die lange Dauer unseres Unternehmens leicht errechnen.

An einem nicht sonderlich schönen Morgen verlassen wir die Bahn in Sembrancher und haben bald das Gefährt entdeckt, das meine in Martigny wohnende Schwester telephonisch bestellte. Hier in Sembrancher gabeln sich die beiden Drance-Täler. Wir haben die Möglichkeit, entweder von der Straße, die zum Großen St. Bernhard hinaufzieht, beim Dorf Bourg St. Pierre zur Valsorey-Hütte südlich des Grand Combin aufzusteigen, oder vom östlich gelegenen Bagnes-Tal die Panossière-Hütte, die nördlich des Grand Combin am Etsufer des Corbassière-Gletschers liegt, zu erreichen. Wir entscheiden uns für die Panossière-Hütte, schon wegen der lang ersehnten Skifahrt auf den Grand Combin von Norden; dürfte doch dieser Berg neben dem Monte Rosa, dem Zermatter Breithorn und dem Gran Paradiso zu den schönsten Ski-Wierrtaufendern zählen. Wir fahren deshalb, soweit es die Schneeverhältnisse noch erlauben, über Chable nach Courtier.

Von einem meiner Verwandten in Sembrancher auf die guten Schneeverhältnisse aufmerksam gemacht, halten wir uns nicht an den, in dieser Jahreszeit üblichen Winterausstieg zur Panossière-Hütte, der gleich in Courtier westwärts die Drance überschreitet und teils durch Wald, größtenteils aber prachtvolles, freies Skigelände die Hütten von Planaz Feur, später die von Lougne und der Alp de la Lys berührt. Das sehr günstige Gelände bleibt hier dem Skiläufer bis weit über den Plan de Seven treu, wo unterhalb der eisigen Nordflanke des Grand Jollat (= Petit Combin) über steiler werdende Hänge nach Osten der Einjachtung des Col des Avolions (2647 Meter) zugestrebt wird. Man hat hier nur die einzige unangenehme und lawinengefährdete Strecke dieses Anstieges hinter sich zu bringen, nämlich den steilen Abstieg zum Corbassière-Gletscher. Dieser Steilhang, knappe 200 Meter hoch, verlangt oben das Abschnallen der Ski. Unten, am orographisch linken Gletscherufer angelangt, wird dieses in südlicher Richtung noch eine Weile begangen, bis man an dem hier auftretenden Spaltenbruch entlanggequert hat und spaltenfreieres Gelände eine mühelose Überquerung des Gletschers zu seinem rechten (östlichen) Ufer und zur Panossière-Hütte erlaubt.

Wir hingegen fahren noch ein kurzes Stück talein, Fionnay zu, müssen aber bald darauf den Weg verlassen, denn eine riesige Lawine, die von den beiden Bergflanken in den Talgrund herabkam, deckte das Sträßchen häuserhoch zu. Vor den Hotels von Fionnay verlassen wir die Talsohle und steigen mit unseren schweren Rucksäcken vom Sommerdorf Mayens du Nevers die steile westliche Bergflanke hinauf. Das während der Fahrt von München nach Martigny so ausgezeichnete Wetter will sich verschlechtern; Wolken ziehen auf und schnell verhüllen sich die umliegenden Berge in ostwärts ziehenden Wolken, die bald darauf einen ergiebigen Schneefall auslösen.

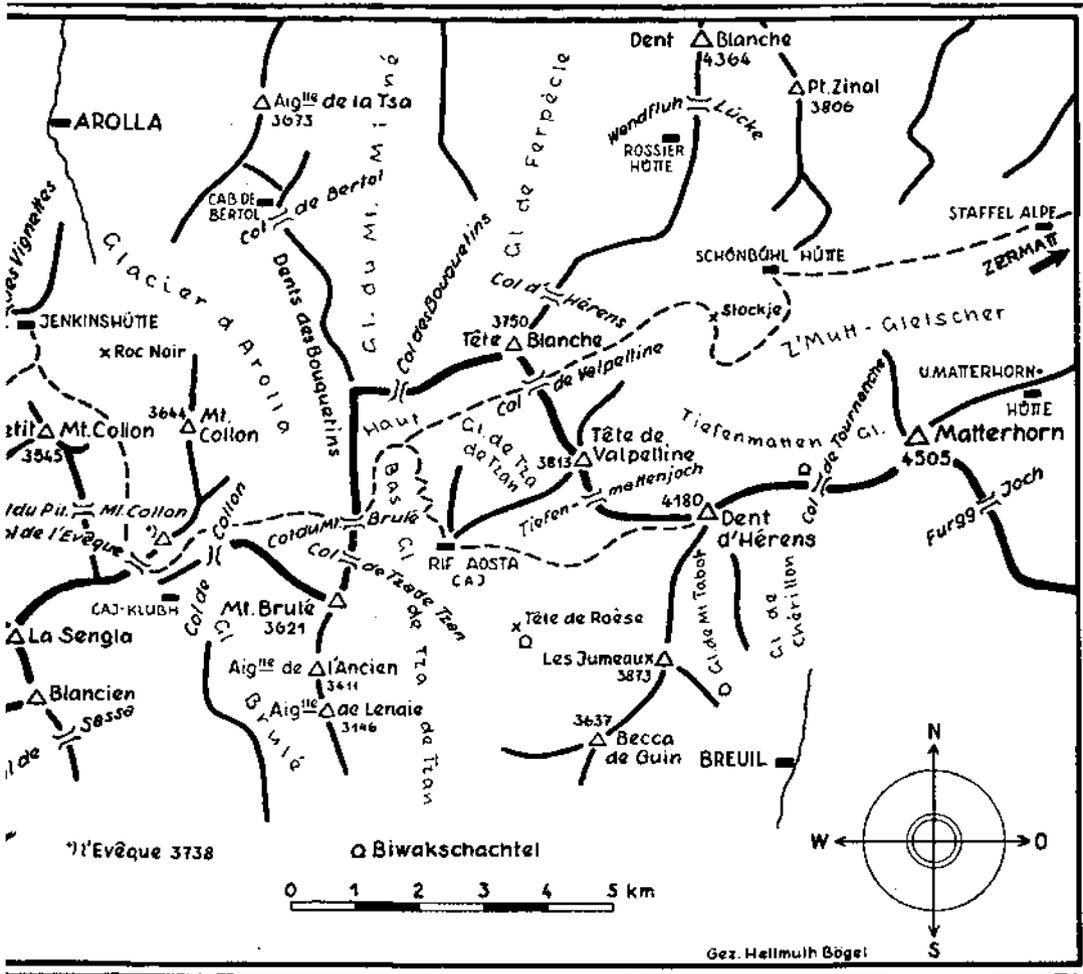
Ein Schweizer Grenzer, den wir an der letzten Almhütte antreffen, gibt uns wertvolle Ratschläge, den besten und lawinensichersten Weg einzuhalten. Da der Sommerweg oberhalb Fionnay Lawinenhänge quert, steigen wir in kurzen Schritten zwar sehr steil, doch relativ sicher, den Steilhang empor. Schon glauben wir mit diesem Anstieg einen schweren Fehler begangen zu haben und bereuen es, nicht den sichereren Aufstieg über den Col des Avolions eingeschlagen zu haben, als die Hangneigung allmählich abnimmt und wir bald darauf an jener Stelle stehen, die zur Endzunge des Corbassière-Gletschers abfällt. Die Orientierung war während des ganzen Anstieges durch sehr dichten Nebel und Schneefall erheblich erschwert. Am Gletscher angelangt, halten wir uns nahe der orographisch rechten Moräne, später auf dieser selbst, die uns dann sicher im Nebel, gerade vor dem Einmachten zur Cabane de Panossière führt. Die erste von mindestens fünf in Aussicht genommenen Hütten wird betreten.

Dennoch geloben wir uns, beim nächsten winterlichen Besuch dieser Hütte auch bei gutem Wetter den scheinbar weiteren Weg über die Alpe de la Lys, in Wirklichkeit aber doch zeitlich kürzeren Anstieg einzuhalten; denn scheußlich war das Gefühl, im dichten Nebel und bei heftigem Schneetreiben in einem durch wenig Geländewellen unterbrochenen, 500 bis 600 Meter hohen Steilhang zu stehen und jederzeit das dumpfe Gefühl des Wartens in sich zu haben, daß einer von uns eine Lawine abtreten könnte. Erst später, beim genauen Studium der Schriften über die „Hohe Route“ bekam ich die Warnungen Dr. Helblings und Dr. Welzenbachs vor diesem Hüttenanstieg zu lesen und erinnerte mich an einen begangenen Fehler.

Zur Akklimatisierung wollen wir am nächsten Tag einen kleineren Gipfel besteigen, entweder den Grand Zolat oder den Combin de Corbassière, die aber beide bereits die Großvenediger- bzw. Großglocknerhöhe erreichen. Doch als wir aufstehen und über uns überraschenderweise ein wolkenloser Himmel blaut, steht der Grand Combin auf dem Programm. Die nächsten Stunden sehen uns über den Corbassière-Gletscher ziehen und jener breiten Gletscherrampe zustreben, die die ganze Combin-Nordflanke von Nordwesten nach Südosten schräg aufwärts durchzieht und die in die alpine Literatur unter dem Namen Korridor eingegangen ist. Dieser Korridor vermittelt im Winter den einzigen günstigen Aufstieg auf den Grand Combin, und, gute Schneeverhältnisse vorausgesetzt, lassen sich die Bretter bis zu einer Höhe von etwa 4100 Meter benutzen. Unheimlich drohen rechts oben Eistürme. Den letzten steilen Gipfelhang (etwa 250 Meter) ersteigen wir mit den Steigeisen und erreichen die Niguille du Croissant (4250 Meter) bei einem sehr starken Höhensturm, aber guter Fernsicht. Der Übergang zum Hauptgipfel, zum Combin de Grafeneire (4317 Meter) bietet keine Schwierigkeiten mehr, und gegen 15 Uhr betreten wir den westlichen Kulminationspunkt der „Hohen Route“, der von einer mächtigen, nach Osten hängenden Wächte gekrönt ist. Drüben im Osten stehen die Berge um Zermatt, unser Ziel; dazwischen eine Anhäufung von Gipfeln, schöner Gletscher und Fochübergänge — unser Betätigungsfeld für die nächsten Tage. Spalten- und hemmunglos ist die Abfahrt durch den unteren Teil des Korridors und viel zu rasch erreichen wir den flacheren Teil des Corbassière-Gletschers und bald darauf die Panossière-Hütte. Nur den dritten Teil des Zeitaufwandes, den wir zum Aufstieg benötigten, brauchen wir zur Abfahrt. Die Besteigung des Grand Combin auf den ersten Anhieb hat unsere höhenentwöhnten Organe doch etwas mitgenommen; deshalb wird der folgende Tag als Rasttag eingeschaltet.

Ganz untätig können wir aber auch an diesem schönen Sonnentag nicht sein. Da hier geeignete Stützungshänge fehlen, schlage ich einen Bummel mit Skiern, Seil, Steigeisen, Eishaken, Karabinern, Kletterhammer und Eispickeln zum nahen Gletscherbruch vor. Wir unterhalten uns an diesem Tag bis in den späten Nachmittag hinein mit theoretischen und praktischen Übungen im Eisgehen, seilen uns an Eistürmen ab, richten Seilquergänge an Eiswänden ein, durchschreiten der Länge nach tiefe und riesige Spalten, in denen das Sonnenlicht nur mehr matt herableuchtet, arbeiten, schlagen, hämmern und knabbern an Eiskaminen, Eisgesimsen, Eiswänden, Eistürmen und ähnlichen Eisgebilden. Ganz wie bei Großaufnahmen in schon gesehenen Bergfilmen! Wir erfreuen uns an der ganzen Skala der schönsten eisigen Farben, am Blau der frischgeborstene Eistürme und am Stumpjgrau und Türkisgrün der Spalten und Eiswände. Beim Heimgang zur Hütte gießt die tiefstehende Sonne einen großen Farbtropf von Karmin und Violett über die weitflächigen Schneefelder.

Viel Zeit und Mühe kostet am nächsten Tag der Übergang von der Panossière- zur Chanvion-Hütte, den wir auf folgendem, vor uns von wenigen Winterbergsteigern eingehaltenen Weg ausführten: Vom obersten Becken des Corbassière-Gletschers ersteigen wir den Combin du Meitin (3631 Meter) über seine Nordflanke, die wir in einer solch schlechten Verfassung antreffen, daß wir in ihr zwei Eishaken eintreiben müssen. Anschließend durchqueren wir mit Steigeisen, die Ski auf den Rucksäcken befestigt, die obersten, sehr steilen Hänge des Glacier du Meitin, d. h. die Südwestflanke des Combin de Balforen



Verlauf der geschilderten Süddurchquerung der Walliser Alpen

die Fahrt im Nebel, Schneetreiben und Sturm zur schwer zu findenden kleinen Zentins-Hütte mit Hilfe der Bussola, Karte und des Höhenmessers forciert weiterzuführen, oder durch die Latwinenfälle des oberen Vagnestales nach Lourtier abzustiegen.

Was tut ein Bergsteiger bei schlechtem Wetter in einer Hütte? Es wird Schlaf nachgeholt und auf Vorrat geschlafen, denn unangenehm früh sind die Aufbruchzeiten in den Westalpen. Der Schlaf wird nur zeitweilig unterbrochen, wenn sich der Hunger meldet, und der ist bekanntlich an Rasttagen kaum zu bändigen. Wir tun beides, essen und schlafen, in ergiebigem Maß. Gegen Abend erschreckt uns ein Gepolter vor der Hütte. Wöllig vereist und die Spuren noch im Gesicht, die von einem harten Kampf mit den Naturelementen zeugen, erscheinen im Türrahmen zwei Bergsteiger. Es waren der Berner Topo-Ingenieur Eugen Hauser und sein Begleiter Ch. Meißner. Beide kamen heute bei diesem Hundewetter von der Balsorey-Hütte herüber und erstiegen von Süden sogar noch den Grand Combin. Ich muß gestehen, daß mir die beiden mächtig imponierten und daß ich vom allgemeinen hohen Stand und Können der Schweizer Bergsteiger tief beeindruckt war. Am nächsten Morgen stehen wir voll Latendrang frühzeitig auf,

denn der während der Nacht eingesetzte Wetterdienst meldet einen sternklaren Himmel. Ein durchziehendes Zwischentief zwingt uns zu einem unfreiwilligen Rasttag auf der Chaurion-Hütte.

Als die Sonne die höchsten Bergspitzen bestrahlt, stehen wir oben auf dem flachen Dtemma-Gletscher. Auf dem fast ebenen, spaltenlosen Gletscher, der Sorge des Wegsuchens enthoben, können wir uns der Schönheit dieser einzigartigen Bergwelt hingeben. Hinter uns leuchtet der Gipfelaufbau des Grand Combin im Scheine der aufgehenden Sonne, und je höher sie steigt, desto tiefer sinkt der Schatten über die Ostwand des Berges. Schöne, einsame, wenig besuchte Berge stehen am italienischen Grenzflam. Es ist einer jener schönen Tage, die man Zeit seines Lebens nicht mehr vergessen kann. Nach der ersten Rast in Höhe der Gletscherfelsinsel, „Gemsengarten“ genannt, folgen bis zur Jenkins-Hütte noch deren viele, so daß wir die kleine Zigarrenschachtel, wie wir sie nennen, erst gegen 11 Uhr erreichen. Zwei volle Stunden müssen wir mit Eispickel und Schaufel arbeiten, um das Hütteninnere von eingebrungenem Eis und Schnee zu säubern¹. kaum war aber diese Arbeit beendet, brechen wir auf, um den Mont Collon zu besteigen. Man ist enttäuscht, wie unscheinbar dieser Berg, das Wahrzeichen von Arolla, mit seiner himmelfürmenden Nordwand, sich von der Westseite ausnimmt. Doch wie die Schnee- und Felsbeschaffenheit und ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter dem Bergsteiger einen Gipfel verjagen können, müssen wir am Nachmittag an dieser unscheinbaren Westflanke erfahren. Am Fuße der Westwand angekommen, verschlechtert sich das Wetter sehr rasch. Wolken steigen aus Südwesten auf, und die Beobachtung des Aneroids läßt auf einen Wettersturz schließen. Trotzdem deponieren wir am Ende eines zur Wand hinaufziehenden Schneerückens unsere Ski und versuchen, den Gipfel zu erreichen. Das Kartenbild verrät uns eine ungefähre Wandhöhe von nur 400 Metern und die wollen wir vor Einbruch des Schneesturmes im Auf- und Abstieg noch schaffen. Doch je höher wir kommen, desto unangenehmer sind die mit Eis und Schnee überzogenen Felsen zu begehen. Es wird beißend kalt, und als der nun doch einsetzende Schneesturm uns immer schlimmer zusetzt, wird gegen 16 Uhr der Rückzug angetreten.

Der Höhenmesser hat recht behalten: Die folgenden zwei Tage verbringen wir in der Jenkins-Hütte (etwa 3200 Meter) bzw. auf den Lagern, während draußen ununterbrochen ein entsetzlicher Schneesturm tobt. Alle zwei Stunden muß einer von uns aufstehen, um die Hütte von eingebrungenem Flugschnee zu säubern. Unser Auftrieb wird auf eine harte Probe gestellt. Wir haben hier einiges vor. Vor allem wollen wir die Scharte, die wir uns am Mont Collon holten, auswezen und dann den schönsten Stiberg dieser Gegend, die Pigne d'Arolla, besteigen, um von dieser ihren westlichen Nachbarn, den Montblanc de Seilon zu erreichen.

Gegen Abend des zweiten Tages hat der Schneesturm endlich ausgetobt und da man an Rasttagen bekanntlich das Mehrfache an Proviant verzehrt als an Tourtagen, wird angesichts unserer verkleinerten Vorräte beschlossen, am nächsten Tag den Übergang zur Aosta-Hütte im obersten Valpelline zu versuchen. Der Morgen des dritten Tages erschreckt uns beim Öffnen der Hüttenläre mit einem urgewaltigen Bild: Drüben im Osten ragt, scheinbar in den Himmel wachsend, die Dent Blanche aus den Wolken und zeigt uns ihre neuschneebehangene Ferspècle-Wand; in ihrer blendenden Reinheit die lebendige Auslegung ihres Namens.

Bei ziehenden Wolken, die uns manchmal einhüllen und nötigen, die Bußsole zu gebrauchen, verlassen wir die Jenkins-Hütte um 7 Uhr. Zwischen dem Großen und Kleinen Mont Collon hindurchlavierend, überschreiten wir den Col de l'Evêque (3394 Meter) und fahren über einen schönen Hang hinunter zum Arolla-Gletscher. Die mitten im Gletscher liegende Felsinsel La Bierge wird knapp nördlich umfahren. Die Oststrichtung wird mit der Bußsole eingestellt, da eben wieder Nebel eingefallen ist. Um den schon bei klarem Wetter sehr schwer zu findenden Col du Mont Brulé an der richtigen Stelle

¹ Heute steht an Stelle des alten kleinen Holzhäutchens ein solides, gut- und zweckingerichtetes Steinhäus.



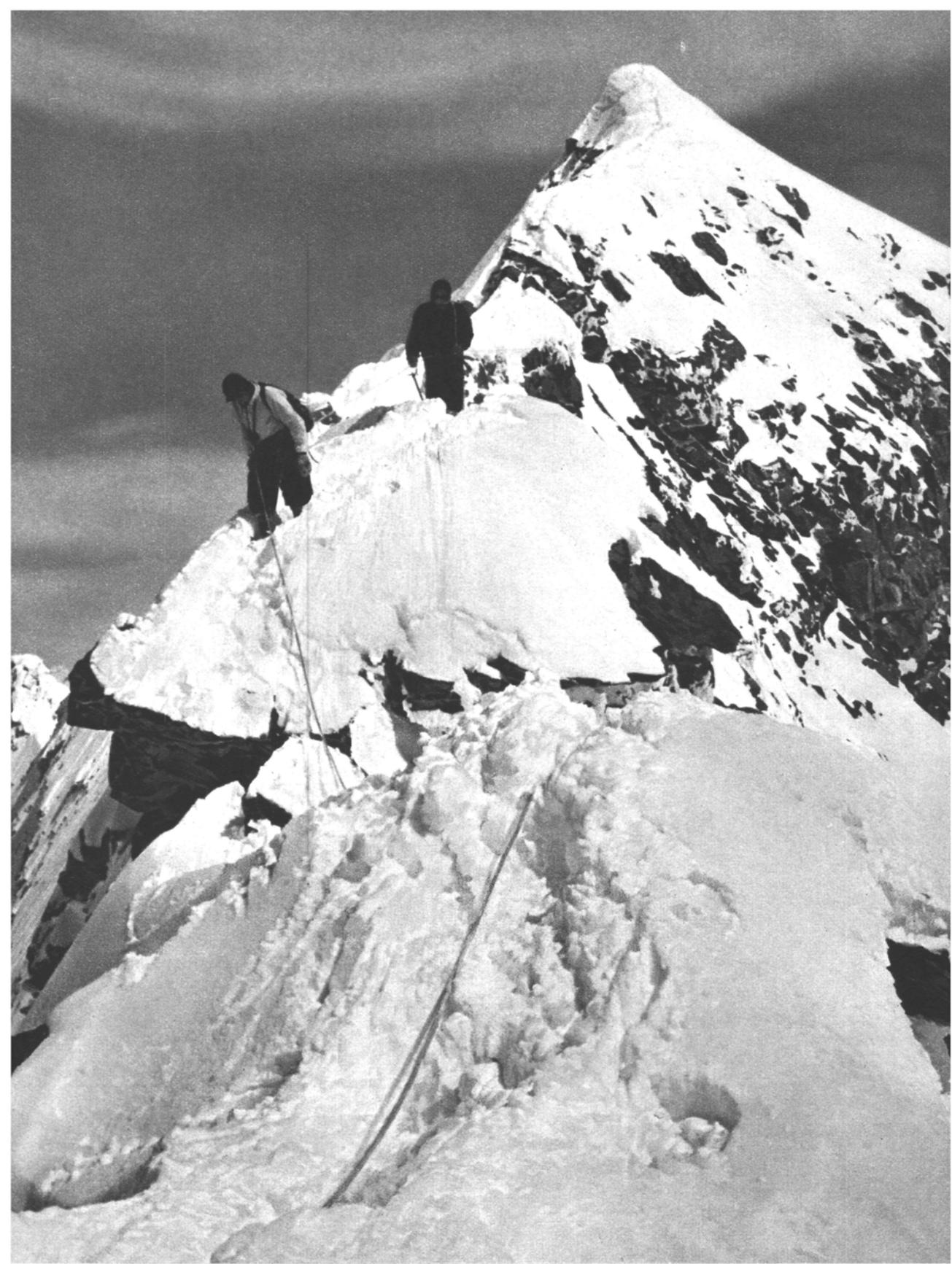
Auf dem Dtemma-Gletscher. Blick gegen italienischen Grenzkeamm

Aufn.: F. Rdniger



Am Grand Combin

Aufn.: F. Rdniger



Am Gipfelgrat der Dent d'Hérens

Aufn.: F. K.

zu betreten, fahren wir nochmals zur La Bièrge zurück und peilen von hier aus mit Karte und Bußsole genau den Col an. Langsam, genau auf den Kompaß achtend, machen wir uns nochmals auf den Weg. Rechts von uns ahnen wir durch den Nebel die eijige Nordwand des Mont Brulé. Wir sind nicht überrascht, als der Westhang unseres Sattels steil und immer steiler wird, da uns ja das Kartenbild durch die sehr eng aufeinanderfolgenden Höhenlinien einen Steilhang verrät. Als Geschenk des Berggeistes sehen wir das plötzliche Verschwinden des Nebels an. Nach kurzer Zeit sind wir im richtigen Col (3213 Meter) angelangt. Das zweite Fragezeichen nach Duerung des Combin-Stodes an der Südseite ist hiermit gelöst. Wir haben Glück mit den Schneeverhältnissen, denn der eben erstiegene Gang mit seiner rippen- und rückenlosen Gleichförmigkeit kann eine gefährliche Lawinensacke sein. Glück haben wir auch mit der richtigen Auffindung des Cols, da nur eine Stelle den richtigen Anschluß zur anderen Seite vermittelt¹.

Eine wilde Berglandschaft erschließt sich uns beim Betreten des Col du Mont Brulé. Hinter uns liegen die Schwände des Ron Collon und der l'Evêque und links überragen sie die scharfen Felsstürme der Dents de Bouquetins an Wildheit. Vor uns im Osten bäumt sich fast tausend Meter über uns als ebennäßige Pyramide die Dent d'Hérens in die Höhe. Ich kenne diesen Berg schon vom Sommer her, und beim Anblick dieser großartigen Berggestalt ist in uns allen der Entschluß schnell gefaßt, die Dent d'Hérens morgen zu versuchen und gegebenenfalls, wenn die Lawinerverhältnisse in der zu begehenden Flanke es erlauben, die Besteigung durchzuführen. Über die von hier aus gesehen abschreckend steile Südwestflanke wollen wir den auch im Sommer wenig besuchten Zermatter Berg angehen. Vor uns war die Dent d'Hérens nur dreimal im Winter erstiegen worden. Während die ersten beiden Wintererstiegen (1894 und 1910) zu Fuß durchgeführt wurden, benutzten der bekannte Schweizer Bergsteiger und Himalayaman Marcel Kurz und sein Begleiter im Januar 1920 zum ersten Mal Ski. 17 Jahre durfte sich nur die Dent d'Hérens der Winter einsamkeit erfreuen.

Auf der anderen Seite des Col du Mont Brulé gewinnen wir auf einem bis zum Sattel hinaufziehenden Gletscherband den oberen de-Tsa-de-Tsan-Gletscher, indem wir vom Col die Nordrichtung einschlagen und am Fuße der Dents de Bouquetins entlangschreiten. Oberhalb des wilden, kaum zu durchfahrenden Eisbruches, der zur Aosta-Hütte hinabstürzt, nehmen wir Richtung auf den Col Valpelline, um aber unterhalb desselben bei den Rochers de la Division (P. 3291) den Weg nach Zermatt zu verlassen. Steil geht es anfangs mit Steigeisen eine vereiste Rinne hinab, bis wir zwischen zwei Moränentälchen genueßvoll von einem Gegenhang zum anderen hinabschwingen können. Welche Überraschung aber bietet sich uns, als wir um 15 Uhr die Aosta-Hütte (2722 Meter) betreten. Eine riesige Lawine, die vom Ausläufer des Westgrates der Tête de Valpelline auf die Hütte niederging, drückte ihre rückwärtige Natursteinwand und das Hüttendach ein. Bis zu einem halben Meter hoch liegt im Innern der Hütte der Lawinenschnee, und von der Decke hängen armide Eiszapfen herab. Die nächsten drei Stunden schippen wir mit den reichlich unzulänglichen Mitteln unserer Aluminiumkochtöpfe in und außerhalb der Hütte Schnee, um sie bivaqumäßig herzurichten und um ein Fenster freizubekommen.

Bei schönstem Wetter verlassen am nächsten Morgen um fünf Uhr die ungasliche Hütte. Fast 1500 Meter hoch müssen wir zum Gipfel der Dent d'Hérens steigen. Aber wie mühe-

¹ Die ältere Ausgabe des Siegfried-Atlas versagt hier vollkommen, da das Firnband auf der Ostseite des Col nicht angegeben ist, sondern nur eine reine Felszeichnung aufweist. Während die bedeutend verbesserte Zeichnung der neueren Ausgaben des Firnreitens bis zum Col de-Tsa-de-Tsan hinziehen läßt, erreicht er in Wirklichkeit kaum das „Mt.“ der Nomenklatur „Col du Mt. Brulé“. Auch ist dieser Col etwas zu weit südlich eingezeichnet. Im April 1914 mußten Friedrich Henning und seine Gefährten über eine Stunde zum richtigen Col hinüberklettern, weil sie von Westen eine falsche Einschartung erreichten. Dagegen ist im zweiten Band des Walliser Skiführers (2. Auflage 1939) von Marcel Kurz auf dem Skikarten gegenüber Seite 27 die Lage des Col du Mont Brulé und seine Topographie richtig gezeichnet. Auch sind in diesem Skikartenauschnitt die Höhenzahlen der Neuaufnahmen des Siegfried-Atlas schon verwendet, die oft bedeutende Abweichungen gegenüber älteren Ausgaben aufweisen.

Los steigt es sich heute mit leichten Rucksäcken! Brauchen wir doch neben der üblichen Ausrüstung für einen solchen Hochgipfel nur für einen Tag Proviant mitzunehmen. Zudem hat das gestrige Wetter den Schnee für unsere Fahrt gut präpariert. In weit-ausholenden, höhegewinnenden Kehren steigen wir den Glacier des Grandes Murailles hinauf, links von uns die brüchige Scherbenwand der Tête-de-Balpelline-Südseite, während einige Gletschermulden uns vorerst den Anblick unseres heutigen Zieles verwehren. Günstige Schneeverhältnisse ermöglichen es, mit unseren Stiern sehr hoch in die Südwestflanke der Dent d'Hérens zu steigen. Als die Steilheit des Hanges trotz der Stahlkanten uns keinen Halt mehr bietet, rasten wir in 3750 Meter Höhe und vertauschten die Ski mit den Steigeisen. Tausend Meter stehen wir schon über der Aosta-Hütte, und nur noch 400 Meter trennen uns vom Gipfel. Der kürzeste Weg von unserem Rastplatz zu ihm führt eigentlich über die Südwestflanke, in der wir uns ja befinden, doch erweist sich die Schnee- und Eisbeschaffenheit weiter oben in dieser Seite als nicht gut. So kommt es, daß wir von dieser schräg nach links aufwärts zum Westgrat queren, diesen wieder nach links überschreiten und den letzten Anstieg zum Gipfelgrat in der Nordwestwand bzw. auf der Nordwestrippe beenden. Ein langer und etwas umständlicher Weg; aber wir haben dabei den Vorteil immer die besten Verhältnisse anzutreffen, ohne je eine Stufe schlagen zu müssen. Der tiefverschneite Gipfelgrat hält uns noch eine Stunde in Atem, und um 14 Uhr betreten wir die Spitze, hoch erfreut, diesen schönen Berg als östlichen Eckpfeiler unseres Unternehmens besteigen zu dürfen. Die Sorge um die Schneeverhältnisse in den Bergflanken, die wir durchstiegen, läßt uns nicht viel Zeit übrig, die umfassende Aussicht zu bewundern. Unvergeßlich aber sind die Ausblicke auf das nahe Matterhorn mit seiner tiefverschneiten Westwand, drüben im Norden die Dent Blanche, rechts davon das Gipfeltrio Weißhorn, Zinalrothorn und Obergabelhorn. Südlich des Matterhorns, rechts der schnittigen Linie seines italienischen Grates, breitet sich erhaben und weit die Eismasse der Berge des Monte Rosa-, Olystamm- und Breit-hornmassivs aus, und trotz über 20 Kilometer Luftlinie, die uns von dieser Gruppe trennen, sind wir von der Größe und Schönheit des zweithöchsten Alpengipfels tief beeindruckt. Es mochte gerade vor einem Jahr sein, als wir nach fünfzehnstündiger Spurarbeit nach 18 Uhr, kurz vor Sonnenuntergang, auf der Dufourspitze standen.

Nach zweistündigem Abstieg erreichen wir die eingetammten Ski und bald ziehen wir unsere Spuren über schöne Hänge; in gutem Firn reiht sich Bogen an Bogen und genutzreich ist die Abfahrt mit leichten Rucksäcken, zudem die Spaltenverhältnisse es erlauben, feillos abzufahren.

Bevor wir in der Aosta-Hütte zum zweiten Mal bivakieren, wird am Abend großer Rat gehalten. Für eine Besteigung der Dent Blanche über Col d'Hérens—Rossier-Hütte spricht unsere derzeitige sehr gute Verfassung und unser Austrieb; unser zusammengesetzelter Proviant gibt aber den Ausschlag, daß wir Zermatt im Laufe des zweiten Tages erreichen müssen.

Reichlich spät verlassen wir am vorletzten Tourtag die „Bivakschachtel“¹ und auf schon bekanntem Weg geht es zum Rastfelsen P. 3291 (Rochers de la Division) empor. Hier treffen wir wieder unsere Berner Bekannten Hauser und Meißer, die den zweitägigen Schneesturm in der Chantion-Hütte abwarteten. Die beiden wollen morgen unseren Spuren auf die Dent d'Hérens folgen, was ihnen auch in einer hervorragend guten Zeit gelang. Wir aber lenkten unsere Ski hinauf auf den Col de Balpelline (3562 Meter). Die 3813 Meter hohe Tête de Balpelline wird nicht nur bestiegen, weil sie vom Col leicht und nahe zu erreichen ist, sondern weil man von ihr den schönsten Blick auf die ebenmäßige Pyramide der wildschönen Dent d'Hérens hat.

Vorsichtig müssen die breiten Spalten im Stockgletscher umfahren werden und das angelegte Seil läßt uns die zu ahnenden verschneiten Spalten mit einer gewissen Sicherheit passieren. Am Stockje werden zweimal über kleine Felsstufen die Ski abgeschmalt.

¹ Die Aosta-Hütte scheint dem Verfall preisgegeben zu sein, denn noch heute trifft man sie in ähnlichen Verhältnissen an wie wir damals im Jahre 1937.

Nach einem kurzen Anstieg betreten wir die letzte Zwischenstation, die Schönbühl-Hütte, eine uns geradezu komfortabel anmutende Klubhütte, im Gegensatz zur Hofsta- und Zentins-Hütte. Noch einmal wollen wir die köstliche Einsamkeit und Einfachheit eines Hüttenabends im winterlichen Hochgebirge erleben, noch einmal die schönsten Berge der Walliser Alpen auf uns einwirken lassen und den langen Weg, den wir gegangen, im Angesicht der Dent d'Hérens, des Matterhorns und des mächtigen Monte Rosa ausklingen lassen, bevor wir Zermatt betreten.

Auf sehr schnellem Garschnee gleiten wir am letzten Tag den Zmuttgletscher talwärts und überqueren ihn hinüber zum Fuß der Nordwand des Matterhorns. Immer wieder werden Schruppen eingelegt, denn zu gewaltig sind die Berge in der Runde, zu schwer wird mir der Abschied von meiner Bergheimat. Ein Wunder dünkt uns das Grün der ersten Bäume, sehen wir doch zwölf Tage nur Eis, Schnee und Fels, und wie Musik klingt das Rauschen des ersten Wassers in unseren Ohren, hören wir doch auf unserem Höhenweg nur das Donnern und Rauschen abgehender Lawinen und das Heulen der Schneestürme.

In einer „Refordzeit“ erreichen wir über die Staffalp und das Sommeralpbörschen Zmutt das ungewohnt leere Zermatt, ein Zermatt, frei von der sommerlichen Touristenmasse, das wie ausgestorben seinen Winterschlaf hält. In der Pension Julien am Triftbach werden wir wie immer freudig begrüßt, und die freundlichen Einwohner überbieten sich selbst, uns den kurzen Zermatter Aufenthalt durch echte Schweizer Gastfreundschaft so angenehm wie möglich zu machen.

Martin Holzer, der Walliser Neuling, muß noch am gleichen Tag berufshalber nach München zurück. Uns anderen drei stehen aber noch einige Tage Urlaub zur Verfügung. Trotzdem beschließen wir, hier in Zermatt die Fahrt abubrechen, um uns neuen Zielen in einer uns noch unbekanntem Berggruppe zuzuwenden. Als permanenter Wanderer zwischen München und dem Wallis sind mir ohnehin große Teile der östlichen Fortsetzung der „Hohen Route“ mit den Übergängen von Zermatt über den Adlerpaß und das Alphubelsoch nach Saas-Fee und von der Betemps-Hütte über den Stoohornpaß und das Schwarzenberg-Weißtor nach Saas-Almagell bekannt. Dem uns einzig interessierenden Übergang aus dem Saaser Tal nach Osten zur Simplonstraße, den ich einmal in umgekehrter Richtung ging, steht die gewaltige Mischabelkette als Sperriegel im Wege. Damals konnte man ja noch nicht wie heute auf guter Straße von Stalden nach Saas mit dem Auto fahren.

So nehmen wir denn am anderen Tag Abschied von Zermatt. Trotz des frühlinghaften Wetters werden wir auf der Fahrt durch das Nidolital ständig an die Macht des Winters erinnert. Mächtige Lawinen liegen in der Talsohle. Drumten aber im Rhonetal ist es inzwischen wirklich Frühling geworden und im Unterwallis stehen die Obstbäume in voller Blüte.

Chronologische Aufstellung des Schrifttums über die „Hohe Route“ im Winter

1. „Revue Alpine“ 1903, S. 269—284 (Partie J. Couttet, Dr. M. Bayot, A. Simond und J. Ravanel).
2. „Alpina“ 1903, S. 208 (Partie Dr. R. Helbling, A. Pellaud und Dr. F. Reichert).
3. „Revue Alpine“ 1908, S. 80 (Partie M. Beaujard, E. und J. Ravanel).
4. „St“, 7. Jg., 1911, S. 90—101 (Partie M. Kurz und F. Roget mit F. und M. Crettez, L. Murisier und L. Theytaz).
5. DAV. Z., 48. Band, 1917, S. 84—101 (Partie Fr. Henning, Meyer, Osse und Wagner).
6. Marcel Kurz: „Alpinisme Hivernal — Le Skiour dans les Alpes“, Paris 1925. Darin über die „Hauts Route“ S. 225—243.
7. DAV., 47. Jg., 1925, S. 213—214 (Partie Dr. W. Welzenbach, Dr. E. Alwein und E. v. Siemens).
8. „St“, 24./25. Jg., 1929, S. 120—128 (M. Kurz über eine neue Variante der „Hohen Route“ zwischen Vagnères und Héremence).
9. DAV., 51. Jg., 1929, S. 39 mit 43 (Partie R. Gutting, L. Azauner, F. Ruchler und S. Vollmann).
10. „Die Alpen“, 8. Jg., 1929, S. 143—146 (Partie G. Eglinger und Begl.).
11. DAV. M., 60. Jg., 1934, S. 237—239 (Partie U. Wieland, A. Michahelles und Begleiter).

12. *Öst. Zb.*, 1951, S. 105—113. „Hundert Jahre Winteralpinismus (1800—1900)“ von Wilhelm Lehner. Man liest nichts darin über das uns interessierende Thema, da ja die Gipfel südlich und nördlich der „Hohen Route“ größtenteils erst seit dem Gebrauch der Ski nach 1900 erstiegen wurden.

Dagegen sind in der Gipfelaufstellung von Dr. Franz Grakler (— „Daten zur Wintererschließung der Alpen“, S. 115—118) die Berge der „Hohen Route“ (auch die der Montblanc-Gruppe) säuberlich geordnet aufgezählt, soweit sie das Prädikat einer Wintersteigung in Anspruch nehmen. Betrifft die Jahre 1832 bis 1949.

13. *Öst. Zb.* „Berge und Heimat“, 8. Jg., Heft 3, März 1953, S. 99—100: „Haute Route des Alpes“ von G. Deimont; S. 101 bis 102: „Zwischen Montblanc und Matterhorn“ von Albert Bitterling; S. 114: Wichtige Notizen über die „Hohe Route“.

Führer

Neben dem vierbändigen Sommer-Klubführer durch die Walliser Alpen, in geradezu vorbildlicher Weise von Marcel Kurz abgefaßt, ist vor dem Zweiten Weltkrieg vom selben Verfasser in zweiter Auflage sein dreibändiger „Ski-Führer durch die Walliser Alpen“ erschienen. Führer wie die beigegebenen Skiroutenarten loben den Meister des modernen Führer-Schrifttums selbst.

Karten

Marcel Kurz: Drei Skiroutenkarten zu seinen drei Bänden des Walliser Ski-Führers: Blatt I: Vom Col de Balme bis Col Collon; Blatt II: Vom Col Collon bis zum Monte Moro; Blatt III: Vom Monte Moro bis zum St. Gotthard. Diese drei Karten sind Zusammenfassungen des „Topographischen Atlas der Schweiz“ (Siegfriedkarte), 1:50.000.

Ohne Skiroutenaufdruck stehen an amtlichen Kartenwerken noch folgende Blätter der neu aufgenommenen „Landeskarte der Schweiz“, 1:50.000, zur Verfügung: Die Zusammenfassungen Nr. 282 (Martigny), Nr. 283 (Arolla), Nr. 284 (Mischabel), und die Normalblätter Nr. 585 (Courmayeur-Estblatt), Nr. 586 (Valpelline-Westblatt).

Im Verlag Kümmerly und Frey, Bern, erschienen: Saas-Fee, Skiroutenkarte, 1:50.000, und Zermatt, Skikarte, 1:50.000.

Für die Montblanc-Gruppe sind derzeit folgende zwei Karten mit Skiroutenaufdruck (auch in Deutschland) käuflich zu haben: Carte Vallot in vier Blättern und die Karte des Touring Club Italiano (Carta delle zone turistiche d'Italia, Gruppo del Monte Bianco). Beide Kartenwerke haben den üblichen Maßstab 1:50.000.

Anschrift des Verfassers: Franz Königer, München, Römer-Strasse 11

Die Tauplitz im Pulverschnee

Von Dr. Robert Gatti

Für die Skiläufer von Wien, Graz, Linz und Oberösterreich ist der Name Tauplitz oder, wie man auch gerne sagt, Steirersee schon seit Jahrzehnten ein Begriff und verbunden mit der Vorstellung von herrlichen Skiwochen, hoher Schneelage, prachtvollen weiträumigen Hängen, stäubendem Pulver oder rauschendem Firn, blauem Himmel, Skihüttenfröhlichkeit und einem glückerfüllten Herzen, wenn es wieder ans Heimfahren geht. Und dies mit vollem Recht. Denn die Tauplitz ist sicher eines der schönsten Skigebiete, die wir in Österreich haben.

Die Tauplitzalmhöben sind eine ausgedehnte, vielfach gegliederte und weichwellige Geländeerampe in einer durchschnittlichen Seehöhe von 1600 Meter, unmittelbar am Südfuß des gewaltigen Kalkstockmassives des Toten Gebirges gelegen. Der am weitesten nach Westen hinausgeschobene Punkt dieses Umgebietes ist der runde Kegel des Latwinensteins (1967 Meter), nach Süden zu ist es abgegrenzt vom langen Rücken des Kockkogels (1884 Meter), gegen Osten durch den Umkogel (2122 Meter) und gegen Norden durch die Kalkschrofen des Traweng (1976 Meter), des Sturzahns (1903 Meter) und des Großen Trogl (2178 Meter). In dieser Umrahmung weiten sich die Tauplitzalmen und, in sie eingebettet träumen herrliche Bergseen — im Sommer klarstes, smaragdgrünes Wasser inmitten weiter roter Alpenrosenfelder, im Winter vereist und metertief verschneit, von Skispurenstraßen durchzogen —, allen voran der einzig schöne Steirersee, dazu der Großsee, der Kralersee und der Schwarzensee. Gegen die Talurthen zu fällt der Raum dieser hochgehobenen Seenplatte allseits in ziemlich steilen, stark bewaldeten und teilweise schrofigen Hängen ab, wobei jedoch mehrere Durchlässe im Gelände geöffnet sind, die mühelose Aufstiege und prachtvolle Abfahrten ermöglichen. Die Talorte, zugleich auch Eisenbahnstationen für diesen Raum sind Mitterndorf im steirischen Salzkammergut und Klachau-Tauplitz an der Salzkammergut-Bahnstrecke Nitnang—Stainach—Frdning. Dabei ist der heute ausschließlich benützte Ort des Aufstieges Klachau-Tauplitz.

Wandlungen im Laufe der Zeit

Seit 50 Jahren schon kennt man die Tauplitz als herrliches Skigebiet. Damals stieg man noch mit schwerem Rucksack von Mitterndorf aus, und immer hieß es: selbst spuren durch tiefen Pulver vier Stunden lang, und abfahren auch wieder mit dem schweren Rucksack am Budel. Na, es war eine mühevollere Sache! Dann kam die erste Wandlung: Der Aufstiegsort wurde und blieb seither Klachau und der Rucksack fiel weg, denn kleine Bergschlitten brachten das Gepäck auf die Alm und bis vor die Hütte. Und ebenso brachten sie es auch wieder herunter zur Bahn. Es gab auch kein Spuren mehr. Ein herrlich ausgetretener Weg führte zur Höhe, in längstens zwei Stunden war man oben, und ohne Rucksack hatte man jetzt immer die herrlichste Abfahrt. Die Tauplitz war schon richtig bequem geworden.

Dann kam die zweite Wandlung: Eine ausgezeichnete Materialseilbahn brachte alles hoch und wieder zu Tal, aber nicht mehr allein Ski und Rucksack, nein, auch reichlich Bierfässer und Weinfässer. Die Tauplitz begann schon üppig zu werden.

Es kam die dritte Wandlung: Kein Schlitten steht mehr am Bahnhof, nein, ein Traktor ist plötzlich in Tauplitz eingezogen, lädt sich jetzt einen Niesenhaufen auf seinen Anhänger und höllert dann los auf dem gleichgebliebenen Bergsträßchen, hinauf zur Seilbahnstation. Da konnte einen schon manchmal die Wehmut packen. Es war doch schade um

diese prächtigen Bergschlitten mit ihren Haslingern im Geschirr. Da war Stimmung drin! Ein Traktor mag nützlich sein, aber das Herz spricht er nicht an. Immerhin, es gab mächtige Aufregung im Bergdörflein Tauritz, als an einem schneidend kalten Jännertag der Binder, das ist der tüchtige Hüttenwirt von der Grazer Hütte, von Steyr her aus der Kabrit den Traktor daherbrachte. So eine Art neue Reiz war jetzt auch für die Tauritzer angebrochen. Für die Skiläufer freilich blieb sonst alles noch beim alten und sie mußten unverändert hinauf zur Alm zu Fuß gehen. Allerdings war es nur noch ein unbeschwerter, froher Bergweg von großem landschaftlichen Reiz.

Dann kam die vierte Wandlung: Das glückhafte Wandern zur Höhe — Mühsal ist es ja schon längst nicht mehr gewesen — ist überflüssig geworden. Auch der Skiläufer fährt jetzt am Drahtseil hoch. Seit 1954 führt eine Gondelbahn von Tauritz hinauf auf die Tauritzalm und bringt ihn völlig mühelos mitten hinein in das herrlichste Skiland. So ist die Tauritz jetzt ganz modern geworden. Im Grunde niemandem zu Leide, denn wer es vorzieht, die Freude des Aufstieges zu kosten, kann es unverändert auch weiterhin tun.

Skihütten-Dorf Tauritz

In der gleichen Weise vollzog sich im Laufe der Jahrzehnte auch ein Wandel im Hüttenwesen auf der Tauritz. Von den zwei winzigen, unbewirtschafteten Skihütten von damals (der Hockhütte und der Grazhütte) ging der Weg zum Skihütten-Dorf Tauritz von heute. In die dreifig Hüttlein und Hütten sind entstanden, über die ganze Tauritzalmfläche zerstreut und versteckt in den vielen Schneemulden des reich gegliederten Geländes. Und wo ein Dorf entsteht, muß auch ein Laden sein, ein Dorfkramer, und er ist auch schon da.

Früh hat zum Glück der Alpenverein mit seiner Sektion Linz auf der Tauritz festen Fuß gefaßt. Man erkannte die Bedeutung dieses schönen Gebietes, und schon im Jahre 1903 entstand hier die erste Alpenvereinshütte, die kleine, unbewirtschaftete Steirerjeehütte, die im Jahre 1945 aufgelassen wurde. Im Jahre 1922 schuf sich die Sektion Linz noch einen zweiten Stützpunkt: die Tauritzhütte, die allerdings meistens „Linzler Hütte“ genannt wurde. Eine einfach, aber gemütlich hergerichtete Almhütte, die bereits bewirtschaftet wurde und leider 1943 abgebrannt ist. Als Notbehelf wurde die Pimperlhütte gepachtet, die ursprünglich das Skizeim eines Wiener Turnvereines war. Der Bau eines neuen, großen und allen Anforderungen entsprechenden Hauses war schon lange geplant und konnte endlich im Jahre 1953 begonnen und 1954 vollendet werden. Dieses neu-geschaffene, den modernsten Anforderungen entsprechende Haus, das Neue Tauritzhaus der Sektion Linz des ÖNB, ist auch insofern von besonderer Bedeutung, als es den ersten Hüttenneubau des ÖNB nach dem Kriege darstellt und damit gewissermaßen ein weithin sichtbares und würdiges Zeichen bildet für den trotz der Zeitkatastrophe ungebrochen gebliebenen Geist und Lebenswillen des Alpenvereines.

Außerdem befinden sich auf der Tauritz noch an Hütten: Das Hollhaus der Sektion Austria, Wien; die Marburger Hütte der früheren Sektion Marburg (heute von der Sektion Graz betreut); die Grazer Hütte, eine Privathütte des Akademischen Turnvereines Graz, die besonders beliebt und auch geeignet ist als Heim für Skikurse.

Zum großen, schönen Haus der Naturfreunde Linz, zur Hütte des Österreichischen Gekirgvereines kommen noch eine große Zahl kleiner Privathütten und ein neuerbautes Berghotel. Die vielen Hütten auf der Tauritz, voran die Alpenvereinshäuser, bieten eine Gewähr dafür, daß dieser herrliche Skiraum in Zukunft nicht dem Skifnob und Geldbeutel ausgeliefert werden kann, sondern daß hier immer die Skiläufer bestimmend sein werden. Die Tauritz ist groß, sie hat Raum für alle, für die Bescheidenen und für die Anspruchsvollen.

Beküßt man den Zug in Klachau, so erwarten einen keine Hotelbiererkappen, keine Fremdenverkehrsbetriebsamkeit, nein, nur einfache, urwüchsige Bergbauernwelt tritt einem entgegen, und die klangvolle Mundart der steirischen Bergbauern klingt an das Ohr.

Tauritz selbst ist ein kleines Bergdörflein, auf sonnigem Hang rund um sein hellweißes Kirchlein gewachsen, etwa 100 Meter höher als Klachau. Hier herrscht nur Bergbauern-

leben und -werken. Da kommen sie angefahren im Hochwinter, die Holzschlitten, hoch aufgeladen mit Stämmen, fünf, sechs hintereinander, von sehnigen, blondmähigen Faslingern gezogen mit hellem Glockengeschell; da böllert jetzt auch der Traktor daher mit einer Riesenfuhre; da trottet ein braunschneidiger Ochse einen Schlitten voll Mist auf die Felber; da himmelt noch beim Kramer das Ladenglöckel und auf einer zusammengebreitetsten Wiese tummelt sich die dörfliche Jugend, Buben und Dirndl, auf Rodeln und Skiern. Und über diesem Bergdorf steht ein einmaliger, ein großartiger, ein gewaltiger Berg, eine zweitausend Meter hohe Niesenmauer aus Schnee und Eis, wie aus einem Guß, ohne jeden Übergang mit unmittelbarer, fast erdrückender Plöcklichkeit aus dem Talboden gewachsen und mit einem weit geschwungenen Gipfelbogen abge schnitten gegen den Himmelstand: der Grimming.

Wenn im eisblauen Nämertwinter sein Schlagschatten das Dorf überfällt, dann raucht aus dem Boden die Kälte, dann tracht der Schnee, dann wächst der Rauhfis. Er ist der Herrscher im Bergraum der Tauplitz; er tritt dem Wanderer entgegen auf allen Wegen, immer gewandelt in seinem Ausdruck, immer gleich in seiner bezwingenden Großartigkeit der Erscheinung. Hier spricht er dich an in einer weichen Schneeschneise zwischen hohem Gestein durch; hier liegt er umrahmt von dem knorrigen, weit ausholenden Ast einer Wetterlöche, hier baut er sich auf in unverhüllter freier Größe vor dem weichen, schneeleuchtenden Gewell der Almböden, ob bei der Grazer Hütte oder dem Neuen Tauplitzhause, ob am Lavinenstein oder am Tragl oder am Rofkogel, immer geht der erste Blick hinüber zum Grimming. Er ist das große Wetterzeichen, großartig, wenn er nach schwerem Schneefall beim ersten Aufklaren in blendender Weiße aus den aufgehenden Wolkenvorhängen in den blauen Himmel tritt: großartig, wenn mit dem ansteigenden Tage in seine eingefrorenen, blaue dunklen Schattenlöcher die Lichtbäche von oben herunterzustürzen beginnen; großartig, wenn er dasteht düster und bleigrau übermalen im sattblauen Föhnhimmel und wenn hinter seinem Gemäuer riesenhafte Föhnwolkenswalzen in stürmischen Brechern sich aufstürmen; großartig, wenn durch die einzige tief eingeschlagene Kerbe zum Ennstal hinaus — das Grimmingtor — die schleichen den Nebel einrinnen und die Talung in einem riesenhafte silbergrauen, wogenden Nebelmeere ertränken, aus dem er herausragt in einen hellblauen, sonnen durchtränkten Berg Himmel; großartig, wenn er in sternendurchfunkelter, mondlichtdurchfluteter Schneenacht wie ein Silbergespinnst im Dunkel des Raumes zu schweben scheint, wie losgelöst von aller irdhaften Gebundenheit — ein göttliches Wunder!

Der Bergraum der Tauplitz

Gleichgültig, ob man heute sich am Drahtseil hochziehen läßt oder in altgewohnter Weise zu Fuß seinen Aufstieg angetreten hat, der Bergraum der Tauplitz öffnet sich völlig unvermittelt und schlagartig. Man sieht nichts, man ahnt nicht einmal etwas von dem erwarteten Skiparadies, man ist gerade in der Zone des sich auflösenden Hochwaldes; hier steht ein Wegweiser bis an den Hals im Schnee, ein paar Schritte noch, und plötzlich liegt das herrliche Schneeland völlig aufgeschlossen da. Das ist sie, die herrliche Tauplitz! Da sind die spurenzerspaltigen lofenden Hänge des Lavinensteins, da ist der Skiwistenfegel des Schneiderrkogels, da steht der schrofige, schnee verpolsterte Steilhang des Traweng, da ragt der senkrechte Wandsturz des Sturzahns — und rundherum weit auseinanderfließende Hänge in blendendem Schneelicht. Hänge in allen Arten, sanfte Rutschler, steilere und steilste Hänge, in denen man alle Tüden des Geländes antreffen kann. Ein einziger Schneeraum, der nur dem Ski gehört und in dem sich der Skiläufer auf zahllosen, immer neuen Pfisten restlos ausleben kann.

Überall verstreut sieht man hier Hütten und Häuser stehen, alle in herrlicher Lage, mit rundum geöffneten Blicken in einen weitgespannten, großartigen Bergwinter. Wo immer man sich auf den Skifeldern der Tauplitz bewegt, überall ist man umschlossen von einem riesenhafte Bogen dieser schneeleuchtenden Berge, der bei den schattenblau abgedunkelten Wandstürzen des Gehäuses ansetzt und sich über die Riesensänge der ganzen

Niederer Tauern mit ihren Gipfeln ohne Zahl erstreckt und im Schauen nach Westen hin an einem Bergstock haftenbleibt, der in einer einzigen stillen, an das Herz rührenden Schönheit im schneelaren Raume steht: dem Dachstein! Steht man aber auf der großen Spürenstraße am Rücken des Groß-See-Hanges, gewissermaßen im Zentrum des Skiläuferverkehrs im Hüttendorf Tauplitz, so spannt sich gegen Norden zu in unmittelbarer Nähe in einem zweiten Riesebogen der ungeheueren Schneeraum des Toten Gebirges bis zu seinem äußersten Pfeiler, dem Lofer. Steht man aber nach einem glückhaften Skitag um die Zeit des Abendwerdens in irgendeinem Winkel der Tauplitzer Skiböden, dann kann man die große Stunde der Tauplitz erleben: ein Farbenspiel von wunderbarer Zartheit und Leuchtkraft. Immer höher und länger kriechen die Schatten aus der Tiefe heraus in das milde Schneelicht der Gipfelsflächen. Die Niederer Tauern überziehen sich mit rosaroten Schleiern, der Traweng fängt plötzlich an zu glühen. Der östliche Himmel aber ist jetzt von einem mächtigen Farbenstrom durchflossen, vom dunklen Violett bis zu einem hellen eisgrünen Streifen gestuft, und in dieses Farbenmeer steigt plötzlich hinter dem Gratücken des Traweng heraus in großer Schnelligkeit eine goldene Riesenscheibe, der Mond, hinein in seine ewige Bahn. Die Leuchtkraft der Farben erstickt, ein nachtdunkler Himmel ist gespannt, aus dem es silbern funkelt. Ein Akt der Natur voll dramatischer Spannung, eine tägliche Offenbarung des großen göttlichen Wunders der Schöpfung. Der Skiläufer aber ist ausgelöscht in dieser farbandurchglühten Stunde, geblieben ist nur ein Mensch, sehr klein, voll Staunen und erfüllt von einer tiefen Frage, der nur eine stumme Antwort wird: der Glaube an das göttliche Walten.

In diesem wunderbaren Rahmen laufen unsere Skitage und Skivochen auf der Tauplitz ab. Betrachtet man sich das Gebiet näher, so lassen sich drei Abschnitte im Stiraum Tauplitz festlegen, die natürlich völlig ineinanderfließen: Zunächst der Raum um den Groß-See. Er wird immer als erster betreten. Hier steht die Bergstation der neuen Seilbahn, hier münden vom Tale herauf die Schlittenwege ein, hier ist fast das ganze Skihüttendorf verstreut, hier liegen überall die schönen Übungshänge und versteckten Schneemulden, hier liegt umschlossen vom Schneidertogel und vom Schrosfenleibe des Traweng tief im Loch der kleine Groß-See, hier läuft über den Groß-See-Rücken die breite Skispurenstraße vom Hollhaus weg zum schönen Naturfreundehaus und weiter zum Neuen Tauplitz-Haus und zur Grazer Hütte. Hier hat sich auch der mechanisierte Skilauf eingenistet und hat zwei kleine Übungshangliste errichtet: auf den Schneidertogel und über den Groß-See-Hang. Mit den Skilisten kam selbstverständlich das Pistengewimmel, doch es bleibt auf diesen verhältnismäßig begrenzten Raum beschränkt und ist nicht weiter in die schöne Bergwinterwelt der Tauplitz eingedrungen. Müheles fährt man heute zwanzigmal am Tage vom Schneidertogel und über den Groß-See-Hang ab, früher machte man das am Tage im besten Falle zwei- bis dreimal. Will man aber ein Tourenläufer sein oder werden, will man im Firnschnee die weiten Gletscherräume etwa eines Benedigers durchmessen und tausende Höhenmeter von Abfahrten durchstehen, die man sich durch vielstündiges Bergaufspuren erst erkämpfen muß, dann freilich wird man mit dem Skilist-Training nicht weit kommen. Da muß man zuallererst ein durchtrainierter Geher sein, und das wird man nicht, wenn man sich immer nur wie ein Mehlsack am Drahtseil hochziehen läßt; anders aber, wenn man zehnmal am Tage auf den Lawinenslein hinaufsteigt und dann wieder eine der schönen Abfahrten herunterfaßt. Es gilt also, von den Erzungenschaften des modernen Skibetriebes die richtige Mischung herzustellen. Aus dem Raume des Groß-Sees laufen auch die Spuren hinaus auf die zahlreichen kleinen und großen Skitouren, die das Skigebiet Tauplitz ermöglicht, und von hier aus setzen die Listen an für die Abfahrt ins Tal. Als nächster reiht sich daran der Raum um den Steirersee. Von der Grazer Hütte weg ist er in flotter Abfahrt durch den kurzen Schlauch des Sterngräßls rasch erreicht. Dabei kommt man an einem kleinen Skihüttenhaufen vorbei — auch die alte Steirerseehütte steht hier — und gerade bei diesen Hütten öffnet sich eine völlig gewandelte landschaftliche Szenerie. Die weiten Fernsichten sind verschwunden, desto schöner aber ist die geöffnete Nähe.

Traweng und Sturzhahn zeigen sich in prachtvoller Form, zwischen ihnen ein weiträumiges Steiflar, das herrliche Abfahrtsbahnen bietet. Vom Tragl herunter gleiten geglättete weiße Hänge bis zum eingefrorenen Spiegel des tief im Grunde des Kessels eingebetteten Sees. Durch sie zieht die Spur hoch, hinauf auf die Tragln und hinein in die zweite Schneedecke des Toten Gebirges. Sie sind Idealfelder für aufstrebende, in lustvollen Schwüngen durchgezogene Abfahrten, deren letzter Zielschuß auf dem Seespiegel ausläuft. Den Abschluß des Seekessels bilden die Hänge, Mulden und Schrosen des Grubsteins. Hier am Steirersee ist immer tiefer Bergwinterfriede. Hier gibt es den Gondelbahnhausen und das Skiliftgewimmel nicht mehr; hier sind wieder die anderen, die Tourenläufer, die auch die Schönheit und Stille des schneeverkleideten Bergraumes einatmen wollen.

Den schönsten Einblick in den Kessel des Steirersees gewinnt man von Steirerseeköpfel aus. Hier liegt der ganze Raum aufgeschlossen da: tief im Grunde des Dolinentrichters der ebene Seespiegel, über den immer eine schnurgerade Spur läuft, und alle Hänge rundum, wie sie zum Seespiegel abfallen, bis weit zurück auf den runden Skibuckel des Rofkogels. Hier in den vom Seeköpfel zum Steirersee abgleitenden Steilhängen ist auch vor vielen Jahren der erste Schlepplift der Tauplitz aufgezogen worden. Er besteht heute nicht mehr — es war eine echt bäuerlich-derbe und urwüchsige, aber dabei sehr fröhliche Angelegenheit. . . ein Drahtseil und ein massiver Steden, an den sich sechs bis acht Skiläufer anhängten. Bisweilen brausen über die Tauplitzalmböden wütende Stürme bei schneidender Kälte. Die meterhohen Wehen, die kreisrund um alle Hütten aufgeworfen sind, beweisen das am besten. Es ist dann sehr ungemütlich auf den sonst schönen Böden, und der eifige Sturmwind beißt bis auf die Knochen durch. In solchen Tagen aber ist es dann herrlich im tiefen Kessel des Steirersees. Hier ist es völlig windstill, nur die Flocken fallen lautlos und dicht.

Folgt man der schnurgeraden Spur über den Seespiegel und zieht dann weiter, ansteigend durch einen Schneeschlauch, so erreicht man den Schwarzensee, eingebettet in einen reizenden Schneekessel, von schütterten Lärchen umstanden. Auch hier wieder schnurgerade über den See zieht die Spur weiter ansteigend durch lichten Lärchenwaldbestand dahin und erreicht in Kürze als dritten Abschnitt der ganzen Tauplitzer Almböden den Raum um die Leistalm. Hier ist tiefer winterlicher Friede. Da liegt die Leistalm selbst in ihrem Schneekessel unmittelbar unter den prachtvollen Skihängen des Rofkogels; hier ziehen mehrere Stockspuren des Aufstieges hoch; hier sind die Pulverschneehänge von zahllosen Schwungspuren der Abfahrt gezeichnet. Man muß den auslaufenden Rücken des Rofkogels noch überschreiten, dann erst kann man den Raum um die Leistalm in seiner ganzen Ausdehnung und Schönheit überblicken. Ein großer Raum, umschlossen von den weit abstreichenden Geländerrücken des Rofkogels, die an den verschiedensten Stellen betreten werden können und immer wieder andere Abfahrten ermöglichen, vor allem aber sehr abwechslungsreiche Blicke in die hier geöffnete Landschaft gewähren; umschlossen von der formschönen Erscheinung des Grubsteins, des Gamskogels und weiter rückwärts des Almfogels, ein ausgesprochener kugelfunder Skifegel. Zwischen Grubstein und Gamskogel jedoch sind weiträumige Steilkare eingebettet, durch die man eine Aufstiegsmöglichkeit auf die Hochfläche des Toten Gebirges gewinnt — man kommt in der Nähe der Tragln heraus — und die außerdem eine herrliche Steilabfahrt bieten. Verfolgt man jedoch die Almböden an einer versteckten Jägerhütte vorbei, durch ein kleines Tälehen zwischen Gamskogel und Almfogel, so erreicht man das Salzsteigjoch und sieht von hier aus über die steil abfallenden Felschrosen unmittelbar in das tief eingeriffene Stodertal mit den nuchtigen Wandabbrüchen der Dietlhölle, der Spitzmauer und des Großen Priels. Verfolgt man die Almböden in anderer Richtung unter dem Almfogel durch bis zu den verlassenem, tief verschneiten „In der Hütten“, so erreicht man knapp dahinter ein kleines Geländeköpfel, den äußersten Punkt des Gebietes der Tauplitz-Alpe. Von hier fallen steile Hänge ab in den tief eingeschnittenen Grimminggraben, durch den man in den Bereich eines völlig neuen Stiraumes einziehen könnte. Nach

mehrstündigem Wege würde man die Hochmölblinghütte erreichen. Es ist die Route der großen Überquerung vom Linzer Haus am Warschened zum Steirersee, eine landschaftlich hervorragende Tour für ausdauernde Läufer.

Die Tauplitz-Alpe in ihrer gesamten Ausdehnung ist aber nicht nur ein landschaftlich herrlicher Bergtraum, sie ist nicht nur ein großartiges Übungsgebiet, sie ist auch ein ausgedehnter Skitourenraum, der zahlreiche Kurzfahrten und viele ausgedehnte Großtouren ermöglicht. Gemeinsam ist für alle der jeweils gewählte Hüttenstützpunkt als Ausgangsort für sämtliche Touren.

Kurztouren der Tauplitz

Der Lawenstein (1967 Meter). Aufstieg vom Hollhaus, Stimarrierung; an sich überflüssig, da immer gespurt; stark besucht. Aufstiegsdauer 1—2 Stunden. Schon vom Vorgipfel herrlicher Blick auf den Kiesenbogen des Toten Gebirges vom Tragl über den Großen Friel bis zum Lofer, ebenso eindrucksvoll der Tiefblick nach Norden über die Wandabbrüche hinunter zur Obernalm. Vom Hauptgipfel herrlicher Blick auf den Dachstein mit dem Hallstätter Gletscher, Tiefblick auf den Grundlsee.

Abfahrten: a) Auf dem Normalweg zurück zum Hollhaus, zusammengebreitete Piste. Neben ihr können aber auch im Tiefschnee beliebig Abfahrten gezogen werden.

b) Zur Obernalm: sehr schöne, flüssige Abfahrt, besonders wenn ein schon von weitem sichtbarer großer Steilhang unterhalb des Lawensteinsteingipfels in die Abfahrt einbezogen wird. Von der Obernalm in leichter Steigung in etwa 20 Minuten zurück zum Hollhaus.

c) Stabfahrt: herrliche Steilhangabfahrt vom Lawenstein-Vorgipfel, läuft aus mit einem Schuß auf den Spiegel des Kratersees. Hier außerordentlich schöner Anblick des Lawensteins. Vom See in wenigen Minuten zum Hollhaus.

d) Westabfahrt: herrliche Steilhangabfahrt; nur bei ganz sicheren Schneeverhältnissen, am besten nur bei Firnschnee. Man kann die Abfahrt durchführen bis in das Tal nach Witterndorf. Von hier jetzt Pendelverkehr nach Klachau und dann mit Gondelbahn zurück auf die Tauplitz.

Der Schneidertogel (1762 Meter). Skifist und Piste. Man halte sich aber nicht nur an die Piste, sondern verfolge von der Bergstation weg den Kamm in Richtung Lawenstein, so gewinnt man eine ganz neue, sehr schöne Abfahrtsbahn direkt zum Hollhaus. Verfolgt man den Kamm noch weiter, so bietet sich ein besonders schöner Blick auf den Lawenstein und eine ebenso schöne Abfahrt zum Kratersee. Alle Abfahrten kurz, aber wertvoll. Großartig ist die Abfahrt Schneidertogel-Ost, sehr steil, nur von sehr guten Fahrern und bei ganz sicheren Schneeverhältnissen zu wagen. Vom Gipfel des Schneidertogels ab über den steilen Gratrücken, dann einschwingen in die sehr steilen Hänge direkt hinunter zum Groß-See. Nur zu machen bei entsprechend hoher Schneelage.

Der Traweng (1926 Meter). Selten besucht. Gemsgebiet, daher Wild nicht beunruhigen! Zu erreichen von den Sturzhahnhütten durch das große Kar zwischen Sturzhahn und Traweng. Anlage der Aufstiegsspur ergibt sich von selbst. Abfahrt auf gleichem Wege. Großartige Blicke auf die Tauplitz. Zweite Abfahrt direkt nach vorne hinunter auf die Tauplitz. Man fährt über die letzten Steilhänge gleich hinter der Grazer Hütte. Nur für ganz sichere Fahrer bei ganz sicheren Schneeverhältnissen und bei sehr hoher Schneelage möglich. Eine verwegene, aber großartige Steilhangabfahrt!

Das Sturzhahntörl. Durch das Sterngassel zu den Sturzhahnhütten, hier einbiegen in das große Sturzhahnkar und auf vorgezeichnetem Wege auf das Sturzhahntörl unmittelbar unter dem Südabsturz des Sturzhahns, ca. 1800 Meter hoch (Scharte zwischen Traweng und Sturzhahn). Während des Aufstieges entfaltet sich der Sturzhahn als kühnes Felshorn in eindrucksvoller Form. Im Sturzhahntörl kühner Anblick der Felsstürze des Traweng. Auch von der Aufstiegsspur zu den Tragln aus ist das Sturzhahntörl leicht zu erreichen. Aufstiegsdauer ca. 1 Stunde. Abfahrt entweder zurück zu den Sturzhahnhütten oder direkt hinunter zum Steirersee; zwei ganz verschiedene, hervorragend schöne Steilhangabfahrten. Höhenunterschied ca. 400 Meter.

Das Steirerseeköpfl. Eine Geländekuppe, in gemüthlichem Dummel über die Tauplitzalmböden zu erreichen, unmittelbar vor dem Steilabfall zum Steirersee. Von hier aus sehr schöner Blick auf den tief unten liegenden Steirersee und seine Umrahmung. Eindrucksvoller Anblick von Traweng und Sturzhahn. Vom Köpfl weg zwei verschiedene Steilabfahrten zum Steirersee, die eine davon immer über den breiten Kammrücken. Höhenunterschied ca. 200 Meter. Benützt man die Kamrabfahrt, so erreicht man am tiefsten Punkte einen engen Sattel, aus dem der Rücken wieder mit steilem Aufschwung sich fortsetzt bis zum Schwarzensee. Der Weg über diesen Rücken wird selten begangen, ist aber sehr lohnend und eröffnet Prachtblicke auf Sturzhahn und Tragln. Vom höchsten Punkt dieses Rückens aus rein nordseitig eine schneidige Steilabfahrt über herrliche Hänge direkt zum Steirersee. Verfolgt man jedoch den Rücken weiter, so erreicht man in schöner Abfahrt den Schwarzensee. Dieser namenlose Rücken ist als sehr lohnende Kurzskitour anzusehen.

Der Kofkogel (1884 Meter). Ein häufig besuchter Skiberg, über Steirersee und Leistalm zu erreichen. Immer gespurt; immer prächtiger Pulverschnee. Vom Gipfel sehr schöne Fernsicht. Eindrucksvoll der schrofige Grubstein und Gamskogel mit dem dazwischen eingebetteten Grubsteinar und der Rückblick auf die Tragln. Verschiedene Abfahrten möglich, die alle in den Kessel der Leistalm münden. Die Leistalm ist für Winterbenützung eingerichtet, sogar sehr gemüthlich jedoch unbewirtschaftet. Völlig getrennt, führt eine weitere Abfahrt vom Kofkogel zunächst über seinen breiten Ginfelrücken in Richtung Steirersee, bis man an geeigneter Stelle in die Steilhänge einschwingt, die direkt zum Schwarzensee abfallen. Alle diese Touren lassen sich in beliebiger Weise kombinieren und vermögen sehr wohl eine Reihe von Skurlaubstagen bis an den Rand zu füllen. Das rein sportliche Moment des Skillaufes vermag sich voll zu entfalten und — sofern die innere Aufgeschlossenheit und empfindende Bereitschaft für Zauber und Schönheit der Bergwinterwelt lebendig ist — sind alle diese Wege von reichstem Erleben umrahmt. Das sonnenselige Verweilen in der schneelichtdurchstrahlten Stille eines märzlichen Mittags bei der Leistalm und das entspannte Hinaufblinzeln in die Pulverschneehänge des Kofkogels werden zu den glücklichsten Erinnerungen gehören. Unvergessen bleibt die stille Schönheit des engumgrenzten Raumes in der Kesseltiefe am Steirersee. Unvergessen bleibt der am Gipfel des Lawinensteins empfangene herrliche Blick auf die einem riesenhaften Bogen ausgepannten, in beklemmende Verlassenheit und Ode geschlagenen Schneeräume des Toten Gebirges. Gerade dorthin aber führen unsere nächsten Spuren, mitten hinein in die Weite des weißen Raumes.

Großtouren des Stiraumes der Tauplitz

Die Tragln. Der Große Tragl (2178 Meter) und der Scheiblingtragl (2151 Meter). Hervorragende Tour, nichts für Anfänger, verlangt Erfahrung und Ausdauer, 4—5 Stunden. Fast immer gespurt, Weg daher nicht zu fehlen. Von den Sturzhahnhütten über zwei Steilstufen in ein weites Schneetal. Durch dieses auf den Traglhals und nach links in den Traglsattel zwischen Großem Tragl und Scheiblingtragl. Vom Gipfel des Großen Tragls ausgezeichnete Einblick in den zentralen höchsten und wildesten Dolinenraum des Toten Gebirges gegen den Großen Priel zu. Es sind drei Abfahrten möglich:

a) Entlang der Aufstiegsspur; im letzten Teil abbiegend direkt zum Steirersee; ca. 600 Höhenmeter.

b) Zunächst bis zum Traglhals, von hier jedoch in Richtung Grubstein bis unmittelbar an seinen Gipfelaufbau in einen kleinen Sattel. Hier liegt die weitere Abfahrt frei da: ein verstecktes Kar unter den Grubsteinwänden, das sich durchzieht bis zum Steirersee, den man vor dem Aufstieg zur Leistalm erreicht.

c) Zu den Ödernalmen. Die großartigste Abfahrt der Tauplitz und überhaupt des Toten Gebirges. 1000 Meter Höhenunterschied. Über die Gipfelhänge des Großen Tragls in den Traglsattel; von hier durch zwei große Kars zwischen dem Großen Tragl und dem

Scheiblingtragl in prachtvoller Fahrt auf eine kleine Rampe. Von hier zunächst auf einem Geländerrücken ein kurzes Stück ansteigen, dann erreicht man das herrliche Kar, unmittelbar unter den Nordabstürzen des Sturzhahns und Traweng eingebettet, durch das die weitere großartige Abfahrt in dolomitenartiger Felsumrahmung bis zu den einsamen, tiefverschneiten Oernalmen führt. Von den Oernalmen, ca. 1200 Meter hoch, Aufstieg auf das Oberntörl, von wo aus man in Kürze den Groß-See erreicht. Aufstiegsdauer 1—2 Stunden. Hiezu Variante: Von der erwähnten Rampe nicht ansteigen, sondern sofort weiter abfahren. In der Waldzone treffen die beiden Abfahrtsbahnen wieder zusammen. Auch diese Variante ist sehr lohnend. Dauer der gesamten Tour 6—7 Stunden.

Der Scheiblingtragl (2150 Meter), mit dem Großen Tragl leicht zu verbinden, vom Traglhattel in einer halben Stunde zu ersteigen. Überraschender Blick auf die Hohe Weiße. Abfahrt wie vom Großen Tragl. Es ist jedoch auch eine vollkommen selbständige, sehr schöne Abfahrt zu den Oernalmen möglich und zwar von dem Rücken aus, auf welchen man den herrlichen Blick auf die Hohe Weiße gewinnt in das hier geöffnete Riesen-Dolinenkar in steiler Abfahrt und dann um den ganzen Gipfelfloß des Scheiblingtragls auf der Nordseite herum über steile Hänge in Richtung auf die Abfahrt zur Oernalm, die man sehr tief bei den ersten Hochwaldstämmen erreicht. Von hier ab auf der üblichen Abfahrtsbahn weiter zu den Oernalmen und zurück über das Oberntörl zum Groß-See auf der Tauplitz: ebenfalls fast 1000 Höhenmeter. Dauer der Tour 6—7 Stunden.

Die Hohe Weiße (2160 Meter). Hervorragende Tour, in den zentralen Raum des Toten Gebirges führend. Aufstieg wie zum Großen Tragl bis zum Traglhals. Von hier ab der Markierung folgend, Richtung Rühringer Hütte bis auf die Tauplitz-Hochalpe, ca. 2000 Meter hoch, eine breite Geländerrampe. Auf dieser Rampe nach links abbiegend in dauerndem Aufstieg auf die Hohe Weiße. Instruktive Einblicke in die riesenhaften Dolinentessel des zentralen Toten Gebirges. Zwei Abfahrten:

a) Entlang der Aufstiegsspur zum Steirersee.

b) Zu den Oernalmen. Eine Tausend-Meter-Abfahrt, landschaftlich und geländemäßig prachtvoll. Man fährt Richtung Nordwand des Traweng; kann nicht fehlen, und trifft auf die Abfahrtsbahn zu den Oernalmen bei den ersten Hochwaldstämmen, wie bei der Abfahrt vom Scheibling-Tragl. Dauer der Tour 6—7 Stunden.

Der Grubstein (2018 Meter). Sehr schöne, lohnende Fahrt! Aufstieg bis zum Traglhals. Von hier rechts abwinkelnd in sanfter Abfahrt, direkt auf den bereits sichtbaren Gipfel zu bis unmittelbar an seine Gipfelschrofen. Hier abschmalen und zu Fuß etwa 30 Meter ansteigen auf einen Rücken. Gelände ganz leicht, immer schneefrei. Dann sofort weiter mit Skiern. Von diesem Rücken aus öffnet sich das prachtvolle Steifkar zwischen Grubstein und Gams Spitze. Der Grubstein wird nicht betreten, da fessig. Auch die Gams Spitze ist sichtbar und kann mit Ski leicht erreicht werden, jedoch besser unterlassen, da dort sehr viel Gemswild. Das Wesentliche der Tour ist ja nur die herrliche Abfahrt durch das Kar bis zur Leisalm, zurück zur Tauplitz. Dauer der Tour 4—5 Stunden.

Der Brieglersberg (2118 Meter). Sehr schöne Tour. Ein mächtiger, schrofiger runder Buckel. Auf dem Wege zum Großen Tragl bis zum Tragl-Hals. Von hier ist der Gipfel bereits sichtbar und kann beliebig erreicht werden. Am besten in Verbindung mit Fahrt auf den Großen Tragl oder Grubstein.

Der Hochkasten (Großer, 2378 Meter, Kleiner, 2247 Meter). Hervorragende Tour in die Dolinenwelt des Toten Gebirges. Von den Sturzhahnhütten wie beim Aufstieg zum Großen Tragl bis auf die Tauplitz-Hochalm. Von hier rechts ab in Abfahrt in einen Dolinenboden. Nun in dauerndem leichtem Aufstieg auf einen Rücken. Von hier ca. 70 Höhenmeter Abfahrt in ein tiefes Dolinenloch, aus dem ein langes Dolinenkar dauernd ansteigt auf einen ebenen breiten Sattel. Von diesem rechts über schöne Hänge auf den runden Buckel des Kleinen Hochkastens mit prachtvollem Blick auf den Großen Briel. Vom erwähnten Sattel aus links steil auf den Großen Hochkasten. Abfahrt zurück längs der Aufstiegsspur. Während des ganzen Weges großartige Einblicke in die Schnee-

wüste des Toten Gebirges. Dauer 6—8 Stunden. Keine Markierung. Erfahrung und sicherer Instinkt für Wegfindung notwendig.

Der Hebenfäs (2284 Meter), Mitterberg (2291 Meter), und Straxenberg (2197 Meter). In die gleiche Spur, wie in Richtung Hochkasten, an geeigneter Stelle in eigener Wegfindung durch die Dolinenkare. Am zweckmäßigsten alle drei Gipfel zu einer Tour verbinden. Sehr lohnend. Dauer 6—8 Stunden.

Der Große Friel (2514 Meter). Gewalttour, die großartige Eindrücke vermittelt. Dauer hin und zurück 12—14 Stunden; verlangt höchste Ausdauer, Erfahrung, Sinn für Wegfindung, Ortskenntnis und gesicherte Wetterlage. Wer diese Fahrt unternehmen darf, findet seinen Weg selbst und braucht keine Beschreibung. Haupttrichtung: Tauplitz-Hochalm—Böfenbühelscharte, ab hier Skimarlierung bis zum Großen Friel.

Der Almkogel (2122 Meter). Außersprochener Stiberg am Estrand der Tauplitz-Alm. Über Steierersee—Leistalm—„In der Hütten“. Ab hier Aufstieg beliebig. Herrlicher Blick auf Friel und Stodertal. Am dankbarsten bei Firm. Dauer 5—6 Stunden.

Endlich ist die Tauplitz Ausgangspunkt für zwei große Durchquerungen: Die eine in Richtung Frielhaus, berührt den hochalpinsten und wildesten Raum des ganzen Toten Gebirges und beansprucht 8—10 Stunden. Die zweite, bekannt als die Durchquerung des Toten Gebirges, führt über die Pühringerhütte zum Appelhaus und weiter zur Josefshütte mit Abfahrt nach Aulsee; sie beansprucht ohne Abweichungen zwei Tage. Die Pühringerhütte ist unbewirtschaftet, die beiden anderen Hütten sind auch im Winter bewirtschaftet, die Tour ist markiert.

Abschließend sei erwähnt, daß auch eine ganz hervorragende Steilhangabfahrt mit 1000 Meter Höhenunterschied in das hinterste Stodertal möglich ist. Die Einfahrt befindet sich zwischen Brieglersberg und Straxenberg. Hat man die Einfahrt gefunden, kann man nicht mehr fehlen. Die Abfahrt ist nur ganz wenigen bekannt. Aus dem Stodertal kann man mit Autobus und Bahn rasch wieder nach Alachau und auf die Tauplitz zurückkommen.

Auf diesen so zahlreichen Fahrten in den weiten weißen Raum hat sich das Erlebnis des Bergwinters im vollsten Reichtum geboten. Herrlich diese so seltene, sonnenwarme Gipfelfunde am Tragl unter einem reglos blauen Himmel, mit einem Blick von den eingefrorenen Nordwänden des Gefäßes bis zum Glodner, zum Benediger, zum Hochkönig, zum Dachstein. Herrlich die Fahrt vom Hochkasten zurück durch das Schneebenden der riesenhaften Dolinen. Herrlich das Einschwingen der Ski in die obersten Kare der Obernabfahrt und herrlich die Abfahrt im Riesentar unter den eiskalten Nordabstürzen des Traweng hinunter zu den ersten verlassenen, schneerdrückten Wetterlärchen zwischen wilden Felsentrümmern. Herrlich diese Stille und schwebende Ruhe der Obernalmen, die völlig versunken sind unter den meterhohen Schneepilzen auf ihren Hüttendächern. Hier flüstern nur die Lärchen, hier wechseln nur die zahlreichen Spuren von Fuchs und Reh und Hirsch. Herrlich dieser letzte Aufstieg nach der heißen Abfahrt zurück auf die Tauplitz. Dieses Steigen ist keine Mühe, ist nur ein entspannter glücklicher Ausklang und mit gewonnener Höhe knapp bevor die Steile des Aufstieges in die weichen Mulden der Tauplitz-Almböden verläßt, öffnet sich noch einmal zwischen knorrigen Wetterstämmen ein ungehemmter Blick in den jähren Hangsturz zwischen den beiden Tragl.

Für diesen herrlichen Skiraum ist heute das Neue Tauplitz-Haus der Sektion Linz des Österreichischen Alpenvereins das langersehnte, behagliche Skiläufer- und Bergheim geworden. Wer das Glück hatte, hier eine Reihe von sonnedurchstrahlten Urlaubstagen zu verbringen — mag auch einmal ein dazwischensunkender Schneesturm eine neue Pulverschneelage aufgeschüttet haben —, der hat Eindrücke gewonnen und Erinnerungen mitgenommen, die nicht so leicht verblasen und die immer zu den schönsten und glücklichsten zählen werden, die seinem Skiläufer-Dasein geschenkt wurden. Die Tauplitz im Hochwinter des Pulverschnees, die Tauplitz im leuchtenden Glanz des frühlingnahen Märzfirmis, sie ist Erfüllung aller Träume und Wünsche des Skiläuferherzens.

Sommer- und Winterbergfahrten in der Sadniggruppe

Dr. Emmerich Rutte

Wenn wir ein Fest planen — und wenn wir es auch nur im kleinen Kreis gestalten wollen —, dann suchen wir einen Ausklang zu schaffen, damit dem Höhepunkt nicht plötzlich der Alltag folge. Ist nun eine Bergfahrt nicht ein festliches Erlebnis? Wir feiern es im Bereich der Urgewalt der Berge, es ist ein Fest in grandioser Schönheit, ein Fest der Kraft und des Ringens. Der weise Planer seiner Urlaubsfahrt wird sich die Gelegenheit schaffen, in einem ausklingenden Gang aus dem Gebiet größerer Bergfahrten auf einem Weg friedlicher Stille und Einsamkeit Rückschau zu halten.

Wer nach Bergfahrten in den Gletscher- und Felsbergen der Sonnblickgruppe seinen Weg von der Duisburger Hütte nach Süden über den Weiß- und Schwarzsee, die Sautstallcharte (2560 Meter), und den Schientrieb (2651 Meter) nimmt, steht in 4½ Wegstunden im Schoberörtl (2355 Meter) in der Sadniggruppe. Wer mehr Kraft und Zeit einsetzen will, ersteigt vom Schwarzsee den Schwarzseekopf (2825 Meter) und verfolgt den Grat über den Sandfeldkopf (2919 Meter), die Rote Wand (2855 Meter), die Krahköpfe (2781 Meter, 2844 Meter), den Stalkopf (2851 Meter) und die Stalhöhe (2815 Meter) und steigt zur Sadnihütte ab (9 Stunden von der Duisburger Hütte, zum Teil mittelschwere Kletterei).

Sadniggruppe — wenigen ist der Name bekannt, noch weniger kennen sie; die Großen der Umgebung, die Glodner-, Sonnblick- und Schobergruppe ziehen die Menschen an. Weite Almböden werden von 2600 bis 2900 Meter hohen Bergen umschlossen, die leicht, zum Teil in unschwieriger Kletterei, zu ersteigen sind. Unberührt sprechen die Alpenblumen, ursprüngliche Einsamkeit liegt über dem ganzen Gebiet. Von den Gipfeln bietet sich eine umfassende Schau über die Gletscherriesen der Hohen Tauern, und im Süden schneiden die Lienzer Dolomiten scharfe Konturen in den Himmel. Die hindernislose Weite der Böden erweckt in jedem, der die ausgefahrenen Pisten scheut, unbedingt den Wunsch, auch im Winter zu kommen.

Zwei Hütten des Österreichischen Alpenvereins in ungefähr 1800 Meter Höhe stehen dem Bergsteiger zur Verfügung. Die Sadnihütte der Sektion „Wiener Lehrer“, westlich des Sadnigkammes im Astenal, ist wohl dem Lawinenwinter 1951 zum Opfer gefallen, wurde aber an einem günstigeren und sicheren Platz neu errichtet und ist voraussichtlich 1955 fertiggestellt. Die Fraganter Hütte der Sektion Klagenfurt, östlich des Sadnigkammes im Fraganter Tal, hat auch eine Jugendherberge angegeschlossen. Der Stifahrer findet besonders im Gebiet der Sadnihütte volle Befriedigung seiner Wünsche.

In Mörtschach im Mölltal an der Strecke der Autobusverbindung Lienz—Heiligenblut liegt eine Talherberge der Sektion Klagenfurt. Ein rotbezeichneter Weg führt steil aufwärts durch das Astenal. Nach Westen blicken wir auf die massiven Berggestalten der Schobergruppe, im Süden ragen die Spitzen und Grate der Lienzer Dolomiten. Die im Tal verstreut liegenden Bergbauernhöfe sind unter dem Namen Vorderer und Hinterer Asten zusammengeschlossen, was man an der Siedlungsform kaum erkennen kann; nur

Anmerkung: Die Benennung der Berge und Almen war in der Sadniggruppe nicht einheitlich. Manche Gipfel wurden im Fraganter Tal anders benannt als im Mölltal. Auch die Karten dieses Gebietes waren nicht zufriedenstellend. Erst mit der Sonnblickkarte des Alpenvereins (1941) wurde diese Unstimmigkeit geregelt.

die beiden kleinen Kapellen am Weg sind dafür ein Zeugnis. In die Hintere Asten führt auch ein Anstiegsweg von Döllach über Sagriz und die Astner Höhe, der wohl um eine halbe Stunde länger ist, aber im Winter oft vorgezogen wird. Nachdem wir 3 Stunden von Würtschach unterwegs und an dem Platz der zerstörten Hütte vorbeigezogen waren, erreichen wir die neue Sabnighütte.

Wenn wir am ersten Tag, geleitet durch rote Farbzeichen, die Astner Böden ansteigen, erreichen wir bei der 2000-Meter-Grenze den Almwienweg, der Döllach mit dem Schobertörl verbindet. Ein kleines Stück benützen wir ihn nach Westen, steigen die Mocheralmen steil an und erreichen über das Mocherkreuz (2451 Meter) den Mocher (2604 Meter). Vom Ramm Mocherkreuz bis zum Gipfel, der weit gegen das Mölltal vorgeschoben ist, bietet sich uns ein eindrucksvoller Rundblick. Außergerissen durch das Gradental, gewährt uns die Schobergruppe einen wirkungsvollen Einblick in ihre Bergwelt. Der Großglockner im Nordwesten und der Sonnblick im Norden sind uns nahegerückt und bilden die mächtigen Gspfeiler der Dreitausender der Hohen Tauern. Zu ihrem Schnee und Eis sind auf der anderen Seite die Vienzer Dolomiten das felsige Gegenstück.

In früheren Zeiten wurde in dieser Gegend nach Gold geschürft. Verschiedene Namen, verfallene Stolleneingänge und Pfade geben noch heute davon Kunde. So heißt das Steiglein, das uns in die Kluidtscharte (2546 Meter) führt, Waschgang. Die Scharte erlaubt den Übergang ins Kleine Zirknigtal.

Über die Stellhöhe (2815 Meter), die im Gipfelbereich eine kurze Block- und Schrofenseltterei erfordert, steigen wir den Nordkamm ab zum Busentörl (2714 Meter) und bequem auf den Stellkopf (2851 Meter). War unsere heutige Kammwanderung ein Gang der Bewunderung für die Berge der Hohen Tauern, waren wir am Morgen nahe Betrachter des Großglockners gewesen, so stand hier, gleichsam auf der anderen Tafel, der Sonnblick mit seinem Gletscherschild. Wer nach dieser Tageswanderung über den Rudenboden zum bezeichneten, vom Schobertörl kommenden Weg aufsteigt, um auf ihm die Sabnighütte wieder zu erreichen, der freut sich nicht nur über die unberührte Alpenflora, sondern faßt bestimmt auch den Voratz, im Winter wiederzukommen, um die hindernislose Weite des Astner- und des Rudenbodens mit Skiern zu genießen.

Weil uns der erste Tag auch einen ausschlufreichen Überblick des Sabnigkammes selbst gab, findet uns die nächste Morgensonne beim Überschreiten der Brücke über dem Astenbach. Das Steiglein führt zuerst nach rechts, später nach links aufwärts. Es ist in der Karte eingezeichnet, aber zum Teil verwachsen und nicht immer leicht zu finden. Später geben der Mülleite Sadnig und der Nordausläufer der Bretterwand die seitliche Begrenzung für unsere Anstiegsrichtung an. In 2 Stunden haben wir von der Hütte die Sabnigscharte (2484 Meter) erreicht. Wir klettern über große Blöcke auf den Vorsadnig und den Sadnig (2745 Meter). Gute Bekannte von gestern in der weiten Runde um uns!

Die ursprünglichen Wälder im ersten Teil des Anstiegs, die weitabgeschiedenen Klare und Mulden, das einsame Seeauge unterhalb der Sabnigscharte, der wilde Blockwurf des Sadnig-Nordkammes und die sonnenschimmernde Gipfelruhe, das ist die Welt, die wir suchten und hier fanden.

Vom Sadnig kann man über den Nicheneggsee, die Nicheneggalm, durch den Sabernitzengraben ins Astental aufsteigen, was wir uns für den Winter vorbehalten wollen. Der Kletterer verfolgt von der Sabnigscharte den Kamm und Grat über den Mülleiten Sadnig-Hüttenkopf zur Muggernispitze (2644 Meter) und steigt dann zum Schobertörl ab.

Wer aber noch einen Tag zugeben kann, der nehme den Weg von der Sabnigscharte nach Asten, den Mehlenboden abwärts zur Fraganter Hütte (1½ Stunden). Die Hütte ist von Außerfragant im Mölltal in 3½ Stunden zu erreichen. Am nächsten Tag führt der bezeichnete Weg durch das Schobertal in 2 Stunden auf das Schobertörl. Dieser Übergang von der Fraganter zur Sabnighütte ist mit entsprechenden Änderungen besonders westlich des Törls, im Winter durch die Sektion Klagenfurt stangenmarkiert. Vom Törl wollen wir nach Norden dem Rotwandel (2715 Meter) und nach Süden der

Maggernigspitze (2644 Meter) über ihrem zerrissenen Nordgrat einen Besuch abstatten, weil wir noch einmal zum Sadnig schauen wollen.

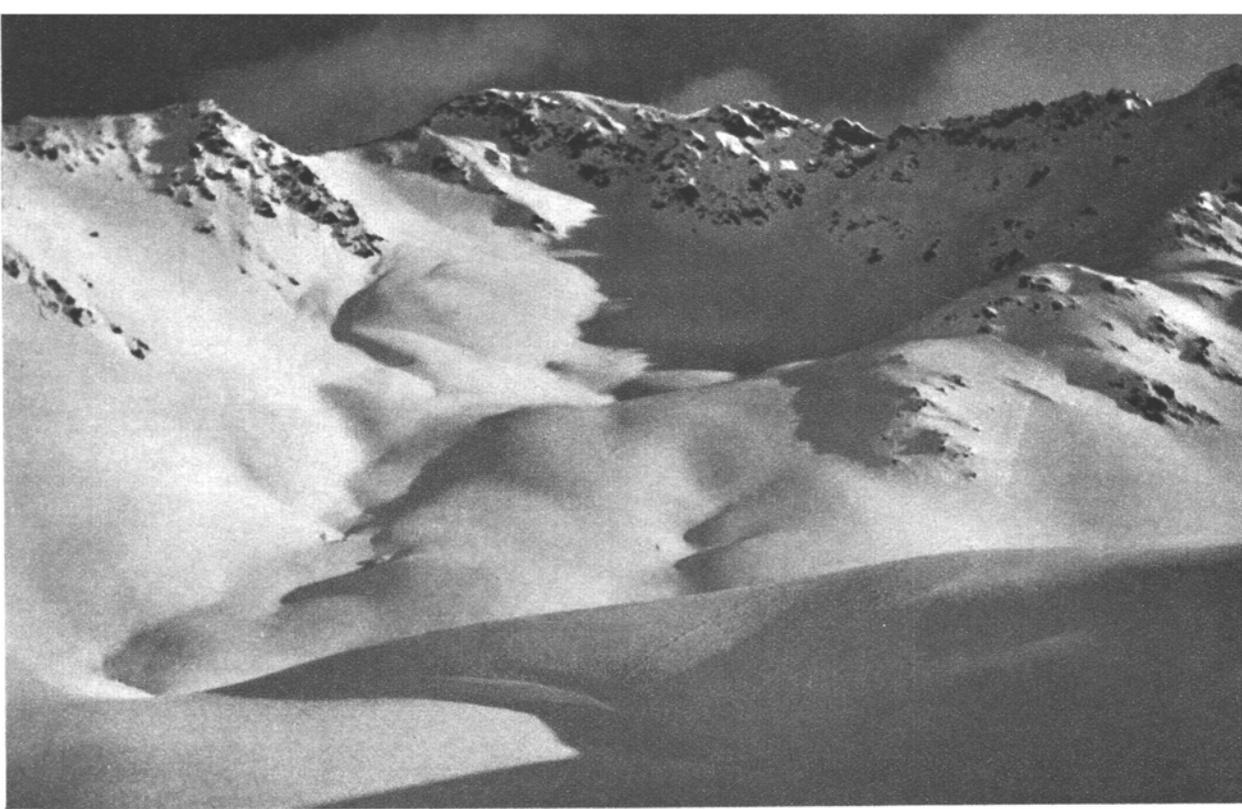
Mancher will eine Berggruppe auf einem andern Weg verlassen, als er eingezogen war. Der steige von der Sadnighütte über die Rudenböden auf die Rudenscharte (2781 Meter), überlettere die Rote Wand (2855 Meter), um über die Bogenißenscharte (2665 Meter) den höchsten Punkt, den Sandfeldkopf (2919 Meter) zu erreichen. Von hier ist der Abstieg entweder über den Schwarzsee ins Wurten- und Fraganter Tal oder über die Bogenißscharte ins Kleine Zirknitztal möglich.

Als wir zum Ende unseres Sommerbesuches die Sadnigberge letztmals grüßten, mußten wir, daß wir mit Skiern wiederkommen werden. So fanden wir uns denn zur Weihnachtszeit wieder auf der Sadnighütte.

Die Sommerbergfahrten erfuhren jetzt eine Abwandlung. Waren wir damals über Rämme und Grate gewandert, so wollten wir jetzt die weiten Astner- und Rudenböden für Abfahrten ausnützen. Da aber das Tagesziel ein Gipfel sein sollte, ergab sich zwangsläufig die nachahmenswerte Methode: An jedem Tag sollte ein Gipfel erreicht werden, der die Abfahrt durch die weiten Mulden ermöglichte. So durchschnitten wir in immer ausgefeilterer Verfeinerung in viermal 800 Meter die Astner Böden: Von der Kluidhöhe, von der Stellhöhe, vom Hilmersberg und vom Mocher. Über die Rudenböden schenkte uns der Wetter- und Schneegott tausende Fahrten über 1000 Meter vom Stellkopf und den Krähköpfen. Wir hätten eigentlich restlos zufrieden sein können. Aber da gab es doch noch eine offene Frage: die günstigste Besteigung des Sadnigs mit Skiern. Wohl war er im Spätwinter über die Maggernigspitze schon erreicht worden, doch erfordert diese Fahrt besonders geeignete Schneeverhältnisse und ist im Hochwinter nicht anzuraten. Aber auch die Steilgräben, die von der Suttingeralm zwischen Felsrippen gegen die Hochfarte unterhalb des Sadnigs aufsteigen, waren so abweisend, daß wir uns auf den Anstieg durch den Sabernißengraben einigten, den wir im Sommer vom Sadnigspfel aus bereits in Betracht gezogen hatten.

Auf dem bezeichneten Hüttenwege fuhren wir bis zum Bauer Jakob und über steile Wiesen hinab zu einem Übergang über den Astenbach (30 Minuten). Ein Waldweg führte uns dann aufwärts zum Jörglerbauer am Eingang des Sabernißentales. Knapp vor dem Gehöft führt ein Güterweg nach links in kraftsparenden Serpentinenaufwärts. Als sich der Wald lichtet, sahen wir hinten im Grabende schon die Nischeneggalm, zu der uns der breite Weg führte (2 Stunden von der Sadnighütte). Zwischen schönen Zirben zogen wir nun unsere Spur über den linken Hang. Es ist vorteilhaft, sich auf diesem Zirbenhang mehr links zu halten, weil sich da die Spur bequemer anlegen läßt, und erst weiter oben rechts taleinwärts hinüberzuziehen. Zwischen den Ästen der wetterharten Bäume grüßten alte Bekannte aus der Schoberggruppe über das Mölltal herüber.

Zu prachtvoller Plastik formte die Morgen Sonne die Seichentöpfe und das Fehed, und der Friedrichskopf sandte die verschneiten Grate und Wände in wildem Sturz zu Tal. Wir ließen den Rammrücken, der später gratähnlich zur Bretterwand zieht, links oben und erreichten durch Mulden und über Budel eine fast gänzlich zugeschnittene Ochsenhütte am Rande einer großen Hochmulde. Gleichmäßig und weich lag der Pulverschnee, und im Geiste zogen wir schon die Schußspur der Abfahrt, mehr oder minder steil, jeder nach seinem Können. Oberhalb der Mulde fuhren wir ein Stück nach rechts und erreichten, klar durch das Gelände geleitet, das muldige Hochtar, in dem der Nischeneggsee (2431 Meter) eingebettet liegt. Dieses Tar ermöglicht den unmittelbaren Aufstieg zum Sadnig, der hier zum erstenmal sichtbar wird. Der weitere Anstieg lag nun eindeutig vor uns. In der Richtung gegen die höchste Einsenkung, unmittelbar nördlich des Hauptgipfels, schnitten unsere Hölzer in den Schnee. Am obersten Hang hielten wir uns ganz rechts und querten erst oben in die angeführte Einsenkung. Der letzte Teil kann breitgefährlich sein. Ein kleines Stück noch trugen uns die Bretter aufwärts bis zu den Felsen des Nordgrates, über die wir zu Fuß in wenigen Minuten den Gipfel erreichten ($2\frac{3}{4}$ Stunden von der Nischeneggalm oder $4\frac{3}{4}$ Stunden von der Sadnighütte). Die süblichen Kalkfetten



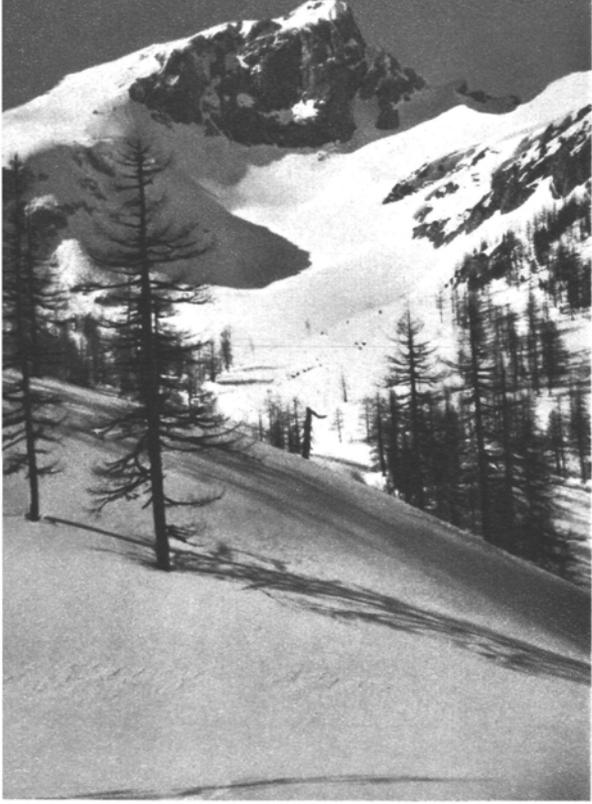
Ednig

Aufn.: Dr. E. Rutte



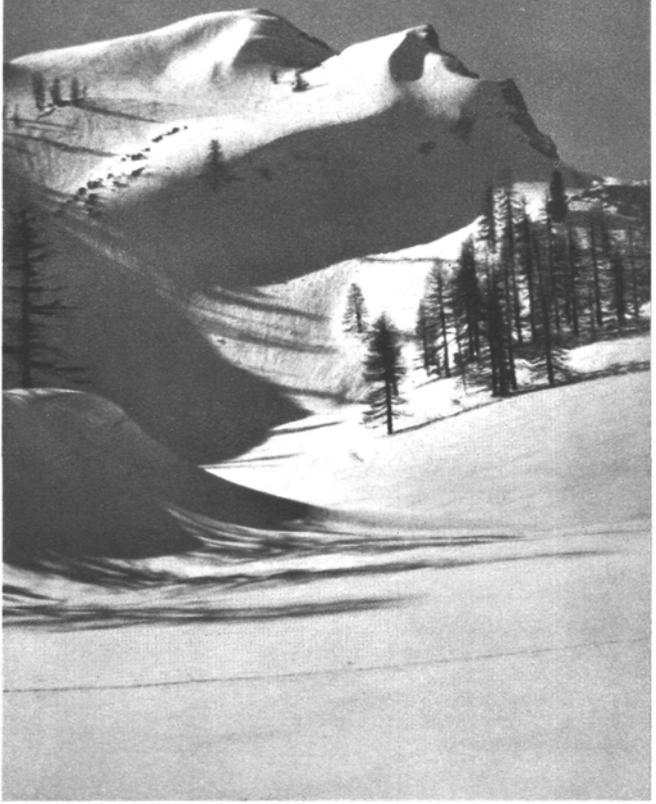
Schobertörl und Maggernigspitze vom Astner Boden

Aufn.: Dr. E. Rutte



Traveng vom Steinsee

Aufn.: Dr. H. Gatti



Lawinstein von Osten

Aufn.: Dr. H. Gatti



Im Toten Gebirge. Blick auf Weiße Wand

Aufn.: Dr. H. Gatti

zeigten ihre scharfe Silhouette, über die nahe Schobergruppe wanderte der Blick im Rund zum steilen Horn des Großglockners und hinter den Kstner- und Rudenböden lugten die Gipfel der Goldberggruppe herüber. Die Hütten im Tragant lagen tief unten im Schatten, aber über ihnen leuchteten die Berge um das Reifack.

Ein langes Schauen und Besinnen war uns nicht geschenkt, da bald die Schuhe hartfroren. Aber auch der Gedanke an die Abfahrt trieb uns zu den Skiern, zum Losfahren über die Hänge und durch die Mulden. An den steileren Hängen legten wir noch Bögen, dann aber streckten sich die Spuren, und fläubend züchten Fahnen hinter uns auf. Leider zu bald war die große Mulde erreicht und schon standen wir wieder bei der Döfenhütte und blickten auf die sechs Schußlinien zurück, die in spitzen Winkeln bei uns zusammenliefen. Der gleichmäßige Pulverschnee hatte alles gehalten, was er im Aufstieg versprochen. Aber noch immer lag gute Fahrt vor uns, und durch kleine Mulden schaukelten wir zum Zirbenhang, auf dem wir, da er nach Süden liegt, die Wirkung der Sonnenbestrahlung schon fühlten. Nun nützten wir anders gerichtete Neigungen und die Stellen der Baumschatten aus, so daß unsere Bretter bis zur Nischeneggalm wieder über Pulver glitten. Hierher reichen um diese Jahreszeit die Sonnenstrahlen nicht mehr und stören nicht die Gleichmäßigkeit der Schneebeschaffenheit. Bei den Almhütten trennten wir uns. Die einen führen die Almstraße talaus, die anderen benützten die Grabensohle, knapp am rechten Bachufer. Bei genügender Schneelage ist der Graben für gewandte Läufer gut fahrbar. Der Anstieg zum Jakobser und der Weg zur Hütte wurden uns kurz im Erinnerungsaustausch an das genußvolle Schießen oberhalb der Nischeneggalm.

Die Schönheit dieses von Skifahrern noch nicht erschlossenen Teiles der Sadniggruppe bewog uns, eine zweite Fahrt dorthin zu unternehmen. Wieder stiegen wir über die Nischeneggalm in das Hochkar nordwestlich des Sadnigs. Dort aber lenkten wir unsere Bretter über den Nischeneggsee südöstlich auf das Joch zwischen dem Sadnig und dem Feldkopf (2670 Meter), $1\frac{3}{4}$ Stunden von der Nischeneggalm. Fast bis zum Gipfel des letzteren benützten wir die Ski, und in 20 Minuten blickten wir von seiner Höhe auf die weiten, weichen Böden des Rastfeldes und Hinterfeldes. Vielleicht wird dieser Blick einmal anderen zu weiteren Fahrten gegen den Laschitz-, Stellenkopf und die Hohe Wistl Anregung geben. Eines scheint mir aber bestimmt eines Versuches wert: ein Anstieg aus dem vorbezeichneten Joch über das Hinterfeld auf den Sadnig, denn in geringer Steilheit ziehen dort die Hänge gegen dessen Gipfel.

In sonnabgewendeter Mulde führte uns Pulverschnee rasch vom Joch ins Hochkar, und auf bekannter Bahn schwelgten wir zur Nischeneggalm und erreichten wieder unsere Sadnighütte, die uns 10 Tage Aufenthalt geboten hatte und uns Ausgangspunkt für eine Reihe von aussichtsreichen Gipfelbesteigungen und unbeschreiblich schönen Skiabfahrten war.

Die Fahrten aus dem Sabernisengraben bedeuten eine wesentliche Bereicherung der Tourenmöglichkeiten von der Sadnighütte und gestatten die beste Skibesteigung des Sadnigs. Infolge der günstigen Lage dürfte man dort, wenn die Schneebeschaffenheit durch längere Sonnenbestrahlung auf den Kstner- und Rudenböden schon gelitten hat, noch immer gute Abfahrtsmöglichkeiten erwarten können. Die kleinen Unannehmlichkeiten des Zuganges bis zum Sabernisental finden reiche Entschädigung durch die idealen Fahrten oberhalb der Nischeneggalm.

Mit dem Neuaufbau der Sadnighütte ist ein Gebiet wieder erschlossen worden, das in einer Zeit, in der viele Gegenden unserer Alpen durch den Fremdenzustrom jede Ursprünglichkeit verloren haben, dem Bergsteiger das Erlebnis der unberührten Natur auf genußvollen Bergfahrten im Sommer und Winter bietet.

Über den Höhengschwindel

Von Dr. Karl Leibl

Ein „Tabu“ der Kultur ist das Verbot, offen Angst zu zeigen. Obwohl zweifellos jeder Mensch während seines Lebens Angstgefühle kennenlernt, spricht er eher über seine intimsten Privatangelegenheiten als über seine Angst. Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Höhengschwindel, was schon aus der auffallend geringen Beachtung dieses Problems in der alpinen Literatur hervorgeht.

Viele Bergsteiger bemerken zu Beginn einer Bergtour oder im Frühjahr nach einer längeren Ruhepause ein mehr oder minder heftiges Gefühl der Unsicherheit, Ungslichkeit und Schwäche mit Versagen der Beine, was man als ein fast physiologisches Empfinden beim Blick in die Tiefe bezeichnen kann. Später tritt Gewöhnung ein, man spricht auch von einer Abhärtung gegen den Blick in die Tiefe. Der Begriff „Schwindel“ ist also nicht einfach, sondern vielseitig, komplex. Die beteiligten Elemente sind keineswegs immer dieselben, wenn wir uns auch zur Bezeichnung des Komplexes stets des gleichen Wortes bedienen. Im übrigen bekommt der Schwindel erst sein charakteristisches Gepräge durch die individuelle Auswertung und Deutung der vom Schwindel Befallenen: denn manchmal können stark subjektive Reaktionen auf relativ schwache oder scheinbar fehlende äußere Reize in Betracht kommen.

Als typisch sei die Schilderung des Schwindelgefühls aus dem Munde eines Medizinstudenten angeführt: „Solange ich aufwärts klettere und mit meinen Händen Halt finde, kommen Schwindelerscheinungen bei mir gar nicht auf. Diese beschleichen mich erst in dem Augenblick, da ich frei stehe und mit nichts beschäftigt bin, in besonders starkem Maße z. B. auf einem Grat, wo beiderseits der Abgrund gähnt. Hier scheue ich mich auch, ganz aufgerichtet zu stehen oder zu gehen, weil ich mir viel zu groß vorkomme. Viele ziehen es deshalb vor, auf dem Grat zu reiten. Wenn auch die Gefahr dadurch nicht viel geringer wird, so tritt doch eine Besserung des subjektiven Schwindelgefühls ein. Oder auf einem ausgefesten Wand: Einerseits steigt die Felswand steil aufwärts, anderseits fällt sie ebenso nach unten ab. Dazwischen eine mehr oder weniger breite, ebene Stufe, auf der sich der Bergsteiger befindet. Das Gefühl, als ob die Wand über mich herüberhängen würde und mich wegdrängte, hindert mich auf der einen Seite instinktiv, mich ihr mehr anzuschmiegen. Von einem Schritt nach der anderen Seite hält mich noch mehr der Blick über eine Felskante ins Leere zurück. Vielleicht ist dieser Zwiespalt der Gefühle auch mit ein auslösendes Moment des Schwindelanfalles: Es überwältigt mich fast ein Zug nach dem Abgrund hin. Die Knie beginnen zu zittern. (Diese Unsicherheit in den Beinen ist vielleicht auch mitbedingt durch die große körperliche Anstrengung des Bergsteigens.) Ich kann mich auf meine Füße nicht mehr so richtig verlassen. Ein Angstgefühl tritt auf, das doch mit anderen Angstzuständen irgendwie verwandt ist, aber in diesem Augenblick ganz spezifisch gefärbt ist. Scheinbewegungen des Hals oder der Umgebung sind bei mir nicht vorhanden.“

Dieser ganze Gefühlskomplex entsteht bei mir fast mit derselben Intensität, wenn beispielsweise nach einer Rast und Stärkung auf dem Gipfel ein Begleiter aufsteht und an den Rand des Abgrundes tritt, um den Ausblick zu genießen. Wenn ich dagegen von unten her Menschen an gefährlichen Stellen in der Wand herumklettern sehe, denke ich mir gar nichts dabei.“

Wenn wir aus den von uns aufgenommenen Erlebnisberichten und aus eigenen Erfahrungen die Symptome zusammenstellen, die wir angesichts der übereinstimmenden

Angaben der Literatur als subjektive Schwindelerfcheinungen ansehen dürfen, so ergeben sich, nach der Häufigkeit geordnet:

1. Häufig ist die Furcht vor dem Herabfallen, also Objektangst, Raumangst, das „*primum movens*“ beim Höhenwindel. Manchmal wird allerdings auch von einem „spezifisch gefärbten, sinnlosen Angstgefühl“ gesprochen.
2. Fast alle „Höhenwindler“ verspüren einen Zug nach der Tiefe, der sich manchmal bis zu dem unwiderstehlichen Zwang, sich in den Abgrund zu stürzen, steigern kann. Bei diesem Drang scheint es aber auch zu bleiben.
3. Die „Lähmung durch den Abgrund“ macht sich bemerkbar durch das Schwachwerden der Beine, Kniezittern, eventuell durch ein Taumeln.
4. In Störungen der Raumwahrnehmung kommen vor Scheinbewegungswahrnehmungen der Umgebung = Drehgefühl sowie Störungen der räumlichen Größenswahrnehmung als Makropsie und Mikropsie, d. h. die Dinge des Sehraumes werden als größer bzw. kleiner empfunden, als es ihrer objektiven Größe und ihrer räumlichen Beziehung entspricht.
5. Nur vereinzelt werden Gefühlsstörungen in den unteren Extremitäten, bestehend in einem Gefühl von Bröckeln und Ziehen besonders in den Waden und Fußsohlen, Gänsehaut, Kopfschmerzen und Verschwommensein der Umgebung beobachtet.

Daß Bewegungswahrnehmungen keinen so breiten Platz einnehmen, hängt wohl damit zusammen, daß diese in leichten Stadien schwer als solche zu erkennen sind. Störungen des vom Willen unabhängigen Nervensystems werden deswegen sehr selten in den Erlebnisberichten erwähnt, weil sie entweder nur objektiv wahrnehmbar sind (z. B. Erblaffen) oder als zum Begriff der Angst gehörig betrachtet werden. Angst erwirkt nicht rasendes Herzklopfen, Lähmung der Atmung, Auftreten kalten Schweißes usw., sondern sie ist teilweise dies alles. In der zeitlichen Folge gehen die Gefäßveränderungen den Darmveränderungen meist voran. Bläßwerden ist oft das erste und Erbrechen und Durchfall das letzte Symptom. Da die von uns beobachteten Fälle durchschnittlich nicht zu den schweren Formen des Höhenwindels zählen, kommen Störungen der Magendarmtätigkeit, wie Übelkeit und Erbrechen, nur ausnahmsweise zum Vorschein. Das bekannte Druckgefühl in der Magenengegend, das als vegetativ bedingte Entleerung des Milzblutspeichers angesehen wird, ist etwas häufiger.

Die Höhenangst ist nun im Vergleich beispielsweise zur Lebensangst „spezifisch gefärbt“. Die vegetative Umstimmung ist eben in bestimmter Richtung akzentuiert.

Sie ergreift nicht alle vegetativen Apparate gleichmäßig, sondern sie trifft eine Auswahl unter ihnen, zumindest in dem Sinne, daß die Veränderungen gewisser vegetativer Bezirke viel ausgesprochener sind als die anderer.

Die Richtung der nervösen Umstimmung, d. h. die Art des Schwindelgefühls ist natürlich abhängig von der Ausgangslage, z. B. vom Lebensalter, Zustand der Erfolgsorgane (Überfüllung des Magens oder eine Magenkrankung), von der seelischen Verfassung und von dem bisher in ähnlichen Situationen Erlebten. Die oben erwähnten vegetativen Symptome des Schwindels, wie z. B. Erblaffen, Herzklopfen, Magendarmstörungen, werden gewöhnlich als Folge einer zentralen Ausstrahlung von Reizen gesehen, die mit einer zu großen Intensität einwirken: Erregungen im Zentralnervensystem bleiben unter bestimmten Bedingungen nicht auf das gereizte System lokalisiert, sondern gehen auf andere über, erregen diese mit.

Nicht zu verwechseln mit dem Höhenwindel ist eine geringe Erschlaffung der Muskulatur, die sich vieler Menschen auf hohen Bergen bemächtigt, von denen aus man eine unübersehbare Kette von Gipfeln überschaut. Dieses Bewußtsein der Kleinheit des Menschen gegenüber der Unendlichkeit der Außenwelt hat nichts zu tun mit eigentlichen Angstzuständen.

Zögernde und tastende Bewegungen, eine bewußte Suche nach dem Gleichgewicht, ungeschickte Seilführung beim Bergsteiger, eine geringere Geschicklichkeit wie in tieferen Lagen bezeichnet Young als „psychologische Höhenwirkungen“, weil die Kennzeichen

der Bergkrankheit fehlen und mit Gewöhnung nichts dagegen auszurichten ist. Dabei sind diese Leute unterhalb der bedenklichen Linie durchaus gute Bergsteiger.

Manche Menschen erleiden bereits in ganz harmlosen Situationen Schwindelanfälle. Sie weisen häufig eine ererbte Übererregbarkeit und rasche nervöse Erschöpfbarkeit bzw. eine abnorme charakterliche Veranlagung auf (Dispositionsschwindel). Mit dieser psychischen Bereitschaft zum Höhenschwindel ist meistens noch eine Erregbarkeitsänderung des Gleichgewichtsorganes verbunden: Diese Menschen klagen nämlich auch über See- und Eisenbahnkrankheit, über Schwindel auf Schaukeln und im Karussell. Auch das Alter scheint eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen. Während Kinder sehr wenig zu Schwindel disponiert sind, steigt gewöhnlich die Bereitschaft zum Höhenschwindel mit zunehmendem Alter.

Zur Veranschaulichung ein Erlebnisbericht: „Das Erlebnis spielte sich auf der Tour von Trachsellauten in der Schweiz über den Tschingelgletscher nach Randersteg ab. Wenn man hier den sogenannten unteren Tschingelgletscher überschritten hat und nun auf den oberen gelangen will, stellt sich einem mit einem Mal als scheinbar unüberwindliches Hindernis eine senkrechte, etwa 30 Meter hohe Felswand entgegen. Im ersten Augenblick begreift man nicht, wie man hinaufkommen soll, und sieht erst, wenn die Führer beginnen hinaufzuklimmen, daß sich ganz kleine unregelmäßige Absätze an der Wand befinden, welche mit Fingergriff und der Fußspitze Anhalt genug geben, allmählich hinaufzukommen. Ich bin leider von Natur aus mit einer überreichlich großen Schwindelanlage ausgerüstet.

Auf meinen ersten Touren in den Alpen wurde mir schwindelig auf scheinbar harmlosen Wegen, so daß es mit Recht das mitleidige Lächeln meiner schwindelfreien Freunde hervorrief. Da ich nun mit demselben Führer ging, welcher mich vor Jahren in der Schweiz geführt hatte, und sich dieser meiner Schwäche erinnerte, sagte er zu mir: ‚Warten Sie, bis wir oben sind, wir lassen dann ein Seil herunter, an welchem wir Sie hinaufziehen.‘ Während nun die Führer hinaufkamen, kam mir plötzlich die Erinnerung an eine Tat, die ich als Junge in dem Garten meines Vaters unzählige Male ausgeführt hatte. Der Garten meines Vaters wurde von dem Nachbargarten durch eine mehrere Meter hohe, natürlich ganz senkrechte Planke getrennt, an welcher in gewissem Abstand ungefähr zwei Zentimeter breite Querleisten zur besseren Befestigung der einzelnen Bretter untereinander aufgenagelt waren und welche gerade dem ersten Fingergelenk und dem äußersten Rande der Fußspitze Platz genug gewährten, um sich auf ihnen festzukrallen. Diese Planke war ich viele Jahre lang wenigstens einmal täglich erso'gerich' hinauf- und hinabgeklettert, um einen Spielgenossen im Nachbargarten zu besuchen, und nie war ich dabei gefallen. Diese Erinnerung durchzuckte mein Gehirn, als ich mir die aufwärts kletternden Führer ansah, und ich sagte mir: ‚So senkrecht wie die Planke ist diese Wand doch nicht, und die Absätze davon sind entschieden größer, und was du damals spielend, ohne daran zu denken, daß du fallen könntest, ausgeführt hast, wird dir doch auch jetzt gelingen.‘ Und während ich dies dachte, war ich schon daran, die Wand zu erklimmen, und stand unmittelbar, nachdem die Führer oben angekommen waren, neben ihnen oben auf der Wand.“

Die assoziative Wiedererweckung der Affekte, die mit seinen erso'greichen Klettereien in der Kindheit verbunden waren angesichts einer ähnlichen Situation, setzte den Bergsteiger trotz seiner jetzigen großen Prädisposition zum Höhenschwindel instand, unter autojuggestiver Beeinflussung die Wand selbständig zu bezwingen.

Ursache der gesteigerten Schwindelbereitschaft im Alter mag einerseits eine Verminderung der körperlichen Leistungsfähigkeit und das dadurch bedingte Unsicherheitsgefühl sein, eine deutlichere Gefahrenerkennnis als in der Jugend, andererseits können auch die arteriosklerotischen Formen des Schwindels zu einer Steigerung des Höhenschwindels führen. Vorübergehend können dies Magen- und Darmkrankheiten bewirken, wie z. B. Magen- oder Zwölffingerdarmgeschwür, Magenschleimhautentzündung usw. Wie schnell die Disposition oft eintritt und jemand, der noch vor kurzer Zeit schwierige Touren machen

konnte, sich plötzlich außerstande sieht, sie zu wiederholen, weil er schwindlig wird, illustriert folgender Fall: Ein vorzüglicher Bergsteiger, der nie an Höhengschwindel litt, wurde bei einer Partie von demselben befallen, nachdem er infolge eines Magentatarachs längere Zeit vorher an Magenschwindel gelitten hatte. Der Magenschwindel hatte ihn also für den Höhengschwindel prädisponiert. Die Neigung schwand übrigens nach und nach, je mehr er sich bei dem Besteigen von Bergen an den Anblick von Höhen und Tiefen gewöhnte und gegen das Schwindelgefühl ankämpfte.

Der Magenschwindel ist vom Darmschwindel nicht zu trennen. Das auslösende Moment scheint hier ebenfalls in abnormen Reizen zu bestehen, welche vom autonomen Nervensystem des Magendarmkanals aufgenommen und auf die Zentralorgane übertragen werden.

Wir sehen also, daß eine wechselseitige Beziehung zwischen Schwindel und vegetativem Nervensystem besteht. Nicht nur der Schwindel hat vegetative Veränderungen im Gefolge, sondern auch umgekehrt können diese zu Schwindel führen.

Nachstehend ein Fall, bei dem eine ähnliche Entstehungsursache zu einer enormen Steigerung des Höhengschwindels führte: „Obwohl ich im elterlichen Betrieb genügend Gelegenheit hatte, auf Gerüsten und Balken herumzuturnen — mein Vater ist Baumeister —, habe ich in meiner Jugendzeit nie mit dem Schwindel Bekanntschaft gemacht. Das erstmal in meinem Leben begegnete ich ihm bewußt mit 20 Jahren in einer sehr unliebsamen Weise. Ich wurde gegen Ende des Krieges verwundet (klinische Diagnose: Bauchschuß mit Leberverletzung, Zustand nach Durchwanderungs-Rippenfell- und Lungenentzündung) und lag bis Mitte dieses Jahres im Lazarett. Da die Wunde allmählich zubeilte, durfte ich im Juni ab und zu aufstehen. Die anfangs vorhandene große Schwäche und die vasomotorischen Erscheinungen verschwanden innerhalb der kommenden vier Wochen, so daß ich schon wieder sicher auf den Beinen stand und im Garten spazieren gehen konnte. Wenn ich mich damals auf das sehr breite Fensterbrett setzte und vom ersten Stock, aus einer Höhe von etwa sechs Metern, nach unten sah, verspürte ich einen eigentümlichen Zug vom Fenster weg nach außen, den ich durch breites Aufstützen auf das Fenster zu kompensieren suchte. Durch das krampfartige Festhalten bedingt, begannen die Hände, aber auch die Beine zu vibrieren. Eine lähmende Angst überfiel mich plötzlich, ich verspürte ein eigenartiges Gefühl im Magen, es wurde mir sehr übel. Es wäre zweifellos noch zum Erbrechen gekommen, wenn ich mich nicht noch rechtzeitig vom Fenster entfernt hätte. Nach einem Jahr war diese große Schwindelbereitschaft von selbst wieder verschwunden. Später stellten sich ähnliche, aber nicht mehr so starke Schwindelgefühle nur mehr beim Bergsteigen in bestimmten Situationen ein.“

Zweifellos ist im vorliegenden Fall die vermehrte Disposition zum Höhengschwindel auch auf den schlechten Allgemeinzustand und eine nervöse Labilität zurückzuführen, wie sie ja nach durchgemachten oder bei noch bestehenden Erkrankungen häufig ist. Die Disposition kann auch erhöht werden durch schlechte Ernährung, nüchternen Zustand des Magens, wie er so häufig im Gebirge vorkommt, Trinkgelage am Abend vor Bergtouren, Schlaflosigkeit, schlechtes Ausgeruhtsein des Körpers, Übermüdung, häufiges Rauchen, was alles zu einer vermehrten Labilität des vom Willen unabhängigen Nervensystems führt. Daraus ergeben sich gleichzeitig wichtige Hinweise für die Vorbeugung.

Was die Ursache des Höhengschwindels betrifft, so ist die Laienansicht weit verbreitet, er werde lediglich durch die Furcht vor dem Herunterfallen provoziert. Es hieße aber doch den ätiologisch in Betracht kommenden Momenten und der Vielgestaltigkeit des Höhengschwindels zu wenig gerecht werden, denselben nur als Angstprodukt hinzustellen. Die Autosuggestion scheint maßgeblich hier beteiligt zu sein. Es können nämlich sogar Blinde schwindlig werden, wenn sie wissen, daß sie sich am Rande eines Abgrundes befinden. Optische Momente scheiden in diesem Falle aus. Auch die Tatsache, daß der Höhengschwindel ansteckend ist, spricht in diesem Sinne.

„Als wir die T.-Wand hinaufstiegen, sagte ich bei dem letzten Aufstieg, der aus einigen senkrechten Stufen besteht und einen recht hübschen senkrechten Hinunterblick zuläßt,

zu meinem Freund: 'Ich wollte, ich wäre erst wieder hinunter, der Abstieg scheint mir viel schlimmer als der Aufstieg.' Als wir nun von oben her wieder ankamen, erinnerte ich mich, der ich die ganze vorige Nacht wegen Übermüdung nur schlecht geschlafen hatte, meiner bei dem Aufstieg gesprochenen Worte, und zu meinem Unglück sah ich ungefähr 50 Schritte unter mir einen Touristen, bald auf Händen und Füßen, sitzend, rutschend, das kläglichste Bild eines Bergabsteigenden vor mir. Als ich nun den Fuß auf die erste Stufe setzen wollte, fühlte ich, daß ich sofort schwindlig werden würde, wenn ich weitergehen würde, und sagte dem Führer, er solle mich ans Seil binden. 'Nein, Sie haben hier kein Seil nötig.' Es half nichts, er mußte mich anbinden, und sofort wirkte dies derart beruhigend auf meine Nerven, daß, als ich zehn Schritte abwärts gegangen war, ohne daß der Führer mich auch nur im geringsten gehalten hätte, ich mich losbinden ließ und nun im raschesten Marschtempo den steilen und schmalen Pfad an der Wand ohne ein Gefühl des Schwindels zurücklegte."

Manche Menschen sind sogar in der Lage, die physiologischen Begleiterscheinungen des Höhengwindels nach Belieben bei sich hervorzurufen, wenn sie sich an einer exponierten Stelle intensiv vorstellen, sie könnten herunterstürzen oder herunterspringen.

"Wenn ich mich auf einer beliebigen Höhe befinde, mag mein Stand auch durch ein Geländer oder in anderer Weise vollkommen gesichert sein und ich stelle mir dann vor, daß ich herunterstürzen oder herunterspringen könnte, so empfinde ich von jeher und noch jetzt in sich stets gleichbleibender Weise ein eigenartiges Gefühl von Prickeln und Ziehen in den Beinen, vornehmlich in den Waden und den Fußsohlen, mit dem sich bei längerer Beschäftigung mit der Vorstellung ein Drang, mich hinunterzustürzen, verknüpft. Es hängt aber ganz und gar von mir ab, ob ich diese Empfindungen mit ihren Folgezuständen haben will oder nicht; denn in dem Augenblick, in dem ich die Vorstellung des Hinunterstürzens oder -springens zurückdränge, ist alles vorbei."

So wie es diesen Bergsteigern gelingt, durch Autosuggestion bei sich selbst Höhengschwindel hervorzurufen, obwohl sie nicht dazu disponiert sind, ist es umgekehrt auch einem ausgesprochenen „Höhengschwindler“ möglich, auf autosuggestivem Wege, mit anderen Worten, durch einen starken Willen Schwindelgefühle hintanzuhalten: „Das Erlebnis betrifft meine Besteigung des Ortlers. Es war mir bekannt, daß der steilste Aufstieg sich gerade an der ersten Wand befindet, daß man nur auf Stufen hinaufkommen, von irgendeiner Gefahr aber bei nicht Schwindligen keine Rede sein kann. Da diese Tour fast die letzte auf meiner Reise war, so nahm ich mir vor, den Schwindel bannen zu wollen und mich zu zwingen, bei etwaiger Umwandlung mich kräftigt dagegen zu wehren. Dieser Vorsatz wurde mir außerordentlich nötig, da mich auf dem ‚Hamburger Weg‘ eben vor dem Betreten der Eiswand ein von den Nachkommenden losgelöster pfundschwerer Stein mit solcher Wucht zwischen die Schultern traf, daß ich fast zu Boden stürzte und anfangs vor Schmerz kaum atmen konnte. Nach einigen Minuten war ich jedoch imstande, weiterzugehen; der Rückenschmerz hinderte mich bei den Bewegungen des Steigens sehr, aber gerade dieser Schmerz beschäftigte meine Aufmerksamkeit bei jedem Tritte, den ich in den Stufen machte, so sehr, daß ich so sicher wie nie auftrat, da ich gar nicht daran dachte, schwindlig zu werden, weil ich vor lauter Aufmerksamkeit eben keine Zeit dazu hatte. — Wir hatten das Glück, auf dem Gipfel eine völlig wolkenlose Aussicht zu genießen, und als wir nach längerer Rast, froh angeregt durch den gehabten großartigen Genuß, die ersten, wenig geneigten Schneefelder hinuntereilten, passierte es mir, daß ich plötzlich zu Boden geschleudert wurde durch meinen mit mir durch das Seil verbundenen Führer, welcher mit seiner Hoje in sein Steigeisen festgehaft war, der Länge nach hinschlagend auf mich fiel und mich umriß. Selbst dies unangenehme Gefühl, daß auch ein Führer bisweilen seinen Stand verlieren kann, vermochte nicht, mir beim Abwärtschreiten von der Eiswand das Gefühl des Schwindels zu erwecken, weil ich mir sagte: ‚Auf deinen Hintermann ist kein absoluter Verlaß, tritt selbst fest und sicher auf und laß dir Zeit.‘ Ohne einen falschen Tritte getan zu haben, kam ich unten glücklich an. Die Anspannung meines ganzen Willens hatte mich in den

Stand gesetzt, meine Glieder so zu beherrschen, daß nicht einmal das Gefühl des gestörten Muskelsinns sich einstellen konnte."

Das Bewußtsein scheint also bei der Auslösung von Schwindelgefühlen eine große Rolle zu spielen. Ist dasjenige, wie z. B. bei einem Dämmerzustand, eingeengt, so nimmt der Betreffende keine Gefahr, keinen Schwindel und kein Ermüdnungsgefühl wahr und wird so befähigt, seine volle Muskelkraft einzusetzen. Zur Illustration ein epileptischer Dämmerzustand:

„Im Alter von elf Jahren Auftreten von epileptischen Anfällen. Bei Vollmond hatte der Kranke den Blick immer nach dem Mond gerichtet. Nach dem Zubettgehen schlief er erst zirka 15 Minuten, dann ist er wiederholt durch das Oberlicht auf ein schräges Dach gegangen. Er stieg auch zuweilen an der Dachrinne hoch, mit dem Innentrand der Füße kletternd, mit auffallender Schnelligkeit. Die Augen hatte er dabei offen. Auf dem Dachfirst lief er dann hin und zurück, beim Anrufen knickte er zusammen. Dauer dieses Zustandes zirka 15 Minuten, nach der Rückkehr vom Dach schlief er weiter."

Je mehr sich dagegen unser Bewußtsein willkürlich oder unwillkürlich mit der schwierigen Situation, in der wir uns befinden, befaßt oder befaßt kann, um so mehr kann sich die Höhenangst in uns ausbreiten. Sehr plastisch wird das eben Dargelegte veranschaulicht in dem Bericht eines Fluglehrers, dessen Bewußtsein stets im Fesselballon erst durch die perspektivisch zur Erde verlaufenden Halteseile wie durch einen Fingerzeig auf die große Höhe und damit die Gefahr aufmerksam wurde: „Beim Blick nach unten von einem Fesselballon aus, der an einem Halteseil hing, das man bis zum Erdboden perspektivisch verfolgen konnte, überkamen mich regelmäßig Schwindelgefühle. Dieselben wurden bedeutend verstärkt, wenn gleichzeitig mehrere Fesselballone mit Halteseilen in der Luft nicht allzuweit voneinander entfernt placiert waren. Flog ich zwischen Fesselballonen hindurch, so verspürte ich einen Zug nach der Tiefe. Merkwürdigerweise traten diese Erscheinungen weder im freischwebenden Ballon noch im Flugzeug auf."

Gewöhnlich beschäftigt der Blick in die Tiefe nur den Anfänger, den Bergsteiger eventuell nach einer längeren Ruhepause. Sobald aber Sicherheit und Selbstvertrauen mit zunehmender Übung wächst, schwindet auch die Disposition zum Höhenschwindel.

Auch ein innerer Konflikt kann zur Auslösung der Höhenangst führen, beispielsweise zwischen dem festen, anerzogenen Komplex der religiösen und moralischen Vorstellungen auf der einen und Gedanken und Handlungen, die mit ihm unvereinbar sind, auf der anderen Seite. Zur Erläuterung ein sehr instruktiver Fall: „Ein junger Mann macht eine Bergtour mit einem Mädchen, dem er in tiefer Verehrung verbunden ist. Weil seine Eifersucht irgendwie geweckt worden ist, ist er zugleich von einer äußerst leidenschaftlichen Wut gegen sie erfüllt. Als er mit ihr an einem steilen Abhang entlanggeht, erleidet er einen schweren Angstfall mit Herzklopfen und Atemnot. Er fühlt nämlich einen Zwang, das junge Mädchen den Abhang herunterzustößen."

Ohne Zweifel sind aber rein optische Verhältnisse ebenfalls von großer Wichtigkeit. An dem plötzlichen Auftreten des Höhenschwindels ist oft eine gewisse optische Ratlosigkeit schuld, wenn die Augen in der räumlichen Umgebung keine festen Stützpunkte gewinnen können und damit die Grundlagen für die Raumschätzung verlorengehen. Der Bergsteiger hat „optischen Schluß", wenn fester Boden in greifbarer Nähe, in Reichweite ist. Wir benötigen zur Aufrechterhaltung unseres Gleichgewichtes mindestens zwei Stützpunkte auf der Fortbewegungsoberfläche, sei es für beide Beine, für einen Fuß und eine Hand oder für ein Körperglied und das Auge. An steilen Wänden sucht der Mensch der Ebene zunächst vergebens nach einem waagrechten Fußpunkt für den Sehstrahl, denn auf gewohnte Entfernung liegt alles in der Luft. Erst nach langer Übung begnügt er sich mit dem Dreieck, das er auf die nahe liegenden Gesteinstufen oder Firnswölbungen fällt und das ihn von seiner senkrechten Lage im Raum überzeugt. Ist der Abhang so steil, daß das Auge keinen Halt mehr findet, dann ist der Bergsteiger ohnehin gezwungen, Hand anzulegen. Das Fingergefühl überzeugt ihn noch besser von seiner Standhaftigkeit als der Blick. Wo aber der Gebrauch der Hand ungeeignet ist, wie auf Messergraten,

da verläßt sich der Geübte auf die kurze Grundlinie seiner Schrittlänge. Vorschreitender Fuß und Auge müssen sich wechselseitig ergänzen, dieses, indem es am Gratverlauf Richtung hält, jener, indem er schnell mit der Fluchtlinie Fühlung nimmt. Dies bereitet dem Anfänger große Schwierigkeiten: „Wenn nichts mehr über oder neben mir ist, werde ich vorzugsweise vom Schwindel befallen.“

Die überwiegend psychogene Natur des Höhengschwindels erhellt jedoch u. a. daraus, daß er einerseits durch Alkohol völlig zu beseitigen ist, andererseits aber die Gefährdung eines Freundes die typischen Schwindelphänomene auslösen kann. Manche Bergsteiger vermeiden es deshalb, mit guten Freunden in die Berge zu gehen. Sie wählen als Begleiter einen Menschen, der ihnen innerlich nicht besonders nahesteht, bei dessen Gefährdung sich keinerlei Schwindel zeigt. Bei psychogen Disponierten kann der Höhengschwindel auch bereits in minimaler Höhe einsetzen, wobei optische Momente völlig auscheiden.

Bemerkenswert ist die Analyse von Absturzerlebnissen in ihrer Auswirkung auf die Schwindelfreiheit. Nach einer eingehenden statistischen Untersuchung von Mohrmann haben nur 2,4 Prozent der Alpinisten nach Abstürzen das Bergsteigen wegen Verlust der Schwindelfreiheit aufgegeben. 11 Prozent gaben allerdings zu, daß sie längere Zeit benötigten, um das Erlebnis ihres Unfalls innerlich zu bewältigen.

Dafür ein charakteristisches Beispiel: „Als Kind war ich bis zu einem Alter von etwa acht Jahren sehr ängstlich und schwindlig. Nur sehr ungern und mit großen Hemmungen ging ich z. B. über die Großhesseloher Brücke oder bestieg mit meinen Schulkameraden einen Turm. Trotzdem begann ich schon relativ früh als zehnjähriger Junge mit dem Bergsteigen. Wenn ich auch während der ersten Touren noch Schwindelanfälle hatte, so gelang es mir doch ziemlich bald, dieselben durch Übung zu überwinden, so daß ich eigentlich bis zu meinem Absturz vor einigen Jahren schwindelfrei war. Damals brach mir ein Griff aus, ich flog rückwärts ins Leere hinaus und stürzte mit dem Kopf voran ungefähr 30 Meter nach unten, allerdings am Seil. Weder der Moment des Absturzes noch der des Aufpralls wurde mir bewußt. Erst das Hin- und Herpendeln am Seil machte mich wieder wach (klinische Diagnose: Rippen- und Fersenbeinbruch). Trotz dieser Verletzungen gelang es mir, wenn auch unter Ausbietung meiner letzten Kräfte, vor Einbruch der Nacht noch die nächste Hütte zu erreichen. Auf dem Weg dorthin quälte mich außer den Schmerzen eine bleierne Mattigkeit, ich schwankte unsicher hin und her, die ganze Umgebung schien sich um mich zu drehen. Die steile Felswand kam mir ganz flach vor (Mikropsie). Im Anschluß an diesen alpinen Unfall traten wieder Schwindelgefühle bei mir auf. Schon auf einem kleinen Felsköpferl ergriff mich eine sinnlose Angst, ein unsichtbarer Sog schien mich in den Abgrund zu ziehen, es rauschte in meinem Kopf, ein unangenehmes, nicht genauer zu beschreibendes Gefühl in der Magenegend beunruhigte mich. Es half alles nichts, ich mußte wohl oder übel nach kurzer Zeit diese exponierte Stelle verlassen. Zwei Tage nach dem Absturz bekam ich Magenbeschwerden, die bis jetzt noch nicht vollkommen verschwunden sind und ab und zu immer wieder stärker aufflackern. Der Schwindel verschwand nach einem Jahr während meines Einsatzes als Gebirgsjäger vollkommen, wobei mich die Gefahren des Krieges wirksam unterstützten. Meine Aufmerksamkeit wurde eben durch viel wichtigere, lebensbedrohlichere Dinge beansprucht als durch den Schwindel.“

Bei den Magenbeschwerden, die zwei Tage nach dem Absturz begannen, handelt es sich um eine Konversion des Affekts ins Körperliche. Die Entladung der übermäßigen Spannungen (Affekte) scheint dem Prinzip des geringsten Widerstandes zu folgen und geschieht auf jenen Bahnen, deren Widerstände herabgesetzt worden sind. Man spricht dann vom „somatischen Entgegenkommen“. Ein Ort des geringeren Widerstandes beim Bergsteiger ist ja nicht selten aus leicht ersichtlichen Gründen der Magen.

Psychologisch merkwürdig ist, daß sich gerade leichte Unfälle auf die Schwindelfreiheit besonders schwer auswirken. Umgekehrt ist der Grad der Nachwirkung auf unsere Psyche umso geringer, je größer die Möglichkeit des tödlichen Ausganges. Daß dies entscheidend ist

und die rein körperlichen Folgen (langes Krankenlager, große Schmerzen) nicht ins Gewicht fallen im Vergleich zur Bedeutung des seelischen Schocks, ist aus dem folgenden Erlebnisbericht eindeutig zu entnehmen:

„19. . stürzte ich zum erstenmal 30 Meter tief im Wilden Kaiser ab. Ich rutschte damals plötzlich aus, verlor festen Boden unter den Füßen; jetzt ließen natürlich auch die Hände los. Während des Sturzes sah ich noch die Seitenbegrenzungen der Rinne an mir vorbeisaulen. Instinktiv spreizte ich Hände und Füße, wodurch ich irgendwo hängen blieb. Dies bewahrte mich vor dem sicheren Tod. Die einzelnen Aufschläge verspürte ich als dumpfes Gefühl, ebenso den letzten Aufprall. Obwohl ich mir sämtliche Fingerspitzen blutig gerissen hatte, überall am Körper große Fleischwunden klappten, bemerkte ich anfangs überhaupt keine Schmerzen. Diese stellten sich erst allmählich nach zehn Minuten ein. Mit den letzten Kräften schleppte ich mich auf eine Grasbank, die in unmittelbarer Nähe war und versank sofort anschließend etwa eine halbe Stunde in tiefe Bewußtlosigkeit. Nach dem Aufwachen fühlte ich mich nun wie zerschlagen. Dieser Sturz hatte nicht die geringsten Schwindelercheinungen zur Folge. Diese stellten sich erst einige Zeit später nach einem viel ungefährlicheren alpinen Unfall ein. Dabei war die Ursache des Absturzes das Ausbrechen eines Griffes in der Wand. Der Flug wurde immer langsamer, weicher, wie im Federbett, und ich hing schließlich am Seil. Außer einigen Hautabschürfungen war mir diesmal nichts Ernstliches passiert. Anschließend konnte ich zwar mit Mühe und Not noch eine leichte Kletterstrecke überwinden, aber auf dem Grat bekam ich Angst, Kniezittern, alles erschien mir etwas verschwommen. Diese Hemmungen verließen mich auch während der folgenden Touren nicht. Auch klettertechnisch einfache Stellen konnte ich nicht mehr bezwingen. Erst nach ungefähr drei Monaten erreichte ich durch oftmaliges Training und mit einem starken Willen meine frühere Abhärtung gegen den Blick in die Tiefe wieder.“

M. erklärt diese Paradoxie folgendermaßen: Ein schwerer Sturz mit fast sicherer Aussicht auf den Tod führt schon während des Sturzes zur Resignation, zur Aufgabe des Ichs und zu einem Gefühl der Freiheit und Erlösung. Der Stürzende schließt mit dem Leben ab. Überlebt er den Unfall, so ist die ganze Katastrophe psychisch für ihn erledigt. Bei leichten Stürzen aber bleibt der Alpinist der Wirklichkeit verhaftet und der psychische Schock tritt mit voller Stärke in Erscheinung, so daß die Schwindelfreiheit vorübergehend oder dauernd verloren geht.

Im Anschluß an die Einzelanalyse des Höhenwindels interessiert vor allem noch, welche Alpinisten vorzugsweise von ihm betroffen werden. Dabei stellt sich heraus, daß es nicht etwa syntone, ausgeglichene und nervenstarke Naturen sind, sondern gerade umgekehrt nervöse Typen von schizoidem oder schizoid-athletischem Habitus, Menschen mit Neigung zu depressiven Verstimmungen und nervösen Angstkrüfen. Im Rahmen der konstitutionellen Nervosität kann die diffuse Lebensangst ins Bewußtsein treten als Labilität der räumlichen Einordnung, zumal der Gleichgewichtssinn bis an die Grenzen des möglichen belastet wird. Die Angst aus der Lebenssphäre wird, allerdings nur für eine beschränkte Zeitspanne, bei manchen vielleicht nur für Stunden oder Tage, in Objektangst, in Raumangst gewandelt und so nicht nur konzentriert und objektiviert, sondern auch an Bedingungen geknüpft: Sie tritt nur auf an exponierten Stellen. Während man im Zustand der Angst in der Regel nicht weiß, wovor man Angst hat, weist Furcht auf eine bestimmte Gefahr oder Unannehmlichkeit hin. Personen mit ungeklärten Angstgefühlen sind besonders dadurch gemartert, daß sie nicht wissen, wovor sie Angst haben.

Diese diffus verteilte Angstlichkeit, die im täglichen Leben nicht so leicht angegangen werden kann, wird beim Bergsteigen in der konzentrierten Form der Raumangst technisch überwunden. Hierzu die Selbstbeobachtung eines psychologisch vorgebildeten Alpinisten: „Von Natur aus nervös veranlagt, mußte ich oft gegen die Angst vor dem Herunterfallen ankämpfen. Manchmal stieg ich sogar absichtlich in Wände ein, denen ich nicht ganz gewachsen war, um den inneren Schweinehund durch die bergsteigerische Tat zu über-

winden. Nach erfolgreicher Lösung der gestellten Aufgabe stieg das Selbstvertrauen ganz bedeutend. „Du bist ein Kerl, du hast es geschafft.“ Das Bergsteigen dient also bei differenzierten Männern zur Überwindung der Angst, bedeutet Exponierung der Persönlichkeit zur eigenen, oft eingebildeten Werterhöhung. Deshalb finden sich auch unter den Bergsteigern so viele leptosome Konstitutionstypen mit ihrer schizothymen Veranlagung, man kann ohne weiteres sagen, erheblich über 50 Prozent. Keine Pykniker sind unter den Bergsteigern nur äußerst selten anzutreffen.“

Diese Erkenntnis scheint auch für die psychologische Wertung anderer gefährlicher Sportarten gültig zu sein. Als die Triebfedern zum Bergsteigen dürfen wir bei ausgesprochenen „Höhenschwindlern“ neben anderen, die hier nicht zur Debatte stehen, Lebensangst, Lebensunsicherheit, depressive Verstimmungszustände, Nervosität, vielleicht auch ein Bedürfnis zum Ausgleich von Minderwertigkeitsgefühlen annehmen. Zur allgemeinen Verbreitung derselben und damit indirekt auch zur Förderung des Alpinismus hat nicht zuletzt der gewaltige Aufschwung von Industrie und Technik sowie die beiden Weltkriege beigetragen.

Die Frage nach einer Möglichkeit der Vermeidung oder Zurückdrängung des Höhenschwindels kann wohl in vielen Fällen in positivem Sinne beantwortet werden, ist er doch, im Gegensatz zur Seekrankheit, überwiegend psychogener Natur. Nur in ganz schweren Fällen ist kein Erfolg zu erwarten. Für Anfänger oder etwas labile Bergsteiger ist es dringend ratsam, vorbeugend alles peiniglich zu vermeiden, was zu einer Prädisposition für den Höhenschwindel führen könnte, Menschen, die schon einmal eine vasomotorische Otavuskrise (Meniere) durchgemacht haben (Erkrankung des Innenohrs, die mit Anfällen von heftigem Schwindel, Taubheit, Ohrensausen, Übelkeit und Erbrechen einhergeht), sind vor dem Bergsteigen zu warnen, da die Wiederholung eines Anfalles nicht abgesehen werden kann.

Zur Bekämpfung des Höhenschwindels empfiehlt sich eine bewusste Ablenkung von dem auf den Neurolabilen überwältigend verwirrend wirkenden Gesamtpanorama durch aktive Einstellung und genaue Betrachtung von Einzelheiten des Panoramas, also nicht durch Umgehung, sondern durch Übung der als schwierig empfundenen Lage.

Es ist überhaupt angebracht, das erzieherische Moment der Übung nicht außer acht zu lassen. Man soll den Schwindligen diejenigen Positionen und Situationen, denen er ängstlich aus dem Wege geht, systematisch aussuchen lassen. Für diese langsame Gewöhnung durch das wiederholte längere Herabschauen von einem Hausdach, Kirchturm oder Felsen ist selbstverständlich ein großes Maß von Willenskraft notwendig.

Hierfür bietet Goethes Kampf gegen den Schwindel, über den er selbst in „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, ein klassisches Beispiel:

„Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuwehren, und zwar weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturmes und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Geviert haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zieraten der Kirche uns alles, worauf und worüber man steht, verbergen. Es ist völlig, als wenn man sich auf einer Montgolfiere in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Vorteil gezogen.“

Wird man mitten in der Wand vom Schwindel überrascht, so wird gewöhnlich nichts anderes übrig bleiben als zunächst einmal die Ausbreitung dieses seelischen Zustandes,

den „Circulus vitiosus“ durch Ablenkung zu unterbrechen und den Rückweg anzutreten, wie es nachfolgender Erlebnisbericht eindrucksvoll schildert:

„Eines Morgens ging ich nach einem Gelage am vorherigen Abend ungefrühstückt eine Wand an, bei der es schon von vornherein fraglich war, ob ich sie bezwingen würde. Etwa in der Hälfte der Wand merkte ich, daß ich nicht mehr nach unten schauen konnte. Ich hatte das Gefühl, als ob sehr viel Luft unter mir sei. Eine maßlose Angst ergriff mich, ich bekam die ‚Nähmaschine‘, d. h. die Knie und auch die Hände zitterten. Wenn du dich dem überläßt, fällst du nach unten‘, dachte ich mir und setzte mich daraufhin an ein exponiertes Felsplättchen, baute kleine Steinpyramiden und achtete darauf, daß sie möglichst schön und gleichmäßig wurden. Dadurch gelang es mir, die Ausbreitung der Angst zu verhindern. Dann sagte ich zu mir: ‚Jetzt steigst du in aller Ruhe ab. Zwar langsam und mit einer großen Angst kletterte ich wieder abwärts und kam auch glücklich unten an.“

Bewährt hat sich in diesem Falle auch das autogene Training von J. H. Schulz, das allerdings nur unter ärztlicher Anleitung erlernt werden kann.

Der Höhengschwindel, die „Lähmung durch den Abgrund“, kann in gewissem Sinne als zweckmäßige Reaktion des Organismus gegen drohende Gefahr aufgefaßt werden. Die peinliche Empfindung veranlaßt uns, vom Abgrund zurückzutreten und verhindert, daß man sich in allzu gefährliche Situationen begibt. Aber wie jede an sich zweckmäßige nervöse Reaktion bei übererregbaren, „nervösen“ Menschen übermäßig stark und auch bei unpassender Gelegenheit sich einstellt und dann die Gefahr der Situation sogar vergrößert, so zwingt auch hier das Schwindelgefühl den Übererregbaren selbst an gefahrlosen Stellen zu Angstvorstellungen, unzustimmigen Bewegungen und führt durch Aufgeben des Haltes und unsicheres Auftreten den vielleicht tödlichen Absturz herbei.

Vorgeschichtliche Höhenfiedlungen in Südtirol

Von Georg Inner ebner

Wenn wir die urgeschichtliche Besiedlung der Alpen im allgemeinen und die Südtirols im besonderen folgerichtig erkennen und erfassen wollen, so müssen wir uns in erster Linie über die Art des Siedelraumes im klaren sein. Dieser Siedelraum ist durch Lage und Aufbau besonders hervorgehoben und bietet daher Sonderheiten ganz eigener Art, mit denen wir uns vorerst vertraut machen wollen.

Zufälligerweise liegt die Alpenkette fast genau auf halbem Wege zwischen Äquator und Nordpol unserer Erdkugel und vermischt schon dadurch die Eigenschaften des heißen, temperamentvollen, annähernd ständig tag- und nachtglichen Südens mit dem kalten, ernstern Norden mit seinen langen Winternächten und Sommertagen. Dazu kommt, daß gerade in solcher Sonderlage sich ein Bergland als ein ost-west streichender Querriegel aufbaut, das, oft wild zerklüftet, schluchten- und schrofenreich diese Übergangszone noch weiter betont und augenfällig macht. Man spürt hier, wie die Wogen zweier entgegengesetzter Welten, zweier sich unter ganz verschiedenen Umständen entwickelten Kulturen von Norden und Süden gegen den Felsenwall aufeinanderprallen, sich im Losen der Brandung vermischen und Lebensbedingungen schaffen, die die Vor- und Nachteile beider Grenzfälle in sich aufnehmen, vermischen und dadurch in diesem Kontaktgebiet eine eigene und eigenartige Lebensentwicklung verursachen. Durch die Abgeschlossenheit der Täler, durch die bis in die jüngste Zeit vorhanden gewesenen Verkehrsschwierigkeiten, durch die Rauheit des Klimas und die Unwirtlichkeit der Gegend, vollzog sich diese Entwicklung auch viel langsamer als in den im Norden und Süden angrenzenden, verkehrsfördernden Flachländern, und es ist keineswegs verwunderlich, wenn wir hier noch Entwicklungsstufen antreffen, die gleichzeitig im nahen Flachland schon längst überholt waren.

Der Vorgang der ersten Besiedelung ist einleuchtend und schnell erklärt. Von Nord und Süd drangen die ersten Siedler längs der Haupttäler langsam und zögernd flufaufwärts. Nur dem Kühnen blieb solcher Siedelraum vorbehalten, denn der Kampf mit den hier besonders mächtigen und launenhaften Naturgewalten erforderte Mut, Todesverachtung und den vollen Einsatz eines unter den härtesten Lebensbedingungen gestählten Körpers. Besonders aufschlußreich in dieser Hinsicht ist gerade Südtirol, denn hier finden wir das einzige große Quertal, das in seinen Ausläufern gegen Norden bis zum Reschen- und Brennerpaß reicht, wobei letzterer mit seinen 1371 Metern Meereshöhe noch dazu den niedersten Hauptübergang derostalpenkette bildet und damit schon von vornherein zum Mittler zwischen Nord und Süd bestimmt erscheint.

Daß die erste Besiedelung des Eislandes nur schrittweise vonstatten ging, läßt sich an Hand der bisher getätigten Funde einwandfrei verfolgen und nachweisen. Während für das südlichere Trentino schon eine schöne Reihe von jungsteinzeitlichen Höhenfiedlungen nachgewiesen werden konnte, sind für Südtirol selbst trotz eifrigster Forschungen und Bemühungen bisher keinerlei derartige Festsstellungen möglich gewesen. Das vorliegende Fundmaterial reicht nur bis in die Anfänge der Bronze- oder höchstens bis in die jüngste Jungsteinzeit, also bis knapp 2000 Jahre v. Chr. zurück.

Es ist nicht uninteressant, an Hand solcher Funde den Einzugsweg der ersten Siedler wenigstens in großen Zügen zu verfolgen. Er führt die Haupttäler entlang aufwärts bis zu den Übergangsstellen, bevorzugt aber keineswegs die zu damaligen Zeiten fast unwegsame und verschumpfte Talsohle, sondern vielmehr die dieselbe fallweise begleitenden

Mittelgebirgsterrassen, und schreckt auch vor höher gelegenen, an sich aber günstigen Siedelräumen nicht zurück. Jene ersten sagenhaften Bewohner Südtirols, die vermutlich aus Nordafrika stammen, hamitoïder Herkunft sind, und wahrscheinlich über die Iberische Halbinsel und die Seealpen in unser Gebiet eindringen, werden von der Wissenschaft als Ligurer bezeichnet.

Schon noch in der Bronzezeit aber scheinen illyrische Stämme von Norden und Osten her die Alpenhauptkämme überschritten und die Ligurer unterworfen zu haben. Letztere verschwinden mit der Zeit ganz, wobei jedoch jetzt noch nicht geklärt werden konnte, ob sie vernichtet, vertrieben oder von den neuen Eroberern ausgesaugt wurden. In der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends (Hallstattzeit) finden wir jedenfalls in Südtirol reines Illyrertum in all seinen Kulturäußerungen. Erst in der zweiten Hälfte (La Tènezeit) finden sich darin keltische und etruskische Einflüsse. Diese Spätillyrer mit keltischen und etruskischen Einflüssen waren nun jene „Räter“, die die Römer auf ihrem Siegeszug nach Norden im Jahre 15 v. Chr. hier antrafen und unterwarfen.

Zu dieser Zeit war das Land schon weitgehend besiedelt und der Großteil der Siedlungen lag dank der Entwicklung des Bauwesens und der Verteidigungswaffen nun nicht mehr nur auf naturgeschützten Felspfeilern und Klippen, sondern bereits auf sanfteren Anhöhen in den Talniederungen, und ein ausgedehntes Wege- und Pfadnetz vermittelte schon Handel und Verkehr.

Die Urzeitforschung hat sich ursprünglich nur mit den Fundgegenständen und ihrer zeitlichen Einordnung beschäftigt, ohne den näheren Fundumständen und Ortlichkeiten besondere Beachtung zu schenken. Erst in jüngerer Zeit hat man begonnen, sich auch der urzeitlichen Siedelstätten anzunehmen, ihre Lage und ihre Beziehungen zueinander zu erforschen und aus Fund und Fundort, auf den Besiedlungsvorgang, die Siedelart und die dadurch bedingten Kulturaußwirkungen zu schließen.

So kam es, daß auch für das Gebiet von Südtirol wohl verhältnismäßig viele und charakteristische Funde schon seit langem bekannt waren und zeitlich eingereiht werden konnten, während erst im Jahre 1880 die erste Urzeitbesiedlung auf dem Sincichopf bei Meran entdeckt und damit der Grundstein zur urzeitlichen Siedelforschung in unserem Gebiet gelegt wurde.

Seither sind über 70 Jahre vergangen, und dank des Einsatzes emsiger Heimatforscher und mancher günstiger Umstände sind aus dieser ersten entdeckten Siedelstätte deren nun schon über 700 geworden, die man allein für das Gebiet von Südtirol kennt. Von diesen Siedlungen, die dem Verfasser alle durch persönliche Begehung bekannt sind, wurden bereits 522 von ihm eingehend untersucht, vermessen und in allen Einzelheiten beschrieben. Die Fülle des dadurch erhaltenen Materials gestattet bereits wertvolle Schlüsse nach den verschiedensten Richtungen hin. So ergeben sich wichtige Hinweise in bezug auf Siedelart, Siedelform, Mauertechnik, Hausbau, Wehrbau, Wasserversorgung und vieles andere.

Besonders interessant sind viele Flurbezeichnungen, die im Verband von urzeitlichen Siedelstätten gleichartig, dabei aber weit im Lande verstreut auftreten und so direkt zu Zeitnamen werden, die das Auffinden von Wallburgen ganz wesentlich erleichtern. Weit- aus an erster Stelle stehen dabei die Burgstall- und Schleiernamen, die auch unter der Bezeichnung Staller, Verstaller, Stadler, Pirstall, Burg, Birgl, Bircht, Gschleier, Gschlier, Gschlun usw. auftreten, und denen im Trentino Flurbezeichnungen wie Postal, Postel, castelliere, castir, castion usw. entsprechen. Aber auch Ortsbezeichnungen in der verschiedensten Verbindung mit den Stammsilben Kaz-, Krumm-, Kron-, Kropf-, Säb-, Sal- u. a. m. bilden wertvolle Wegweiser für die urzeitliche Siedelforschung. Andererseits hat sich herausgestellt, daß allen unseren Volksagen von untergegangenen Städten, von wilden Männern und saligen Fräuleins, von den Salvangs und Gannes in den Dolomiten, von Heren und bösen Geistern stets ein wahrer Kern zugrunde liegt, und es ist meist gar nicht schwer, an Hand anderweitiger charakteristischer Merkmale die zugehörnde Urzeitbesiedlung aufzufinden.

sie aber immer höher hinauf, und haben gegenwärtig mit 2657 Meter ihre vorläufige oberste Grenze erreicht.

Da es sich bei der vorliegenden Abhandlung nur darum handelt, den Leser mit den eigentlichen „Höheniedlungen“ bekannt zu machen, seien nachstehend nur die über 1000 Meter hoch gelegenen Urzeitstätten, in aufsteigender Reihenfolge höhenmäßig geordnet, angeführt. Ihre gegenseitige Lage im Bezugsgebiet kann aus der Karte (Abb. 2) entnommen werden.

1. 2657 m Burgstall Fanes, Pustertal St. Vigil
2. 2510 m Burgstall Schlern, Vals Schlern
3. 2485 m Pörg-Roterdipighang, Vals Schlern
4. 2439 m Schwarzhorn, Aldein Zochgrimm
5. 2439 m Königsanger Spitze, Klausen/Brigen
6. 2434 m Pflitschjoch, Meran Spronserthal
7. 2298 m Löffnerkreuz-Niglar, Klausen Löffners
8. 2174 m Hezenjessel Pustalich, Kastelruth Eiseralpe
9. 2133 m Burgstall Segten, Segten Kreuzberg
10. 2132 m Weiphornhang, Aldein Zochgrimm
11. 2122 m Wissensteinjoch, Hasling/Sarnthal
12. 1982 m Schnürplatte, Kastelruth Pufels
13. 1910 m Schwanglh, Sarnthal Centersberg
14. 1883 m Lamberg, Eihadtal Lajen
15. 1840 m Roggenkopf, Zenesien/Sarnthal
16. 1805 m Stallegg, Sarnthal Pens
17. 1803 m Kilzarstein, Sarnthal Penjertal
18. 1795 m Vigiljoch, Meran Lana
19. 1776 m St. Martin am Lorberg, Vintchgau Latsch-Goldrain
20. 1772 m Ob Castelalt, Gröden Wolkenstein
21. 1750 m Niedelbühel, Kastelruth Frommer-Unternon
22. 1700 m Castelalt, Gröden Wolkenstein
23. 1651 m Castelaz, Vintchgau Burgeis
24. 1649 m Grindlegg, Ritten
25. 1636 m Pufels, Gröden
26. 1634 m St. Moritz, Ulten St. Walburg-Stuppelwies
27. 1607 m Dreibrunnen, Vintchgau Trafoi
28. 1603 m Burgstalled, Eihadtal Vahrn
29. 1577 m Focherbühel-Plandoa, Eggental Besshofen
30. 1570 m Guggelhöhe, Sarnthal Heinswald
31. 1566 m St. Jakob in Gröden, Grödnertal St. Ulrich
32. 1545 m Verkallerbühel, Zenesien Flaas
33. 1530 m St. Helena, Ulten St. Pantaz
34. 1527 m St. Jakob Lafenn, Zenesien Salten
35. 1517 m Schloß Rotund, Vintchgau Taufers
36. 1502 m St. Anna, Vintchgau Graun
37. 1502 m Burgstall Maistatt, Pustertal Niederdorf.

Während sich nun in den tiefergelegenen Siedlungen vielfach Analogien und Gleichartigkeiten nachweisen lassen und sich dadurch die Möglichkeit einer interessanten Gruppeneinteilung bietet, weisen die hoch- und höchstgelegenen Siedelskätten wohl aus der vielfältigen Natur ihrer Hochlage heraus, derartige Sonderheiten und Unterschiede auf, daß jede als Sonderfall für sich betrachtet und behandelt werden muß.

Um den gegebenen Umfang dieser Abhandlung nicht zu überschreiten, wird die nachfolgende Beschreibung und kritische Beurteilung dieser Hochsiedlungen auf die 11 über der 2000-Meter-Grenze liegenden Urzeitstätten beschränkt. Dies genügt übrigens vollständig, um die Eigenart und den eigenwilligen Charakter solcher Hochstätten genügend zu erkennen und zu würdigen.

Der „Burgstall“ in der Fanesgruppe (2657 Meter)

Der Burgstall in der Fanes ist ob seiner Höhenlage, Einsamkeit und Eigenart, der König all der vielen Burgställe und ein würdiger Vertreter seines Namens. Inmitten des 20 Quadratkilometer großen, gegen Süden zu offen abfallenden und von einem bis an die

3000 Meter ansteigenden Bergzackenlamm umschlossenen Bergkessels von Klein-Janes (in gleicher Weise leicht zugänglich von St. Vigil-Enneberg, St. Kassian-Ormentarola und Cortina-Peutelstein) steigt nahe dem im Nordostrand gelegenen Zehnerkofel (3023 Meter) die Stufenpyramide des Burgstalls allseits freistehend und majestätisch über 100 Meter hoch auf. Im Gegensatz zu den schräg gestellten Kalkschichten der Randberge aus frühem Jurafall erweist sich die durchaus waagrechte Bankschichtung des Burgstalls als jüngerer Bodenrest der späten Jura- oder ersten Kreidezeit.

Im Sattelgelände zwischen Burgstall und Zehnerkofel, versteckt und naturgeschützt, breitet sich nun ein ausgedehntes, geschlossenes, aus mehr oder minder großen Kalkblöden zusammengesetztes Trümmerfeld aus, das nicht die geringsten Spuren einer Vegetation aufweist und in seiner Grobartigkeit direkt infernalisch wirkt. Und doch haben hier einstens Menschen gehaust, wie Funde und Bauspuren nachweisen.

Gleich dem Geleise einer Grottenbahn hebt sich aus dem regellosen Steintrümmerfeld ein kreisbogenförmiger Steinwall von rund 50 Meter Länge, einigen Metern Höhe und im Mittel 4 Meter Kronenbreite heraus. Unschwer läßt er sich in seinem unter den Steintrümmern verborgenen Teil zu einem Kreisring von rund 60 Meter Durchmesser bzw. 200 Meter Umfang ergänzen, der insgesamt eine Fläche von 3000 Quadratmeter einschließt, und in seiner Mitte, wie es scheint, einen heute zu einer flachen Kuppe zusammengesetzten Zentralbau getragen hat.

Oberflächliche Schürungen auf der Wallkrone, im Sattel und auf der Kuppenhöhe des Burgstall ergaben typische Branderde und Scherbenstücke grober Ausführung und Konsistenz, deren Zeitbestimmung mangels charakteristischer Merkmale nicht möglich ist, aber späte Bronze- oder frühe Hallstattzeit vermuten lassen.

Den Funden und der Sachlage nach haben wir es im vorliegenden Falle mit der einstmaligen Akropole der Großraumsiedlung und des Weidelandes von Kleinfanes zu tun, das in seinem ausgedehnten Gebiet mit seinen verschiedenen Höhlen und Kuppen sicherlich noch so manches Geheimnis birgt. Auch scheint dieser Burgstall das Rückzugsgebiet der in den Sagen weiterlebenden Ureinwohner des Landes gewesen zu sein, die hier in dieser weltatgelegenen Einsamkeit vor den fremden Eindringlingen Schutz und Zuflucht suchten; Voraussetzung hierfür war allerdings, daß die klimatischen Verhältnisse der damaligen Zeiten andere und bessere waren.

Der „Burgstall“ auf dem Schlern (2510 Meter)

Dem Namen nach gleich, aber grundverschieden in Lage und Aufbau, ist der Burgstall auf dem Schlern. Während der Janesburgstall eingekesselt im Verborgenen liegt, schaut der Schlernburgstall von hoher Warte weit ins Land. Vielen Alpinisten ist er durch die himmelan zu ihm hinaufführende „Burgstallkante“ ein Begriff geworden, die Bozner Kletterer aber führen ihn seiner Form halber unter der prosaischen Bezeichnung „Krautkopf“ in ihrer alpinen Nomenklatur.

Der Burgstall liegt am nördlichsten Rande der Schlernhochfläche gerade gegenüber der tieferen Santner Spitze, und steigt aus der ebenen Hochfläche wirklich krautkopfartig nur wenige Meter als weithin sichtbare Hügelkuppe auf. Die ganze Kuppenoberfläche ist schön gerundet, kahl, und nur von spärlicher Grasnarbe zum Teil überdeckt.

Kein Mensch würde in dieser kahlen, unscheinbaren Geländeformation ohne die geringsten Reste einer ehemaligen Steinsetzung auch nur auf den Gedanken kommen, hier eine Urzeitsätte zu vermuten. Erst der feine helle Kieselbelag, der die grasfreien Stellen der Kuppenhöhe mancherorts füllt und sich in weiterer Folge als Knochengrus entpuppte, hat zur Entdeckung dieser Station geführt. Dann freilich haben an dieser Stelle durchgeführte Grabungen die prächtig verzierten Tongefäßreste der Laugener-Kultur aus den letzten vorchristlichen Jahrhunderten in reichstem Maße zutage gefördert. Sogar eine römische Münze aus der Zeit des Kaisers Valens (364—378 n. Chr.) hatte sich bis hierher verirrt und bildet heute wahrscheinlich einen der höchsten antiken Münzfunde überhaupt.

Das Merkwürdige an der Sache ist nun, daß sich, besonders in tieferen Musden der Hangseiten Aschenschichten von bis über 1 Meter Stärke vorfinden, die durch und durch von Knochengrus durchsetzt sind. Dies läßt die Vermutung aufkommen, daß wir es hier mit einer urzeitlichen Kultstätte und einem Heiligtum zu tun haben, bei welchem Tieropfer in weitgehendem Maße eine Rolle spielten. Mangels jedweden Baurestes und anderer Anhaltspunkte läßt sich weiteres über diese Urzeitstätte vorläufig nicht einmal vermuten.

Blörg-Roterdsipfhang (2485 Meter)

Ungefähr 4000 Meter südöstlich des Schlernburgstalls befindet sich am anderen Ende der Schlernhochfläche, rund 150 Meter unterhalb der Roterdsipfe (2655 Meter), an deren Nordwesthang eine weitere Urzeitstätte, die durch Funde von Toncherben, einer späten Armbrustjibel und sogar einer Feuersteinspiefspize jungsteinzeitlicher Form als solche erwiesen erscheint. Die Siedelfläche selbst ist unausgeprägt, vollkommen kahl, mit vereinzelt Graspolstern und dazwischengeschalteten freien Bodenstellen; sie liegt in feichtem Hang und trägt keinerlei besondere Merkmale, so daß ehemalige Form und Art vorläufig noch nicht rekonstruierbar sind. Da sich auf der Schlernhochfläche noch weitere urzeitverdächtige Formationen und Flurnamen wie Kranzes und Kranzespek vorfinden, und außerdem auf dem Schlernboden in zentraler Lage eine dem hl. Kassian als erstem Bischof von Säben und Patron der Diözese Brixen geweihte Kapelle aufscheint, ist trotz des bisherigen Fehlens weiteren Fundmaterials mit Sicherheit anzunehmen, daß die ganze Schlernhochfläche schon in grauer Vorzeit in ihrer ganzen Ausdehnung besiedelt gewesen war.

Schwarzhorn (2439 Meter)

Wer unter den Bergfreunden Südtirols kennt nicht das kalkhelle Weißhorn und die porphyrdüstere Pyramide des Schwarzorns mit dem verbindenden Wiefensattel des Jochgrimm, die als Wahrzeichen des Kegglsberges weitem in die Lande schauen? Auch hier haben Urzeitfunde vom Jochgrimm aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (sogar ein heute verschollenes Bronzemesser befand sich darunter) und die an diesem Gebiet haftenden Sagen vom Riesen Grimm Vorzeitgeschehen auch an dieser hochgelegenen Stelle vermuten lassen. Aber erst einer jüngsten Zeit blieb es vorbehalten, auf der Spitze des Schwarzorns selbst durch reichliche Scherbenfunde und aufgedeckte Baureste eine richtiggehende Wallburganlage nachzuweisen. Im Gegensatz zu allen angeführten Urzeitstätten haben wir es hier mit einer Wohnsiedlung zu tun, die nach außen hin durch einen Ringwall, an der gefährdeten Seite sogar durch einen Doppelwall geschützt war, und in ihrem Innern eine ganze Reihe von Wohngruben aufweist. Die dreieckförmige Kuppenfläche selbst ist mit ihren rund 1000 Quadratmetern verhältnismäßig klein und durch die Geländeformation bedingt, die Hangflächen sind überall ausnehmend steil abfallend und die Siedlung daher weitgehend schon von Natur aus geschützt; das Schönste aber ist die Fernsicht, die ungehemmt vom Bondone im Süden über Presanella-Adamello, die Ortlergruppe, Ötztal und Stubai, Zillertal, Schlern und Rosengarten bis zu den Fleimser Bergkämmen reicht. Auch hier haben wir eine Akropole vor uns, die souverän das weite Weidegebiet von Lavazè-Jochgrimm beherrschte und nicht zuletzt auch als Schutzberg in gefährlichen Zeiten gedient haben mag.

Königsanger Spitze (2439 Meter)

Im vorliegenden Falle treffen wir ebenfalls auf eine auf kahlem, freistehendem Berggipfel liegende, gut ausgeprägte Urzeitsiedlung, die mit jener auf dem Schwarzhorn gewisse Ähnlichkeiten und bis auf den Meter genau dieselbe Höhenlage aufweist. Der Siedelraum ist auch hier umwallt, es finden sich darin Wohngruben und teilweise noch Reste von geschichtetem Mauerwerk. Die Feststellung einer Branderschicht und Funde urzeitlicher Toncherben ergänzen das Siedelbild.

Gegenfänglich zum Schwarzhorn mit seinen ebenen Weidegründen von Lavazè-Sochgrimm hütet die Akropole des „Königsanger“ die ebenfalls ausgedehnten, aber steil gegen den Linnebachgraben nach Laxjons-Klausen hinabstreichenden, geschlossen sich breitenenden Anmflächen.

Psittschjöch — Psittschüchel

Ganz anderer Art scheint Sinn und Zweck einer unzweifelhaften Urzeitstätte zu sein, die im obersten Spronser Tal in der Terzelgruppe ober Meran liegt und knapp über dem Weidegebiet des Psittschsees als Psittschjöch zusammen mit dem Taufen (auch dieser Name ist stark urzeitverdächtig) den Übergang ins Burggrafentum vermittelt.

Viele Hunderte von mehr oder minder großen „Schalen“, die in den hier überall breit und angenähert waagrecht hingelagerten Gesteinstrümmernplatten von Menschenhand hineingearbeitet worden sind, lassen auch den Laien einen Hauch von Vorzeit spüren.

Wenn man bedenkt, daß solche „Schalensteine“ der verschiedensten Größe und Ausfühungsart auf vielen, auch fernab von allem Kulturgeschehen liegenden Wallburggründen anzutreffen sind und scheinbar verschiedenen, heute noch nicht einwandfrei geklärten Vorzeitkulten dienten und man noch dazu weiß, daß diese Stelle auf halbem, über achttündigem Weg von Pfelbers im hintersten Passeier nach St. Peter in Tirol die Totenkraft gebildet hat für alle jene, die von dorther bis vor noch nicht allzulanger Zeit zu ihrer letzten Ruhe getragen wurden, so geht man sicher nicht fehl, wenn man auch ohne bisherige Beweisfunde zum Schluß kommt, daß sich hier urzeitliches Kultgeschehen bis in die jüngste Zeit hinein ausgewirkt hat.

Laxjoserkreuz — Niglar (2298 Meter)

Das sogenannte Laxjoserkreuz in der Flur Niglar ist heute eine dem Hl. Kreuz geweihte Wallfahrtskirche, die an zentraler Stelle im Kamm der Sarntaler Alpen an einem der Übergänge vom Sarntal ins Eisacktal an aussichtsreicher Stelle liegt. Diese Jochübergangsstelle, die sich bezeichnenderweise an den Fuß der 300 Meter darüber aufragenden „Kassiansspitze“ (2581 Meter) schmieg, ist auch heute noch das Ziel der verschiedensten Kreuzgänge, die von weither (Willnöß, Klausen, Laxjons, Durnholz, Reinswald, Sarnthein, Pens, Schalbers, Pfeffersberg usw.) dahin pilgern, um sich besonders am Magdalenenstag (22. Juli) zu einer Großkundgebung des Glaubens zu verdichten. Wenn auch für diesen Punkt der restlose Fundbeweis einer urzeitlichen Kultstätte bisher noch nicht erbracht werden konnte, so liegt doch die sehr begründete Vermutung nahe, daß hier einstmals, ähnlich dem Grottenheiligtum von St. Martin am Vorberg im Vintschgau, eine heidnische Kultstätte bestanden hat, die bei der Christianisierung des Landes in einen christlichen Wallfahrtsort umgewandelt wurde, dessen Anziehungskraft aber noch eindeutig den einstigen Ursprung verrät.

Der „Hexensessel“ auf dem Puslatz (2174 Meter)

Eine ganz eigenartige Station liegt auf dem höchsten Punkt des der Seiseralpe gegen das Eisacktal zu vorgelagerten Ruppe des Puslatz. Sie ist aus submarinem Ergußgestein der Triaszeit aufgebaut, und die dort senkrecht gestellten, basaltähnlichen, fünfkantigen Säulen des Mugitporphyrits erwecken mit ihren zutage tretenden Kopfstellen den Eindruck eines künstlichen Steinpflasters. Am nördlichen Steilrand, der auf Kastelruth-St. Michael niederschaut, ist nun, wie die Steinbearbeitung einwandfrei zeigt, ein künstlicher und breiter Doppelsitz mit tieferliegender Fuhrkraft ausgebrochen, der im Volksmund die Bezeichnung „Hexensessel“ trägt. Dieser Punkt weist ob seines Namens und durch seine Ausgestaltung deutlich in die vorgeschichtliche Zeit, zumal sich auch in der Nähe (Schnürplatte-Pufels und Niefelbühel-Unternon) Urzeitfiedlungen nachweisen ließen. Besonders erwähnt sei hier, daß gerade in dieser Gegend durch die Eisenhaltig-

keit des Magnetporphyrits eine derartige magnetische Störung verursacht wird, daß die Kompaßnadel in Bodennähe restlos versagt.

Unvergleichlich ist auch hier wieder der Ausblick, der das ganze untere Eisacktal mit all seinen Randbergen beherrscht und in demjenigen, der sich seinem Zauber überläßt, das Gefühl von uralter Landnahme, Volksthading und Rechtspruch aufklingen läßt. In gewissem, ins Vorgesichtliche übertragenen Sinn erinnert dieser eigenartige Herrensessel an den Herzogstuhl auf dem Jossfelde in Stärnten.

Der „Burgstall“ in Sexten (2133 Meter)

Als dritter im Bunde der höchsten Burgställe gesellt sich der Burgstall von Sexten, der für das Gebiet des Kreuzberges dem Janesburgstall ebenbürtig zur Seite steht. Auch hier finden wir gleicherweise einen, weil niedriger liegend und grasbestanden, freundlicher wirkenden Kuppentopf mit wohngrubenartigen Mulden, der von dem südwärts anschließenden Berghang durch eine Steilmulde getrennt ist. Letztere weist gleich wie beim Janesburgstall ebenfalls einen Wallring auf, der hier wie dort nur zum Teil aber dafür deutlich in Erscheinung tritt, während der größere Restteil heute auch hier unter nachgestürzten Steinmassen begraben liegt. Schwärzeste Branderde an allen Stellen der Wallmauerführung, stellenweise in mächtiger Schicht, beweisen, wenn auch sonst fundleer, im Verein mit dem Burgstallnamen die urgeschichtliche Bedeutung dieses Platzes.

Weißhornhang (2132 Meter)

Wie schon bei der Beschreibung der Siedlung auf dem Schwarzhorn erwähnt ist, befindet sich im Großsiedelraum von Jochgrimm auch auf der Seite des Weißhorns eine urzeitliche Siedelstätte. Sie liegt am Südhang des Weißhorns auf einer unscheinbaren und vom Jochgrimmsattel wenig wahrnehmbaren, aber trotzdem gut ausgeprägten Kuppe, die in halber Höhe aus dem Weißhornhang vorspringt und mit ihm durch einen 10 Meter tief eingesenkten, mit Gebüsch und Gras bestandenen Sattel verbunden ist. Auf der Kuppelhöhe finden sich spärliche Wallreste, im Satteltal trifft man auf eine wohlangelegte Reihe von Wohngruben. Oberflächliche Schürfungen ergaben Branderde und spärliche Tonscherben fraglicher Zeitstellung. Vermutlich, oder man kann wohl sagen sehr wahrscheinlich, befand sich auch auf der Kuppelhöhe des Weißhorns selbst (2316 Meter) eine urzeitliche Siedlung, doch konnte für dieselbe bisher noch kein Nachweis erbracht werden.

Riffensteinjoch (2122 Meter)

Das breit hingelagerte und wenig in Erscheinung tretende Riffensteinjoch verbindet das Kulturgebiet von Hasling-Kirchsteigeralm mit dem Penserthal bei Oberstückl, und scheint einstmals große verkehrstechnische Bedeutung gehabt zu haben. In mancher Hinsicht weist es Ähnlichkeiten mit dem vorbeschriebenen Pfitschjochl auf. Hier haben wir einen ganz mächtigen Steinkloß auf der Bergseite nahe dem Gatter, das im Sattelpunkt den Übergang von der Gemeinde Meran-Hasling zur Gemeinde Sarntal-Vens bildet. Auf diesem Steinkloß finden sich, ähnlich wie am Pfitschjochl, eine Unmenge von Schalen künstlich eingearbeitet, die man auch hier als einwandfrei urgeschichtlich ansprechen kann. Beweiskräftige Funde fehlen bisher, doch spricht dieser Stein, verschiedene hierher verlegte Herrensagen und nicht zuletzt die im Volke überall verbreitete Ansicht vom ehemaligen Bestand eines Heidentempels an Stelle der heute sonst unbegründet inmitten einer Steinwüste liegenden, nahen Lösswaldkapelle wohl eindeutig für die vertretene Ansicht.

Damit ist unsere gegenwärtige Kenntnis von mehr oder minder sichergestellten Urzeitsiedlungen über 2000 Meter Meereshöhe in Südtirol vorläufig erschöpft. Es besteht aber ganz begründete Aussicht, daß noch weitere solcher Höchstsiedlungen entdeckt werden, ja daß vielleicht deren Obergrenze, wenn auch nicht um vieles, so doch noch um einiges

emporgeschraubt werden kann. Damit rundet sich aber immer mehr das Bild über die Ursprünge der Besiedlung Südtirols, und immer mehr lichtet sich das Dunkel, das vor noch nicht allzulanger Zeit über einem der wichtigsten Lebensabschnitte des Südtiroler Landes lag.

Sinweisende Literatur

1. „Vorgeschichtliche Siedlungsfunde auf der Hochfläche des Schlern“ (Dr. Karl W. Mayr) „Der Schlern“ 1946, S. 9.
2. „Wallburgenforschung in Südtirol“ (Dr.-Ing. Georg Innerebner) „Der Schlern“ 1946, S. 340.
3. „Der Hengenjessel auf dem Pufflatsch“ (Dr.-Ing. Georg Innerebner) „Der Schlern“ 1947, S. 113.
4. „Schalensteine in Südtirol“ (Dr. Franz Haller) „Der Schlern“ 1947, S. 268.
5. „Schwarz- und Weiskorn als Urzeitstätten“ (Dr.-Ing. Georg Innerebner) „Der Schlern“ 1950, S. 265.
6. „Eine frühgeschichtliche ‚Opferstätte‘ auf dem Königsangergipfel“ (L. Oberrauch, Gries) „Der Schlern“ 1951, S. 426.
7. „Der Burgstall in der Fanesgruppe“ (Dr.-Ing. Georg Innerebner) „Der Schlern“ 1953, S. 292.

Anschrift des Verfassers: Dr. Georg Innerebner, Bozen, Wintlerstr. 17.

Die Alpensage, ihre Grundmotive und Gestalten

Von Erifa Schwarz

Die Alpen sind in ihrem Reichtum an Formen und Farben, an großen Geschehnissen und Naturgewalten, an Stimmungen, Eigenart und Ausdrucksmitteln unerforschlich. Immer wieder ist etwas Neues zu entdecken, es gibt keine Wiederholung eines Vorganges ohne andere Gestaltung, dem Beharrenden ist der Reiz der Veränderung, des Wechsels gegenübergestellt. Es ist selbstverständlich, daß diese Vielfalt Einfluß auf den Menschen nimmt und seine Phantasie belebt, anregt und zu den verschiedensten Schöpfungen veranlaßt.

Die ersten Siedler in den Bergräumen standen dem Gebirge keinesfalls mit stumpfem Gleichmut gegenüber. In vielen Erscheinungsformen und Ausdrucksmitteln glaubten diese Menschen die Allmacht des höheren Wesens zu spüren. In nie geschauter, nie betretener Höhen erhoben sich damals die Alpengipfel, und in der Vorstellung der Menschen wurden diese Höhen zu einer anderen Welt. Wolken zogen über die Berge, sie verhüllten die Gipfel, sie woben ein Geheimnis um sie und spannen Höhe und Tiefe in ihr blindes Grau. Wolken zerrissen, lösten sich auf, gaben die Sicht frei, Nebel stiegen und fielen, Sonne, Sturm und Schnee brachten ewigen Wandel. Gestirne und Elemente waren hier wesenhafter, und es schien als stünden die Berge, Mittler zwischen Himmel und Erde, in engerer Beziehung zu ihnen. Manches, was nicht mit Augen zu sehen, mit Händen zu greifen war, trieb sein heimliches Wesen, es stieg aus Schluchten und verborgenen Klüften und kam aus nebelverhangenen Höhen.

Die angeregte Phantasie beschäftigte sich mit diesen Vorgängen und Geheimnissen. Es hatten bereits die Naturvölker in der vorchristlichen Zeit die unerforschten Höhen zum Wohnsitz ihrer Götter gemacht. Die asiatischen Gebirge waren die Hochburgen der Überirdischen oder sie waren, wie der Berg Sinai, Mittler zwischen Menschen und Glaubenslehre. Griechenlands Götter thronten auf den Höhen des Olymp und nahten sich von dort aus den Menschen: ein großer Teil der griechischen Mythologie erscheint als Bergsage: Götter, Halbgötter, Niesen, Mufen, Furien, Fabelwesen, gehört, geflügelt und geschwänzt, Mittelthing zwischen Mensch und Tier, bewegten sich durch die Bergwelt und erfüllten sie mit Spuk und Zauber, symbolisierten Naturgewalten oder verliehen unverstandenen Vorgängen Sinn und Deutung.

Auch der frühe Siedler in den Alpen war von solchen Vorstellungen erfüllt. Beweis dafür ist die mythologische Sage, die in unzähligen Arten durch das ganze Gebiet verbreitet war und die heute noch lebendig ist. Sie wurde im Alpenbereich bewahrt und überliefert, die Bewohner konnten sich von den alten Vorstellungen nicht lösen. Germanische Erscheinungen in Menschen- und Tiergestalt gehen um, der Atem der heidnischen Gottheiten weht durch die Überlieferungen: hier ist es das Wilde Gjad, das in den zwölf Nächten über die Gipfel rast; die Klödl- oder Klöpfelzsnächte, von Steiermark und Franken bis Basel nachweisbar, gehen auf Donar zurück, der nächtens mit dem Hammer gegen die Tür schlägt, Perchten und Perchtinnen wandeln durch viele Gesichten, in Denken und Tun ist Spuk, Abwehrzauber und Dämonenglaube lebendig.

In unzähligen Abwandlungen tritt der Mythos vorchristlicher Zeit aus den Spalten und Falten des Gebirges und bringt Kunde von den alten Göttern.

Die mythologischen Sagen haben verschiedene Grundmotive, die ständig wiederkehren. Eine große Rolle spielt die „Seelenjagd“, die in allen Berggebieten verbreitet ist. Sie beschäftigt sich mit dem Fortleben nach dem Tode. Menschen, die während ihres Lebens eine Schuld auf sich geladen haben, finden nach dem Tod keine Ruhe — im Gegensatz zur christlichen Religion, wo Himmel, Hölle oder Fegefeuer auf die Seele warten — in dunklen und bangen Mächten treibt es sie umher, letztlich wieder zu dem Ort ihres einstigen Vergehens. Unerlöste zeigen sich in den seltsamsten Erscheinungsformen; manchen Umherwandelnden ist Gewalt über die Menschen gegeben, während andere von der guten Tat der Lebenden abhängig sind: schon ein Wort des Dankes kann ihnen Erlösung bringen.

Eine bezeichnende Seelenjagd aus der Schweiz: „Auf der Stuzalpe in Graubünden ist jeder Senn ängstlich bedacht, seinen Kühen genügend Salz zu geben, denn sonst kommt das Nebelmännlein. Dieses trägt einen breiten Hut, Holzschuhe, eine weiße Jacke und eine große Tasche, in welcher es eine große Menge Salz mit sich führt. Jeder Kuh bietet das Nebelmännlein Salz an, doch keine Kuh kann dieses sehen, wie auch das Vieh niemals seine flehentlichen Lockrufe vernimmt. Früher, so heißt es, war das Nebelmännlein ein nachlässiger Hirt, der aus Geiz und Eigensucht seinem Vieh oft das Salz entzog. Zur Strafe muß das Nebelmännlein so lange bei Nebel über die Triften gehen, bis das Vieh endlich seinen Ruf vernimmt.“

Aus Bad Reichenhall: „Zwischen Reichenhall und dem Thumsee, bei den Sieben Palven, ist es nicht geheuer, und man kann in der Nacht das Waidwiesentweiblein umgehen sehen. Es ist eine kleine, alte Person, die auf den Schultern einen flachen, schwarzen Hut trägt; in der Hand hält es eine Pfanne. Oft schon hat das Waidwiesentweiblein nächtlichen Wanderern den richtigen Weg gewiesen, ohne ein Wort der Anerkennung von ihnen gehört zu haben. Einmal geschah es, daß einem Fuhrmann in der Nacht das Wagenrad brach, der Mann sah sich hilflos seinem Schicksal preisgegeben. Da erschien die Alte, und in ihrer Pfanne hütete sie ein Klümmlein, das dem Fuhrmann leuchtete. So konnte er den Schaden beheben und weiterfahren. ‚Tausend Dank‘, rief der Fuhrmann dem Waidwiesentweiblein zu. ‚Ist mir ein Dank schon genug‘, entgegnete die Alte, die nicht mehr gesehen wurde.“

Der mythologische Sagenkomplex schließt die vielen Hausgeister ein, die schicksalshaft dem Haus und Berghof verbunden sind. Da dem Bergmenschen die Alm genau so am Herzen liegt wie die Behausung im Tal, lag es nahe, die Weideplätze, Almen und Alpen mit einem zwerghaft und geisterhaften Volk zu besiedeln. In vielen Geschichten treibt der böse Kunter sein Unwesen und verzauberte ganze Umgebiete, der übermütige Schranel und die Schratzen geisterten herum, auch geschäftige und listige Bergwichtel, die in der Almhütte Unterschlupf suchen. Die freundlichste Gestalt, die in der Sage noch gegenwärtig ist, sehen wir im Kasermandl, das während des Winters in der verlassenen Hütte haust und aus spärlichen Resten, die ihm der Senn oder die Sennerin übrig ließ, seine Nahrung kauft. Zum Dank beschützt es die Alm, doch beim ersten Glockenton, den es im Frühsommer vernimmt, muß es die Hütte verlassen.

Ein Grundelement der Alpensage ist die Verzauberung. Menschen, Tiere, Wiesen und Weiden, ja, ganze Berggebiete werden verzaubert. Ein Kopf ohne Kopf spukt durch das Tal, im Wald hört man den „wilben Geißer“ pfeifen, grauenhafte Hunde treiben sich umher, Hasen, Füchse, Hermelins und andere Tiere kreuzen als verzauberte Wesen den Weg des Menschen. . .

„Einmal fand ein Mann aus Südtirol im Wald einen angebundenen Fuchs. Er ging auf das Tier zu, um es zu erschlagen. Weil aber der Fuchs gar so bittende Augen machte, empfand der Mann Mitleid. Er besetzte das Tier von seinen Fesseln und ließ es laufen. Viele Jahre später kam der Mann in ein Wirtshaus. Zu seinem Erstaunen wurde er

von der Wirtin sonderlich freundlich aufgenommen und mit Speis' und Trank köstlich gelabt. Als der Mann seine Zechen bezahlen wollte, nahm die Frau keinen Heller an. Sie meinte, es sei an ihr, eine Schuld abzutragen. Sie wollte mit der Sprache nicht heraus, aber der Mann fragte sie so lange, bis sie ihm sagte, daß sie einmal in einen Fuchs verzaubert gewesen sei und er sie durch sein Mitleid errettet habe."

Durch zahlreiche Sagen gehen Holde und Unholde und treiben ihr verborgenes Wesen. Es sind vermenschlichte Naturerscheinungen, zuweilen auch Gestalten, die aus dem Aberglauben entstanden sind. Viele von ihnen sind jahreszeitlich gebunden. Nennen wir den Alperer, den Billwizschneider, die Bercht, die Trud, die Alben. Die Holden bezeigen dem Menschen wohlwollende Gesinnung, während die Unholden eine zwiespältige Natur haben. Diese Sagen reihen sich ebenfalls in das mythologische Gedankengut ein und sind überall in den Alpen heimisch.

Ein Beispiel aus dem Wallertal: „In einem Stall im Wallertal geschah es, daß während des Abendmilkens eine Schlange hervorkroch. Die Melker verhielten sich abwartend und ruhig und deshalb tat auch das Tier nichts Urges. Am nächsten Abend kam die Schlange wieder, und die Tochter des Bauern stellte ein Näpflein mit Milch hin. Die Schlange kostete die Milch und leerte das Näpflein bis zur Reige. Von da an stellte sie sich regelmäßig ein, und immer erhielt sie eine kleine Labung. Sie wurde dabei ganz vertraut. Eines Tages, als die Bäuerin ihr jüngstes Kind vor das Haus trug und es dort niederlegte, kam die Schlange und legte dem Kind ein goldenes Krönlein in den Schoß."

Vor allem sind es Riesen und Zwerge, die in Höhlen und Schluchten, oft auch im geheimnisvollen Innern des Berges haufen und dann auf einsamen Wegen, bei Tag oder auch bei Nacht, mit den Menschen in Verbindung treten. Auf dem Theodulpaß am Matterhorn stand eine Stadt der Riesen; der Riese Haymon lebte im Unterinntal und erbaute später das Kloster Witten, in Graubünden weiß man von den Wilden Männlein zu erzählen. Aus dem Martelltal kommt eine Sage von einem Wildfräulein, die ebenfalls zu dieser Gattung zu rechnen sind. König Laurin war ein Zwerg, und Zwerge waren es, die dem grausamen Wäze zum Verhängnis wurden: „Vor uralten Zeiten herrschte über Bayern und Salzburg König Wazmann, welcher seine Untertanen grausam bedrückte und quälte. Seine Burg hatte er in der Nähe des Königsees. Eines Tages ließ er in teuflischer Luft die armen Bauern vor den Pflug spannen und durch seine Hunde antreiben. Einer von den Bauern stieß eine Erdscholle weg, da kam ein kleines Männlein hervor und sprang gelenkig in die Hocktasche des Bauern. Dabeim zog dieser das Männlein heraus und stellte es behutsam vor sich hin. Es begann sogleich mit wispelnder Stimme zu sprechen: „Ich bin Heinzel, der König der Erdmännlein. Ich will den Quälereien, die Wäze euch zufügt, nicht mehr länger zuschauen. Deshalb werde ich euch befreien. Füllt morgen alle eure Taschen mit Kieselsteinen und werft sie, wenn Wäze euch wieder heßt, auf ihn'. Bei diesen Worten verschwand das Männlein, und der Bauer verständigte seine Leidensgefährten. Am anderen Morgen schien Wäze aufgelegt, es besonders arg zu treiben, doch kaum war das „Huissa' seinem Mund entschlüpft, da fielen schon die Steinchen der Bauern. Im Fluge vergrößerten sich die Kiesel und auf jedem schien ein Erdmännlein zu reiten. Die Hunde stüchteten heulend zu ihrem Herrn und wurden bald mit diesem von den Steinen zugedeckt. Da fingen die Steine auf dem Boden zu hüpfen an und türmten sich über Wäze zu einem kegelförmigen Berge auf."

Einer der sagenreichsten Berge ist der Untersberg. Hier mischen sich die verschiedensten Sagentypen zu einem Kranz, der sich um den weitausladenden Berg schlingt und die Gegenden von Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden einbezieht. Vorwiegend sind die Gestalten der Untersbergmannlein, kleinen, grauen Zwerge, deren Auftreten von vielerlei Beweggründen und Arten bestimmt ist.

„Ein Hirtenknabe ging den Untersberg hinab, und da es schwül war, streckte er sich bei einer Quelle ins Gras und schlief ein. Als er erwachte, griff er nach seinem Stab, den er neben der Quelle niedergelegt hatte. Aber o Wunder, statt des alten mit Eisen

beschlagenen Stodes blühte ein neuer Hirtenstab aus purem Gold aus dem Wasser. Voll Freude sprang der Hirte bergab und berichtete daheim von der wunderbaren Verwandlung. Viele Leute zogen nun aus in der Hoffnung, auch ihnen würde ein Untersberger Eisen in Gold verwandeln. Aber vergeblich warteten die guten Leute auf das Wunder.“

„Ein reiches Brautpaar zog nach der Hochzeit mit Musik und vielen Begleitern nach Hause. Als sie in die Nähe des Untersbergs kamen, öffnete sich der Berg, ein kleines, graues Männlein trat heraus und lud die Gesellschaft ein, ihm zu folgen. Im Innern des Berges war eine große Tafel gedeckt, und alles setzte sich zu Tische. Nach dem reichlichen Mahle legte sich die Gesellschaft zum Schlaf nieder. Als sie erwachten, führte sie der Untersberger wieder hinaus. Bei Tag gelangten sie ins Freie. Doch alles hatte sich merkwürdig verändert. Die Leute verstanden ihre Sprache nicht, es waren andere Häuser und Straßen. Sie fanden ihre Wohnungen nicht mehr und begaben sich schließlich zum Pfarrer, der in seinen Büchern nachschlug und darin fand, daß vor 100 Jahren ein Brautzug verlorengegangen sei.“

„Zuweilen rücken die Untersberger in großen Zügen aus dem Berg. Im Herbst 1860 sahen mehrere Bauern, die nachts vom Wirtshaus in der Gern heimgingen, einen langen Zug der Untersberger daherkommen. Es waren eine Menge längst Verstorbener darunter, auch der Schuster von Tanzbühel, der vor wenigen Jahren den Untersberg erstiegen hatte und seither verschollen war.“

„Ein Untersberger erschien auf einer Hochzeit in Glas, unter dem Gaisberg gelegen, und mischte sich unter die Tanzenden. Dem Fahrmann, der den Untersberger später über die Salzach setzte, hat er drei Pfennige und ein Steinlein gegeben mit den Worten: ‚Wenn du dieses um den Hals hängst, wirst du im Wasser nimmer zugrunde gehen‘. Der Schiffer blieb, so oft er auch ins Wasser kürzte, immer umdrehend. Die drei Pfennige hatte er zu seinem Spargeld gelegt, und sein Geldkasten hat sich nie geleert.“ Eine der schönsten Untersbergsagen erzählt von Lazarus Nigner, den ein Untersberger durch den ganzen Berg führte, in unterirdischen Gängen bis St. Bartholmä am Königssee und in den Salzburger Dom.

Ein immer wieder vorkommendes Motiv ist die Verbannung. Das Böse, das den Menschen bedroht, das ihm gefährlich werden kann, wird verbannt. Die Sage weiß es in unzugängliche Schluchten und in schaurige Abgründe oder — und das kommt besonders häufig vor — sie läßt es zu Stein erstarren. Frau Hitt, die tirolische Sagen-gestalt, erstarrte zu einem Felszaden, König Waghmann wurde in einer anderen Sagen-version samt seiner Familie in Stein gebannt, seine Hunde fanden auf dem Berg Hundstod den Ort ihrer Verbannung, der böse Geist des Pontius Pilatus wurde in einen kleinen See im Bereich dieses Berges gebannt. Auch die dramatische Großglocknersage hat die Verzauberung und Versteinigung zum Vorwurf: der tiefgefränkte Zauberer, der am Hundstein seinen Wohnsitz hatte, verwandelt die üppigen Almen am Wiesbachhorn aus Nachsicht in eine Schnee- und Eiswüste, während Spielmann, Johannisberg, Burgstall, Pfandlcharte und Judenalpe berggebannte Menschen vorstellen, während der Zauberer selbst in den Eisstrom der Pasterze gebannt ist. Die Dolomiten, die eine der schönsten Alpenfagen, die Geschichte vom König Laurin und seinem Rosengarten bewahren, sind der Schauplatz einer sehr bewegten Versteinigungsfage:

„Als Kinder eines Bauern vor dem Hof waren, um das Vieh zu hüten, kam ein alter Mann, der nach einem verlorenen Messer fragte. Die Kinder machten sich dienstbeflissen sofort daran, den verlorenen Gegenstand zu suchen und Menega, das älteste Mädchen, fand alsbald ein schönes und kostbares Messer. Sie lief dem Alten nach und übergab ihm den Fund. Der Mann zeigte sich hoch erfreut und sagte, die Kinder sollten am nächsten Tag an derselben Stelle auf ihn warten. Die Kinder sagten zu und gingen heimwärts. Da begegnete Menega einer fremden Frau. Das Mädchen erzählte ihr, was sich zuge-tragen hatte, und die alte Frau sagte, der Alte wolle ihnen gewiß eine Puppe schenken,

doch sie müßten aufpassen, da er zweierlei Puppen habe: solche, die in gelbe, weiße und rote Seidenkleider gewandet sind und andere, die Brokat und Goldgewänder tragen. Sie sollten dem Alten also zurufen:

Popa de preda,
con strazze de seda
ste li a vadàr
el Latemar!

Puppen von Stein
mit seidnen Fäden
bleibt dort und schaut euch
den Latemar an!

Dann müsse der Alte eine von den kostbaren Goldpuppen herausgeben. Anderntags gingen die Kinder wieder zum Staterpaß, um auf den alten Mann zu warten. Möglich vernahmen sie ein Geräusch, als ob im Berg ein Tor aufgemacht worden sei. Gleich darauf erblickten sie einen endlos langen Zug von Puppen, die alle in gelbe, weiße und rote Seide gehüllt waren. Da rief Menega den Spruch, den sie sich gemerkt hatte. Doch im gleichen Augenblick erhob sich ein furchtbares Brausen und Säusen, man vernahm ein schreckliches Hohngelächter und die Puppen verwandelten sich in Stein. Man kann sie noch heute in ihren Seidenkleidern bei Sonnenuntergang am Latemar sehen."

Mit Vorliebe nimmt sich die Alpenfage aller Weissagungen und Ahnungen an. Wie mancherorts, so heißt es auch im Gebirge, daß bevorstehende Todesfälle von Vögeln oder heulenden Hunden angezeigt werden. In der Christnacht sprechen die Kühe, und wer sie belauscht, hört von seinem eigenen nahen Ende. In der Schlierseeer Gegend heißt es, wenn um den Romberg eine Straße führt, der Schwarzenberg kahl ist und die Leute rot und weiße Hüte tragen, ist das Weltenende nicht mehr fern. Die Sage vom Birnbaum auf dem Wasserfeld zwischen Reichenhall und Salzburg prophezeit eine furchtbare Schlacht und daraufhin den Weltenuntergang.

„In Uri weideten Hirten eine große Herde. Am Abend vernahmen sie seltsame Geräusche, die alsbald zu einem schrecklichen Getöse wurden. Aus einer Felswand ertönte der Ruf: „Fort oder ihr seid verloren!“ Die Hirten überlegten, was zu tun sei. Da aber die meisten müde waren und schlafen wollten, erwarteten sie die Drohung als einen üblen Scherz. In der Nacht jedoch brach der Berg zusammen und begrub Hirten und Herden unter sich.“

Mit der christlichen Religion fand die Sage neue Elemente. In vielen Fällen geschah es, daß heidnisches Gedankengut und christliche Lehre ineinanderströmten, denn im Alpenraum wurde der alte Götterglaube nicht mit Schwert und Flamme ausgelöscht, im Gegenteil, St. Bonifatius selbst, der unentwegte Glaubensritter, geriet mit Papst Gregor dem Großen in Zwist, weil er im Eifer gegen das Gebot der Kirche die Donareiche fallen lassen. Die Kirche zeigte Milde und Duldsamkeit und übernahm viele Motive aus der alten Vorstellungswelt, um sie umzuschmelzen und ihrer Auffassung anzupassen. Dadurch blieb vieles vom ältesten Volkstum erhalten und zugleich auch ein Sagenzyklus, der von Ostgoten, Langobarden, Illyrern und Kelten stammte. Der bairische und alemannische Stamm sowie auch alpine Romanen und Slaven, alle von sich aus phantasiebegabt und schöpferisch, bewahrten sich dieses Gut und bildeten dazu selbst neue Sagen im Zusammenklang mit der christlichen Religion.

Dabei entstanden neue Gattungen, Geschichtsfagen, die im wesentlichen Erinnerungen an tatsächliche Geschehnisse zum Inhalt haben, doch die unrankt sind von phantasievollen Beigaben: die Namen- und Wappenfagen, Gerichtsfagen, eine große Anzahl von Glockenfagen, Räuberfagen und Schatzfagen. Weniger entwickelt wurde im Alpenraum die Schwankfage, wie es etwa in Niederdeutschland der Fall war. Der Humor konzentrierte sich in den Alpenländern hauptsächlich im Schnadahüpfel.

Vor allem war es die Gestalt des Teufels, um die sich neue Mär bildete. Verkörperten ehemals Unholde, Dämonen und gespenstische Tiergestalten das Böse und Niedrige, so

war nunmehr der Teufel die gegebene Person dafür. Die Vorstellung stattete ihn mit graufigem Beimerk aus, sie malte ihn schwarzzottig, mit glühenden Augen und Hörnern und einem Schwanz, er hinkte oder bewegte sich auf Bodsfüßen und verbreitete Gestank um sich.

Teufelsjagen gibt es in vielen Arten; die Motive der Versuchung, der Belohnung und Bestrafung, der Angst, der List, der Verwünschung waren verlockend und dankbar. Auffallend ist, daß die Teufelsjage in den westalpinen Gebieten eine ganz andere Gestaltung erfuhr als in den Ostalpen. Sie ist im Westen düster, unwittert vom Tragischen, gleichsam ein Symbol drohender Naturgewalten. In den Ostalpen erhält die Teufelsjage in den meisten Fällen — nicht immer — eine Wendung ins Schalkhafte. Der Teufel erscheint als Versucher, doch der Mensch wendet eine List an und der Teufel steht am Ende als der Gevrellte da. Derber Wib, Verschlagenheit und Bauernschläue triumphieren über die Macht der Hölle. So etwa hier: „Ein Bauernbursche weilte zum Viehhüten auf der Alm. Da erschien der Teufel und bot ihm für seine Seele einen Goldklumpen an. Der Bursche sagte zum Teufel: ‚Wenn du mir die Bäume jenes Waldes in einer halben Stunde zählst, und wenn du meinem Ziegenbock einen Fuß ausreißt, daß er nichts davon spürt, gebe ich dir meine Seele umsonst.‘ Das schien dem Teufel ein leichtes. Allein die Frist war bald verstrichen und der Teufel hatte noch nicht die Hälfte der Bäume gezählt. Nun wollte er dem Bock einen Fuß ausreißen, doch dieser sprang auf ihn zu und versekte ihm solche Stöße, daß der Teufel die Flucht ergriff und in der Eile über den Abgrund hinausprang.“

Eine andere Teufelsjage: „Ein Jäger fand am Funtenjee im Steinernen Meer auf einer Geröllhalde einen Haufen blißblanter Taler. Er nahm davon, so viel er in seinem Gewand unterbringen konnte. Der Teufel freute sich schon, einen gefunden zu haben, den er mit seinem Gelde fangen konnte. Aber der Jäger ging im Tal schnurstracks in die Kirche und tauchte die Taler in den Weihbrunnkessel. Darüber wurde der Teufel wild und hat so in seiner Mühl (Teufelsmühle am Funtensee!) gehaust, daß vor Schreck alle Fische im See umgestanden sind.“

Auch das Motiv der Versteinering wurde dabei übernommen. So berichtet eine Lattengebirgsjage von Agnes, der braven Sennerin, die vom Teufel oftmals vergeblich versucht wurde. Einmal verkleidete er sich als Jäger und verfolgte sie, doch Agnes hatte ihn erkannt und lief davon. In ihrer Angst sprang sie über eine Felswand. Ihre Seele flog mitten in den Himmel, während ihr Leib zu Stein erstarrte.

Auch der Tod wurde gerne vom Menschen überlistet, wie es im bayerischen „Brandner-Raspar“ beispielhaft ist. Ein ähnlicher Vorkurf aus Kärnten: „Der Tod und die Lödin zogen den Berg hinauf und er begann beim letzten Bauern zu mähen. Sie kamen tiefer und tiefer, und in jedem Haus starben die Leute weg. Es nützte nichts, wenn die Türschwellen mit Weihwasser besprengt und die Wachstlichter angezündet wurden, bei den Bittprozessionen fielen die Männer und Weiber um, so daß der Pfarrer bald vergeblich auf die Gläubigen wartete. In diesem Jammer sagte ein alter Mann: ‚Dem Tod begegnet niemand, aber die Lödin könnte man abpassen, wenn man Wäsche hängen läßt. Dann könnte man sie ertwischen.‘ Ein junges Brautpaar hörte davon und sie spannten in einer hellen Nacht zwischen zwei hohlen Bäumen einen Strid. Darauf hängten sie Wäsche und verstedten sich selber in den hohlen Bäumen. Wirklich kamen der Tod und die Lödin, und als diese die Wäsche sah, legte sie ihren Rechen weg und nahm die Wäsche herunter. Der Bursche schlüpfte schnell aus seinem Versted und ergriff den Rechen der Lödin. Da sie ohne diesen keine Gewalt besaß, klagte sie laut, als sie den Verlust bemerkte. Da wurde der Tod aufmerksam und kam herbei, um nach seinem Weib zu suchen. Seine Sense lehnte er an den Baumstamm. Schnell griff die Braut nach der Sense und verstedte diese. Nun war auch der Tod machtlos. Da sagte der Tod: ‚Wir werden hier wohl aufhören müssen und warten, bis uns wieder Sense und Rechen gegeben werden.‘ Und sie gingen weg aus der Gegend. Das Brautpaar aber warf die graufigen Geräte

in den Fluß, und dann wurde nach unzähligen Begräbnissen wieder fröhlich Hochzeit gefeiert."

Mit der christlichen Religion erblühte eine sehr holde, in ihrer Zartheit oft lyrische Form der Sage: die Legende. Güte und Herzensadel, Frömmigkeit und Reinheit stehen im Kampf gegen die Macht des Bösen. Das Ergebnis ist entweder die Belohnung der guten Tat oder ein tragisches Ende, das aber glanzvoll vom Wunder überstrahlt wird.

Eine Legende aus der Schweiz erzählt von den Raben des heiligen Meinrad: „Meinrad war der Sohn eines reichen Grafen, aber er legte keinen Wert auf die Güter dieser Welt. Er kehrte sich von ihr ab und lebte als Einsiedler in einer Berggegend. Er hatte nur zwei Raben, die ihm Gesellschaft leisteten und ihm dienstbar waren. Da streunten böse Gefellen durch das Tal und Meinrad wurde von zwei Räubern aufgegriffen und erschlagen. Doch die Raben folgten den Bösewichtern! Krächzend umflatterten sie die Mörder, immer stießen sie auf dieselben hinunter, so daß die Leute bald auf die Flächtigen aufmerksam wurden. Man nahm sie fest, ohne jedoch die Vögel verschrecken zu können. Sie blieben in der Nähe, und ihr fortwährendes heiseres Geschrei brachte die Mörder so weit, ihre Greuelthat zu gestehen. Sie wurden zum Tode verurteilt. Dort aber, wo einst Meinrads dürftige Einsiedelei stand, wurde das Kloster Einsiedeln gegründet, das in seinem Wappen zur Erinnerung an die Treue der Tiere zwei Raben führt.“

Das Mittelalter beschwor Hexen und Zauberer, es bannte böse Geister in Abgründe und Gewässer, auf Höhen oder in das Innere der Berge. Die Menschen der damaligen Zeit hatten das aufrichtige Verhältnis zur Natur verloren. Sie erkannten weder ihre Schönheit noch genossen sie ihre Ruhe und Einsamkeit — für sie galten nur Gefahr und Beschwierlichkeit, Schauer und Schrecken. Aus diesem Grund bevölkerten sie die Gebirgswelt in ihren Vorstellungen mit Schreckgestalten und bannten Unselige an schauerliche Orte.

Als eine bevorzugte Schreckensfigur ist der Drache anzusehen, der Lindwurm, das fürchterliche Ur- und Untier. Der riesige Wurm erscheint geflügelt, mit Ehsenfüßen versehen, mit Krallen und feuerispeiendem Maul, er haust in Höhlen, Schluchten und im Berginnern, er fordert seine Opfer in Gestalt von Knaben, Jungfrauen oder Bämmern, oder er holt sich seine Beute nach Gutdünken. Oft hütet er Schätze, in anderen Fällen liegt er, zur dauernden Beunruhigung der Menschen, lauernd und auf den gegebenen Augenblick wartend, in seiner dunklen Tiefe. Dafür ist die alte Walchenseesage, nach der ein Drache im Seegrund haust und unter gegebenen Umständen so wütend mit seinem Schwanz ausschlagt, daß die Wellen aufschäumen, über die Ufer drängen und das ganze Land samt München übersfluten, ein treffliches Beispiel.

Eine Abart des alten Lindwurms ist der Tagelwurm, der Birgstuzen, Stollenwurm oder wie er sonst noch genannt wird. Fast über den ganzen Alpenraum verbreitet sich die Sage von diesem Tier. Es wird gewöhnlich als kurze, dicke Schlange mit kleinen Füßen geschildert, der Kopf wird zuweilen mit dem einer Katze verglichen. Der Tagelwurm ist weniger fürchterlich als der Lindwurm, doch keinesfalls ungefährlich, er bewacht Höhlen, Schätze und verzauberte Menschen, er tritt als Vorbote besonderer Geschehnisse auf, und in manchen Gegenden lebt er heute noch in der Vorstellungswelt der Menschen.

Eine immer wiederkehrende Form, ein tausendfach abgewandeltes Motiv ist der Schatz. Er ist verborgen, er ist bewacht, er ist verwünscht, verflucht, er ist unerreichbar, seine Erlangung ist an schwer zu lösende Aufgaben gebunden. Da und dort wird er verschwenderisch verschenkt, anderswo wird er verzaubert, in Stein verwandelt. Das geheimnisvolle Berginnere war für die Schatzsage besonders verlockend, ebenso wie das Gold- und Edelsteinvorkommen in den Alpen. Daraus entstanden dann die unzähligen Goldbrünnlein, die Schatzgräbersagen. Es mag auch sein, daß ein Hirte, Schutz suchend, in eine Höhle geriet, deren Gestein vom Frost glasiert war und dieses im Widerschein eines Blühes aufflammte, die Phantasie des verängstigten Menschen entzündete und auf diese Weise die Kunde von unermesslichen Schätzen entstand. Es gibt kaum eine Gegend, die nicht

ihre Schatzsage hätte — es ist der Reichtum, von dem die Menschheit träumt, den sie ersehnt und in tausend Geschichten beschwören will. Die ganze Sagentwelt wird dabei lebendig. Drachen, Zwerge, Niesen, gute und böse Geister hüten die Schätze, die seltsamsten Gestalten werden erdormen, Wunderblumen blühen, Goldbrunnen rauschen, goldgehörntes Wild steigt über die Felsgrate, Steine verwandeln sich in Gold, und Gold, Gold und noch einmal Gold wartet auf den, der vom Schicksal dafür ausersehen ist. Das Geheimnisvolle der Alpenwelt, das Geklüft, der Spud der Höhlen, das Gekstimmer des Gesteins, kamen der Entstehung der Schatzsage sehr zu Hilfe. Eine der schönsten Schatzsagen ist in den Julischen Alpen beheimatet, die Platorog-Sage: „Am Triglav hatten die Rojenice, die Schicksalsgöttinnen, einen herrlichen Garten, in welchem die rote Triglavrose tausendfältig blühte. Aber auch andere Blumen gediehen in Schönheit und Uppigkeit, und es gab klare, frische Bäche und liebliche Seen. Flinkte graue Zwerge bewachten das Paradies, denn kein Mensch durfte es sehen. Im Garten befand sich auch eine große Schar weißer Gemsen, deren Leitbloß Platorog goldene Hörner trug. Die Gemsen ließen auf jeden, der sich dem Garten näherte, Steine fallen. Daher mußten, wenn einer zum Eintritt in den Paradiesgarten gelangen wollte, zuerst die Gemsen, vor allem der erste Wächter und Platorog erlegt werden. Doch nur ein Weifferschuße konnte Platorog etwas anhaben. Sowie er verwundet wurde, sproß sofort aus der Erde, die sein Blut tränkte, die alles heilende Alpenrose, deren Blätter Platorog sofort wieder genoß. Nur wenn der tödliche Schuß ins Herz gelänge, könnte in den Garten gelangen, und er könnte weiter mit dem in eine Wünschelrute verwandelten Gehörn die Zauberköhle im Berge Bogatin öffnen, die so viele Schätze birgt, daß 700 Wagen nicht ausreichen, um dieselben fortzuschaffen. Doch bis heute ist es keinem gelungen, Platorog zu erlegen.“

Eine Schatzsage vom steirischen Erzberg: „In dem See, der außerhalb des Dorfes liegt, lebte ein Wassermann. Die Leute wußten davon, und eines Tages, gelang es, ihn zu fangen. Sie nahmen ihn ein Stück Weges mit, doch der Wassermann begann zu jammern und zu bitten, er wollte wieder frei werden, zudem taugte ihm die Landluft gar wenig. Als er sah, daß sein Flehen nichts half, bot er den Leuten an, ihnen etwas zu schenken, wenn sie ihm die Freiheit geben wollten. „Laß hören, was du uns geben kannst“, riefen die Leute. Da sagte der Wassermann: „Wählst einen goldenen Fluß, ein silbernes Herz oder einen eisernen Hut.“ Die Leute konnten sich nichts darunter vorstellen und sie ersuchten den Wassermann, ihnen zu erklären, welche Bewandnis es mit seinen Geschenken habe. Der Wassermann sprach: „Das Gold währt nur kurz, das Silber nicht lang, das Eisen immer.“ Die Leute sahen sich an und berieten, und schließlich entschlossen sie sich für den eisernen Hut. Da schenkte ihnen der Wassermann einen ganzen Berg voll Eisen, den Erzberg. Die Leute waren zufrieden und der Wassermann erhielt seine Freiheit wieder.“

Um die Verwandtschaft der Motive aufzuzeigen, folgt eine Königsfeesage, die überaus dramatisch und romantisch ist: „Ein armer Jägerbursche liebte die Tochter des reichen Wildmeisters. Als dieser starb, mußte Berthold weiterziehen, da man keinen Gesellen mehr brauchte. Schweren Herzens zog er in die Wildnis der Wälder. Eines Tages verfolgte er die Spur eines Edelmwibes und gelangte dabei an den Königssee. Während er voll Bewunderung auf das Gewässer blickte, bemerkte er plötzlich einen Schwan. Ehe er sich verfuhr, tauchte der Vogel, und im nächsten Augenblick stand die Seejungfrau vor ihm. Sie grüßte ihn und fragte, als ihr sein trauriges Aussehen auffiel, nach seinem Kummer. Der Bursche berichtete ihr von seinem Herzeleid. Die Fee sprach ihm Mut zu und befahl ihm, ihr zu folgen. Sie gelangten in verborgene Klüfte und Höhlen, in welchen die Goldschätze des Gebirges aufbewahrt lagen. Die Seejungfrau gebot dem Jäger, soviel davon zu nehmen, als er begehre. Das ließ sich Berthold nicht zweimal sagen, und schwerbeladen kehrte er zurück. Er ging sofort zu der Wildmeisterstochter, und alsbald wurde Hochzeit gefeiert. Das Paar lebte eine Weile glücklich und zufrieden, doch nach einiger Zeit begann der Jäger, das Gold zu vergeuden. Er geriet in großes Elend, und

oftmals suchte er die Stelle auf, wo ihm die Fee erschienen war. Eines Abends kam sie wieder. Noch einmal sollte Berthold geholfen werden, doch diesmal führte ihn die Sejungfrau nicht zu den Goldschätzen, sondern zeigte ihm die Salzlager des Gebirges. Da sollte er als fleißiger Bergmann schürfen, und sein Reichthum werde nie mehr verfliegen. So geschah es auch. Das Salz blieb eine ergiebige Quelle des Glücks für ihn und seine Nachkommen.“

Im engsten Zusammenhang mit dem Christentum steht das Motiv der Gottesstrafe. Frevel, Übermut, Sakramentsentehrung, Geiz und Neid und manche andere Vergehen werden durch ein Gottesgericht abgeurteilt und bestraft. Natürliche Vorgänge wie Bergstürze und Verkarstungen, die gute Weideplätze vernichteten, Verlandungen von Seen, Bergletscherungen, Überschwemmungen und Sturmchäden wurden als Strafe Gottes angesehen. Drei Jäger, die während der sonntäglichen Messe auf die Birsch gehen, werden, während es im Tal zur Wandlung läutet, auf dem Stausen in Steine verwandelt; die „Drei Brüder“, die von Unten aus am Sonntag zum Wildern aufgebrochen waren, erfuhren in der Keiteralpe dasselbe Schicksal, wie auch die Sennertinnen am Kiliansberg, die während der Messe ihrer Hoffahrt frönten, der Zorn Gottes traf.

Aus Schwarz berichtet die Sage: „Die Knappen sind wegen ihres Reichthums so übermütig geworden, daß sie zum Gottesdienst, den sie vor der Einfahrt besuchten, sich nicht mehr mit der erzernen Glocke begnügten, sondern eine aus Silber begehrten. Die Silberglocke wurde gegossen und aufgehängt, aber als die Knappen nach dem ersten Läuten derselben in den Schacht einfuhren, waren die Gänge leer geworden und sie trafen nur auf taubes Gestein. Da zogen die Fremden, mit Schätzen beladen, aus dem Tal fort, nur die Knappen blieben verarmt zurück.“

Ein furchtbares Gottesgericht spielte sich auf der Übergossenen Alm am Hochkönig ab: „Wo heute Schnee und Eis den Berg bedecken, waren einst saftige grüne Matten, die eine üppige Weide für das Vieh bildeten. Überfluß herrschte auf den Almen, doch statt die Gaben zu nützen, trieben die Sennertinnen Frevel damit. Sie ließen die Hörner der Stiere vergolden, hängten den Kühen silberne Glocken um, pußten die Sennhütten mit Milch, wuschen sich mit Rahm und fegelten mit Butterkugeln und Käsläuben. Eines Tages trieben sie es besonders arg. Da zog ein Unwetter daher, und während der Donner krachte und die Blitze zuckten, verwandelte sich die ganze Alm in eine Schnee- und Eisküste.“

Hier reiht sich auch wieder die Großglocknersage ein, die in ihrer merkwürdigen Verknüpfung von heidnischen und christlichen Elementen besonders bewegt wird. Zauberer, frevelnde Sennen und das Gottesgericht stehen sich gegenüber. Während der Zauberer an Sennen und Bauern grimmige Rache übt, wird er selbst durch Gottes höchste Macht vernichtet. Es kommt öfters vor, daß sich die Elemente mischen. Es ist als sicher anzunehmen, daß die Bestrafung des Zauberers als ergänzender Teil der früheren Sage von Frevel und Rache hinzugefügt wurde. Wenn eine Sage durch die Erzählfreudigkeit des Volkes fortgeführt und ergänzt wird, verliert sie dadurch nichts an ihrer Echtheit. Erst wenn sie bewußt verwandelt wird, gereicht es ihr zum Schaden. Im Falle der Großglocknersage mußte eine Ergänzung erfolgen, denn der Zauberer, der als böse und rachsüchtig geschildert wird, durfte nicht die Vergeltung der Vernichtung haben; der christliche Gerechtigkeitsinn forderte, daß er von einer noch höheren Macht bestraft wurde. Auf diese Weise entstand eine der schönsten und prägnantesten Alpenfagen.

Als weiterer Typ der Alpenfage ist die Geschichtsfage zu nennen. Sie befaßt sich mit vielen historischen Gestalten; Kaiser, Könige und Herzoge gehen durch ihre Darstellungen; Tassilo erscheint in den bayerischen Sagen; Maximilian, der letzte Ritter, ist die vornehmste Sagenfage Tirols, und allen Sagen voran steht sein großes Jagdabenteuer in der Martinswand, daraus der Kaiser durch einen als Jäger verkleideten Engel gerettet wurde; Margarete Maultasch, die schöne Welferin, Friedel mit dem leeren

Beutel, und Georg Frundsberg sind in den Sagen lebendig geblieben, und Karl der Große schläft im Untersberg. Was sich fabulierend um Steine, Bäume, Burgen, Türme und Tore rankte, reiht sich in dieses Gebiet. Insbesondere sind es die Gründungen von Kirchen, Klöstern, Gnadenorten, Siedlungen, Dörfern und Städten, die zur Geschichtsfage Anlaß gaben.

„Kaiser Ludwig der Bayer befand sich in großen Schwierigkeiten, vor allem in Geldnöten. Er kehrte aus Rom zurück, und seine Hoffnung knüpfte sich an ein Marienbild, das er dort erhalten hatte. Er sollte dem Bild eine würdige Stätte bereiten und dafür ward ihm Hilfe in seiner Not in Aussicht gestellt. Der Kaiser ritt über das Gebirge, das Marienbild führte er mit sich. Als der Zug in die Nähe von Ettal kam, wurde das Bild in seinen Armen immer schwerer, so daß es schließlich Kofs und Reiter zu Boden drückte. Da erkannte der Kaiser ein sichtbares Zeichen, hier dem Bild eine dauernde Bleibe zu errichten, und er gründete das Kloster Ettal.“

Bekannte Sagengegestalten sind in Osterreich und in der Schweiz die Benedigermannsdln, die ebenfalls in die Geschichtsfage einzureihen sind. Meist sind es alte, graue Männlein, die aus Italien kommen und in den Alpen Gold suchen oder verwahren. Am dichtesten wird der Sagentreis im Bereich des Großenbenedigers, der, wie oft behauptet wird, seinen Namen von den Benedigern erhalten habe. Die Benediger werden größtenteils als gutmütig bezeichnet und lassen auch andere an ihrem Reichtum teilhaben.

Aus der Schweiz: „Ein Hirte hütete seine Kühe und ruhte dabei an einer Quelle aus. Plötzlich kam ein altes, verhuzeltes Männlein daher. Der Hirte fühlte Mitleid, wie sich der Alte den Berg hinaufmühte und gab ihm, ohne daß der andere darum gebeten hätte, eine Pause. Das Männlein war hocheifreut, verspeiste Brot, Butter und Käse und zog dann ein Häflein hervor, mit dem es aus der Quelle Wasser schöpfte. Als es getrunken hatte, hielt es das Gefäß dem Hirten hin. Doch dieser erschrak nicht wenig, als er auf dem Grund des Gefäßes pures Gold schimmern sah. „Stelle das Häflein unters Wasser“, sagte der Benediger. „Wenn es ganz voll Goldsand gelaufen ist, dann bring es mir nach Benedig, ich will es dir dort teuer bezahlen.“ Der Hirte tat wie ihm geheißen. Von Tag zu Tag mehrte sich das Gold, und als das Häflein voll war, machte er sich damit auf den Weg. Es war eine weite Reise, doch der Hirte gelangte wohlbehalten nach der Stadt Benedig und fand dortselbst auch das Haus, in welchem der Benediger wohnte. Der war ein gar feiner Mann und legte ihm blanke 600 Gulden auf den Tisch. Voll Freude zog der Hirte heim, aber so oft er später das Häflein unter die Quelle hielt — es kam kein Gold mehr hervor.“

Überall an den Engpässen, an den Flußläufen, auf den talperrenden Kiegeln, saßen trübsig und verwegen die Burgen. Hier ist die Geschichtsfage mit ihren Abzweigungen daheim und weiß von früherer Zeit zu berichten. Nicht alle Kunde ist froh. Oft leuchtet es schreckhaft auf, und düster klingt die Stimme aus der Vergangenheit: „Der Ritter von Glanegg, dessen Burg zwischen Reichenhall und Salzburg am Fuße des Untersbergs stand, war ein gar feindseliger Mann. Eines Tages gab er ein großes Bankett, dazu er alle Edlen, so in der Gegend hausten, eingeladen, also auch den Hallgrafen zu Plain, der ihm nicht sonderlich gewogen. War ein großes Fest und alles voll der Freuden und jedweder dachte, der Glanegger ist reuig geworden. Da wurde ein anderes Gericht aufgetragen. Man gab die Schüssel zuvorderst dem von Plain, und dieser hob den Deckel, und er mußte sehen in der Schüssel die Leiche von seinem kleinen Sohn. Da hub ein wilder Tumult an und Wehgeschrei erhob sich allerorts und die Burg stürzte zusammen in einen Haufen. Der Glanegger kam in einen Felspalt zu liegen und man kann ihn heut noch aus dem Fürstenbrunnen wehklagen hören.“

Die Alpensage eröffnet eine reiche Schau. Sie führt in alle Teile des Gebirges, sie ist erfüllt von Farbe und Leben, von Dramatik und einer glühenden Vorstellungskraft. Böses und Gutes, Leidenschaften und Sehnsüchte der Menschen, die im Bann der Berge ihr Leben fristen, werden offenbar. Darüber hinaus bildet die Alpensage ein hohes Kulturzeugnis für die Bergvölker, die trotz der Härte ihres Daseins die Kraft, die Lust und den Mut zum Schöpferischen fanden. Sie spricht für die Ehrwürdigkeit der Tradition: Der Atem grauer Vorzeit weht durch sie noch bis in unsere Tage. Bewahren wir den Schatz, der unsere Aufmerksamkeit, unsere Liebe und Obhut verdient!

Inskrift der Verfasserin: Erika Schwarz, Berchtesgaden, Waldhof.

